



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





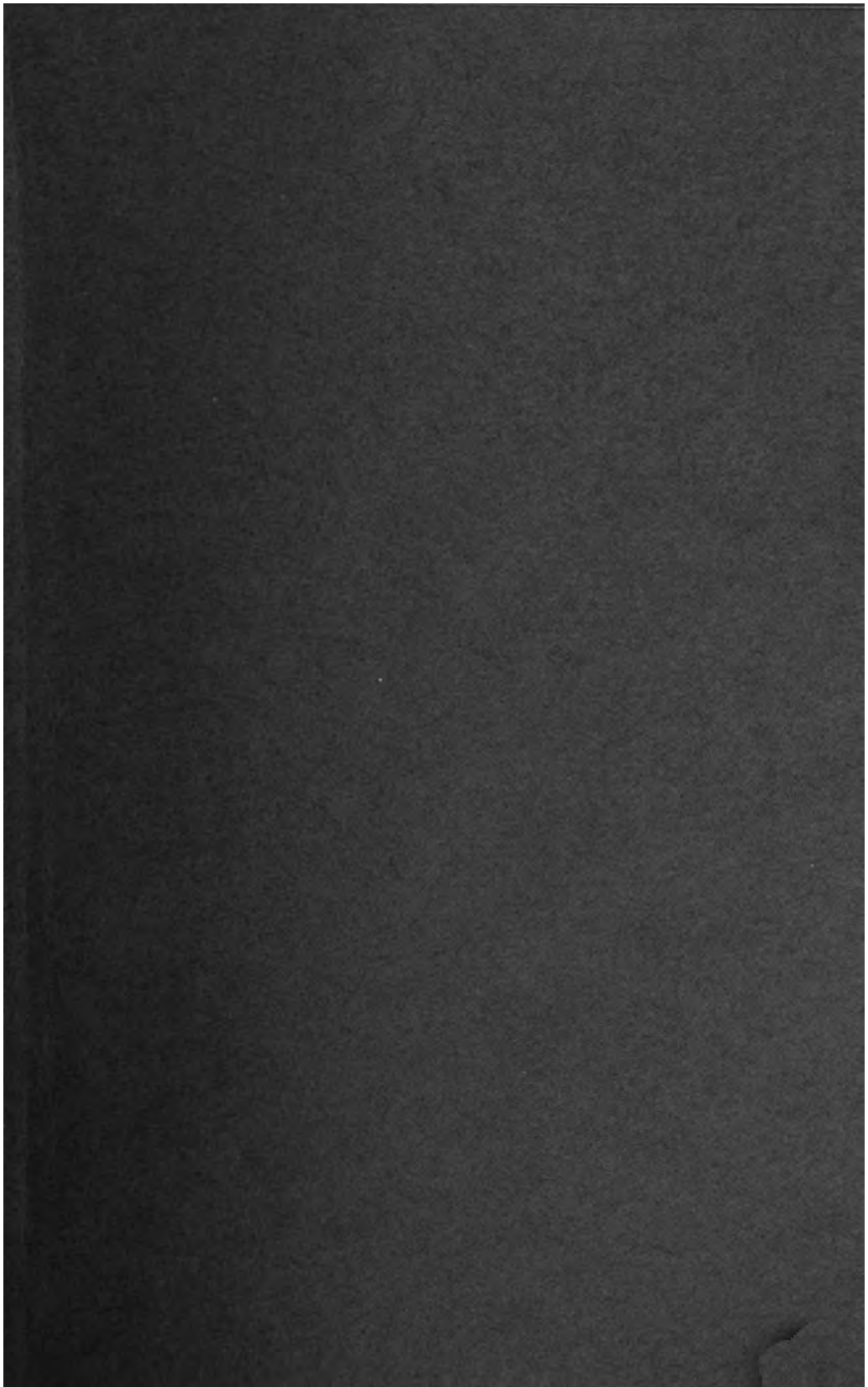
*Taylor*  
*Institution Library*  
*OXFORD*

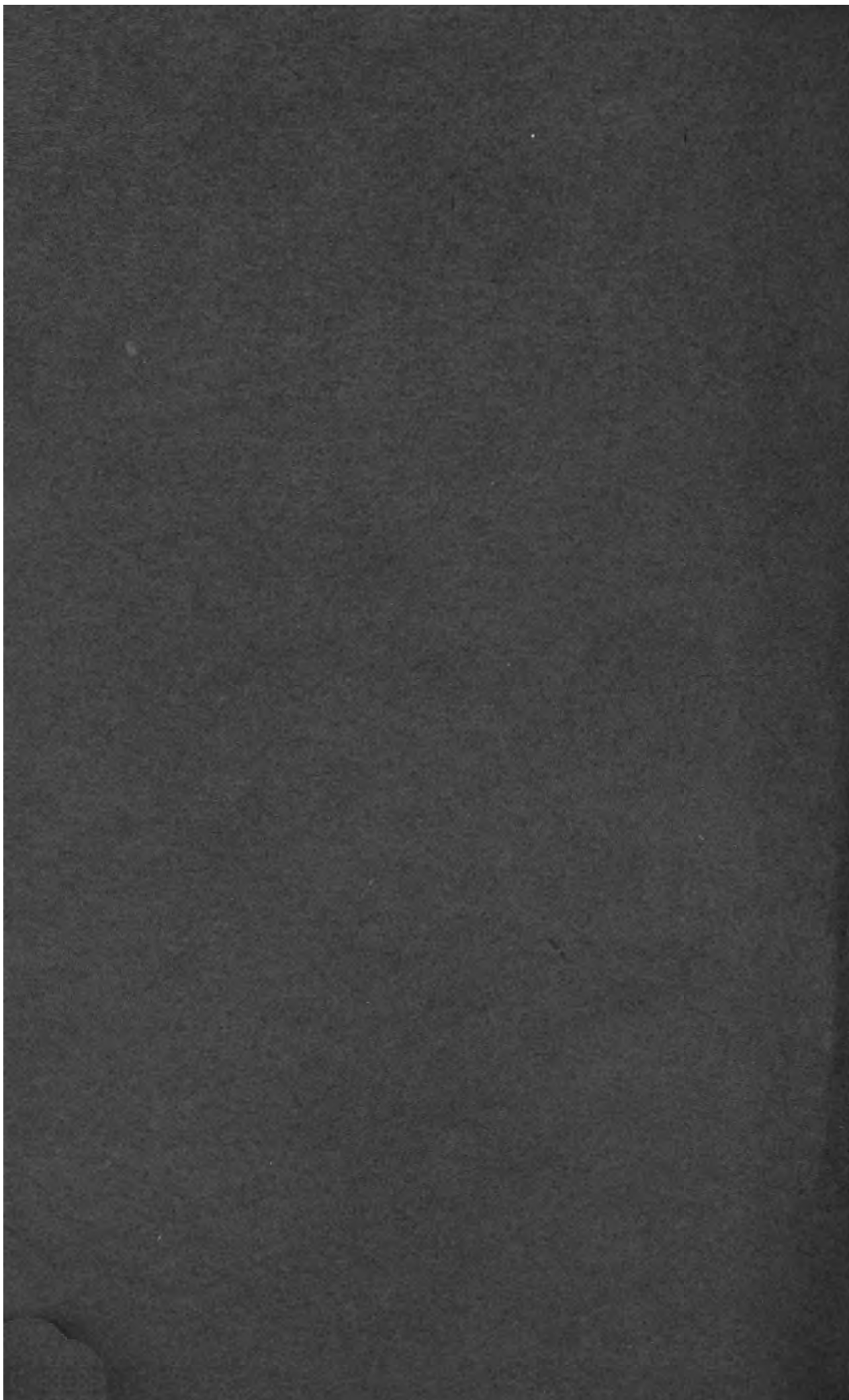
PRESENTED BY

Dr G. Weiler  
Bequest  
1996

Dr G. Weiler







**Tolstoj=Werke**  
**I. Serie, Band 3**

514

LEO N. TOLSTOJ  
Gesammelte Werke



I. Serie · Band 3

Von dem Verfasser  
genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld

Leo N. Tolstoj  
Novellen Band I

Der Morgen des Gutsherrn / Auf-  
zeichnungen eines Marqueurs /  
Luzern / Albert / Zwei Husaren



3. Tausend

Verlegt  
bei Eugen Diederichs in Jena 1911



## Inhalt

|                                   |     |
|-----------------------------------|-----|
| Der Morgen des Gutsherrn .. ..    | 1   |
| Aufzeichnungen eines Marqueurs .. | 103 |
| Luzern .. .. .                    | 137 |
| Albert .. .. .                    | 187 |
| Zwei Husaren .. .. .              | 243 |



# Der Morgen des Gutsherrn

Bruchstück eines unvollendeten Romans  
„Der russische Gutsherr“ 1852.



Ein Werk Tolstoj's ist in dem Grade das Abbild seines eigenen Wesens und seiner eigenen Schicksale, wie der „Morgen des Gutsherrn“. In den „Lebensstufen“ haben wir Nechljudow kennen gelernt. Er ist Irtenjew's bester Freund. Beide aber, Irtenjew und Nechljudow, sind gewissermaßen nur die ausgestalteten Teile einer höheren Einheit, die in der Person ihres Schöpfers lebendig war. Beide haben vieles von den Zügen ihres Dichters, und während ihn in seiner allerersten Schaffensperiode Irtenjew mehr fesselte, überwiegt allmählich die Neigung zu Nechljudow, und alles Selbsterlebte findet unter seinem Namen seine dichterische Wiedergeburt.

„Der Morgen des Gutsherrn“ ist fast mit jedem Worte Selbstschilderung. Nechljudow ist Tolstoj. Und so hätten wir in dieser kleinen Erzählung, die sich so ganz unpersönlich giebt, mit mehr Recht als in den „Lebensstufen“ ein Stück Biographie des Dichters aus seinen Jünglingsjahren zu erblicken.

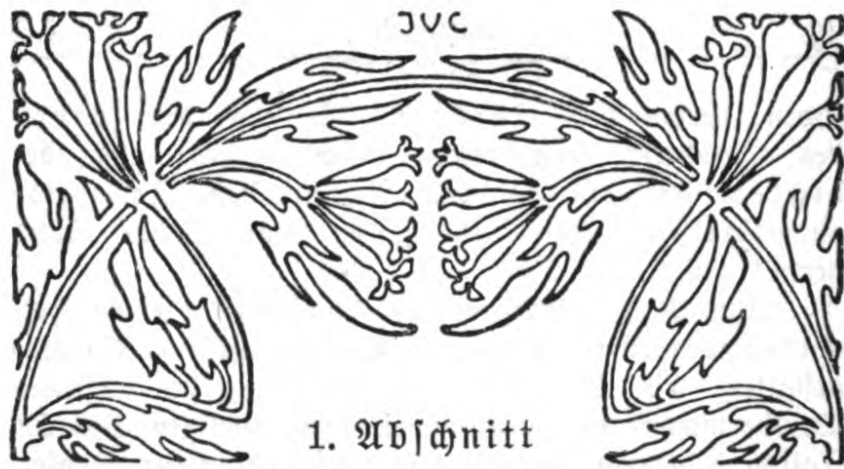
„Der Morgen des Gutsherrn“ ist ein Bruchstück. Man empfindet das nicht, wenn man es nicht geschichtlich festgestellt hat, denn die Erzählung ist trotzdem vollkommen künstlerisch abgerundet. Wie Tolstoj in den „Lebensstufen“ allgemein die Entwicklung eines Menschen unter bestimmten Verhältnissen vorzuführen gedachte, plante er im weitesten Umfange das Bild eines russischen Gutsherrn. Der Roman sollte auch den Titel „Der russische Gutsherr“ führen. Im Zusammenhange mit

seinen persönlichen Schicksalen, die ihn das Leben des Gutsherrn unterbrechen ließen, wurde auch der dichterische Plan geändert. Nur der kleine Teil wurde ausgeführt, der den Titel „Der Morgen des Gutsherrn“ trägt.

Was dem „Morgen des Gutsherrn“ seinen hervorragenden Wert giebt, ist die Charakteristik der Bauerngestalten. Ein Teil der Wesensschilderung des russischen Dorfbewohners nun liegt in seiner eigenartigen Sprache. Tolstoj beherrscht sie wie kein zweiter russischer Dichter. Aber nur der Leser des Originals wird diesen Vorzug ganz würdigen können. Die Uebersetzung vermag kaum andeutungsweise die Originalität und Kraft dieser Bauernsprache nachzuahmen. Der deutsche Leser kann sich davon eine Vorstellung machen, wenn er sich etwa die Sprechweise (nicht um die Mundart handelt es sich) Anzengruberscher Bauern in eine fremde Sprache übertragen denkt.

R. Löwenfeld





Fürst Nechljudow war 19 Jahre alt und im dritten Kursus der Universität, als er zu den Sommerferien auf sein Landgut kam und dort den ganzen Sommer allein verlebte. Im Herbst schrieb er mit unentwickelter kindlicher Hand an seine Tante, die Gräfin Bjelorezka, die nach seiner Meinung seine beste Freundin und die genialste Frau der Welt war, folgenden (hier in Uebersetzung wiedergegebenen) französischen Brief:

„Liebe Tante!

Ich habe einen Entschluß gefaßt, von dem das Schicksal meines ganzen Lebens abhängen soll. Ich verlasse die Universität, um mich ganz dem Landleben zu widmen; denn ich fühle, daß ich dafür geboren bin. Sagen Sie, liebe Tante, um Gottes willen nicht über mich! Sie werden sagen, ich sei jung. Vielleicht bin ich wirklich noch ein Kind; aber das hindert mich nicht, meinen Beruf, d. h. dem Guten nachzustreben und es zu lieben, in meinem Innern zu fühlen. Wie ich Ihnen schon geschrieben, habe ich alles in unbeschreiblicher Zer-



rüttung vorgefunden. Als ich die Ordnung wiederherstellen wollte und den Geschäften näher trat, entdeckte ich, daß das Hauptübel in der traurigen, jammervollen Lage der Bauern besteht, und daß das Uebel derart ist, daß man es nur durch Arbeit und Geduld beseitigen kann. Wenn Sie nur zwei meiner Bauern, David und Swan, sehen könnten und das Leben, das sie mit ihren Familien führen, so bin ich überzeugt, der bloße Anblick dieser beiden Unglücklichen würde Ihnen mehr als alles, was ich Ihnen sagen könnte, meine Absicht erklären. Ist es nicht meine heilige natürliche Pflicht, für das Glück dieser siebenhundert Menschen zu sorgen, für die ich Gott dereinst werde Rechenschaft geben müssen? Ist es nicht Sünde, sie der Willkür roher Starosten und Verwalter preiszugeben, bloß aus Genußsucht oder Ehrgeiz?

Und wozu auch in einem andern Wirkungskreise Gelegenheit suchen, nützlich zu sein und Gutes zu thun, wenn sich mir eine so edle, glänzende und nahe Verpflichtung darbietet. Ich fühle in mir die Befähigung, ein guter Landwirt zu sein; und um ein solcher zu sein, wie ich dieses Wort verstehe, bedarf es weder eines Kandidaten-Diploms noch eines Amtes, wie Sie dies so sehnlich für mich wünschen. Liebe Tante, machen Sie keine ehrgeizigen Pläne für mich; gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß ich vollständig meinen eigenen Weg gehe, einen Weg, der gut ist und der — ich

fühle es — mich zum Glücke führen wird. Ich habe viel, sehr viel über meine Verpflichtungen in der Zukunft nachgedacht; ich habe mir Grundsätze für mein Handeln aufgesetzt, und wenn mir Gott nur Leben und Kraft giebt, wird mein Vorhaben glücken.

Zeigen Sie diesen Brief nicht meinem Bruder Wassja; ich fürchte seinen Spott. Er ist gewohnt, über mich zu herrschen, und ich bin gewohnt, mich ihm zu fügen. Wird Wanja meine Absicht auch nicht billigen, so wird er sie doch begreifen.“

Die Gräfin antwortete ihm in folgendem Briefe, der ebenfalls hier aus dem Französischen übersetzt wird:

„Dein Brief, lieber Dmitrij, hat mir nur das Eine bewiesen, daß Du ein vortreffliches Herz hast, und daran habe ich nie gezweifelt; aber, lieber Freund, unsere guten Eigenschaften schaden uns im Leben mehr als die schlechten. Ich will Dir nicht sagen, daß Du eine Thorheit begehst, daß Dein Vorgehen mich kränkt; ich will mich bemühen, nur durch Ueberredung auf Dich zu wirken. Wir wollen uns auseinandersetzen, mein Freund: Du sagst, Du fühlst den Beruf zum Landleben in Dir; Du willst das Glück Deiner Bauern fördern und hoffst, ein guter Landwirt zu werden. 1) Muß ich Dir sagen, wir fühlen unseren Beruf erst dann, wenn wir uns schon einmal in ihm geirrt haben.

2) Es ist leichter, das eigene Glück als das Glück anderer zu schaffen und 3) Um ein guter Landwirt zu werden, muß man ein fühler und strenger Mensch sein, und das wirst Du wohl Dein Lebtag nicht werden, so sehr Du Dich auch bemüht, ihn zu spielen.

Du hältst Deine Ansichten für unwiderleglich und machst sie sogar zu Lebensgrundsätzen; aber in meinen Jahren, lieber Freund, glaubt man nicht an Ansichten und Grundsätze; man glaubt nur an die Erfahrung; und die Erfahrung sagt mir, daß Deine Pläne kindisch sind. Ich bin nahe an die Fünfzig und habe viel würdige Männer gekannt; aber ich habe noch nie gehört, daß ein junger Mensch von Stand und Fähigkeiten sich auf seinem Landgute vergraben hätte, unter dem Vorwande, Gutes zu thun. Du hast stets ein Original sein wollen, und Deine Originalität ist doch nichts anderes als übergroße Eigenliebe. Wähle lieber, mein Freund, die gebahnten Wege; sie führen schneller zum Erfolg, und wenn Du auch den Erfolg als solchen nicht brauchst, so ist er Dir doch unentbehrlich, wenn Du die Möglichkeit haben willst, das Gute zu thun, das Du so liebst.

Die Armut einiger Bauern ist ein notwendiges Uebel oder ein Uebel, dem man abhelfen kann, ohne alle seine Pflichten gegen die Gesellschaft, gegen seine Familie und gegen sich selbst zu vergessen. Mit Deinem Verstande, mit Deinem



Herzen, mit Deiner Liebe zur Tugend müßtest Du in jeder Laufbahn Erfolg haben; aber wähle wenigstens eine, die Deiner würdig ist und die Dir Ehre macht.

Ich bin von Deiner Aufrichtigkeit überzeugt, wenn Du mir sagst, Du habest keinen Ehrgeiz; aber Du täuschest Dich selbst. Ehrgeiz ist in Deinen Jahren und bei Deinen Mitteln eine Tugend; aber er wird zu einem Fehler und zu einer Narrheit, wenn der Mensch nicht mehr im Stande ist, diese Leidenschaft zu befriedigen. Und Du wirst das erfahren, wenn Du Deine Absicht nicht änderst. Lebe wohl, lieber Mitja! Ich glaube, ich liebe Dich wegen Deines thörichten, aber edlen und großherzigen Planes noch mehr. Handle, wie Du es verstehst; aber ich muß Dir sagen, ich kann Dir nicht zustimmen.“

Nachdem der junge Mann diesen Brief gelesen hatte, dachte er lange über ihn nach. Endlich kam er zu dem Schluß, daß auch eine geniale Frau irren könne, reichte sein Entlassungsgesuch an der Universität ein und ließ sich für immer auf dem Lande nieder.



## 2. Abschnitt

Der junge Gutsherr hatte sich, wie er der Tante geschrieben, die Grundsätze zusammengestellt, nach welchen er auf seinem Landgute handeln wollte,

und sein ganzes Leben und alle seine Beschäftigungen waren nach Stunden, Tagen und Monaten geordnet. Der Sonntag war für den Empfang von Bittstellern, Hofleuten und Bauern bestimmt, für den Rundgang in den Wirtschaften der armen Bauern und für Hilfeleistungen nach Beschluß der Gemeinde, die sich jeden Sonntag Abend versammelte und darüber zu beschließen hatte, wem eine Unterstützung zu geben wäre, und welcher Art sie sein sollte. In solchen Beschäftigungen war mehr als ein Jahr dahingegangen, und der junge Mann war weder in der praktischen, noch in der theoretischen Kenntnis der Landwirtschaft ein gänzlicher Neuling mehr.

Es war ein heller Juni-Sonntag. Nechljudow hatte seinen Kaffee getrunken und ein Kapitel im *Maison rustique* durchflogen. Mit dem Notizbuch und einem Päckchen Kassenscheine, die er in der Tasche seines leichten Ueberziehers trug, trat er aus dem großen mit Kolonnaden und Terrassen umgebenen Landhause heraus, in welchem er unten ein kleines Zimmer bewohnte, und ging über die unsaubereren bewachsenen Wege des englischen Gartens auf das Dorf zu, das sich zu beiden Seiten der großen Landstraße ausbreitete.

Nechljudow war ein hochgewachsener, stattlicher junger Mann mit langem, dichtem, lockigem, dunkelblondem Haar. Seine schwarzen Augen funkelten hell; seine Wangen waren frisch, seine Lippen

rot und seinen Mund umspielte der erste Flaum der Jugend. In allen seinen Bewegungen und seinem Gange lag Kraft, Energie und das gutmütige Selbstvertrauen der Jugend. Das Landvolk kehrte in bunten Haufen aus der Kirche heim, Greise, Mädchen, Kinder, Weiber mit Säuglingen, in Festtagskleidern. Sie gingen jeder in sein Häuschen, um den Herrn herum, mit tiefem Gruß. Als Nechljudow die Straße erreicht hatte, blieb er stehen, zog sein Notizbuch aus der Tasche und las auf der letzten, mit kindlicher Hand beschriebenen Seite einige Bauernnamen, bei denen er Bemerkungen gemacht hatte. „Iwan Ischurisenof hat um Balken gebeten“ las er, bog in die Straße ein und schritt auf die Thür des zweiten Bauernhauses zur Rechten zu.

Ischurisenofs Wohnung bildete ein halb verfaultes, schiefwinkeliges Balkenhaus, das auf die Seite geneigt und so in die Erde eingesunken war, daß unmittelbar über der Düngergrube das eine zerschlagene große Schiebefenster mit dem zerbrochenen Laden und das andere kleine Hinterfenster, das mit Wolle verstopft war, sichtbar wurden. Ein aus Brettern gezimmerter Flur mit verfallener Schwelle und niedriger Thür, ein zweites kleines Bretterhäuschen, noch älter und noch niedriger als der Flur, eine Thür und ein geflochtener Verschlag waren an das Haupthäuschen angelehnt. Alles dies war einst von einem schrägen Dache über-

deckt gewesen, jetzt aber lag nur noch auf dem überhängenden Dache dicht schwarzes, fauliges Stroh. Oben aber sah man an vielen Stellen das Lattenwerk und die Sparren. Vor dem Hause war ein Brunnen mit einem zerfallenen Holzkasten, Reste von Stangen und Rädern und eine schmutzige, vom Vieh ausgetretene Pfütze, in welcher die Enten plätscherten. In der Nähe des Brunnens standen zwei alte rissige und gebrochene Weiden mit fargem, blaßgrünem Laub. Unter einer dieser Weiden, welche Zeugnis davon ablegten, daß früher einmal jemand für die Verschönerung dieses Ortes gesorgt hatte, sah ein achtjähriges blondes Mädchen und ließ ein anderes, zweijähriges Mädchen um sich herumkriechen. Als der Hofhund, der sie umschmeichelte, den Herrn sah, stürzte er jäh gegen das Thor und brach in ein ängstliches, gellendes Bellen aus.

Ist Iwan zu Hause? fragte Nechljudow.

Das ältere Mädchen war wie versteinert bei dieser Frage. Sie riß die Augen groß auf, ohne ein Wort zu erwidern; die kleinere öffnete den Mund und begann zu weinen. Ein niedrig gewachsenes altes Weib in einem zerschlissenen gewürfelten Leinenrock, der mit einer alten Binde tief geschürzt war, blickte zur Thür heraus und erwiderte ebenfalls nichts. Nechljudow trat in den Flur und wiederholte seine Frage.

Ja, Wohlthäter, begann die Alte mit gellen-

der Stimme, indem sie sich, ganz erschrocken und erregt, tief verneigte.

Nachdem Nechljudow sie begrüßt hatte, ging er durch den Flur in den engen Hof. Die Alte aber legte die flache Hand an die Wange, verfolgte den Herrn mit ihren Blicken und schüttelte langsam den Kopf. Auf dem Hofe sah es ärmlich aus. Hie und da lag nicht abgefahrener, alter Dünger, auf dem Dünger unordentlich durcheinandergeworfen ein verfaulter Trog, eine Heugabel und zwei Eggen. Die Schuppen rings um den Hof, unter welchen auf der einen Seite ein Pflug und eine Karre ohne Rad standen und ein Haufen wirr durcheinandergeworfener leerer unbrauchbarer Bienenkörbe lagen, waren fast alle ohne Dach, und eine Seite war eingestürzt, so daß vorne die Querbalken nicht mehr auf den Stüzbalken, sondern auf dem Dünger ruhten. Ischurisenof brach mit einem Beil und einer Brechstange einen Zaun los, den das Dach umgestürzt hatte. Iwan Ischurisenof war ein Bauer von fünfzig Jahren, von niedrigem Wuchs. Die Züge seines verbrannten länglichen Gesichts, das ein dunkelblonder, von grauen Fäden durchzogener Bart und dunkles Haar umrahmten, waren schön und ausdrucksvoll. Seine dunkelblauen halbgeschlossenen Augen blickten flug und gutmütig sorglos. Sein kleiner, regelmäßiger Mund, der sich scharf von dem blonden, dünnen Schnurrbart abhob, wenn er lächelte, drückte



ruhiges Selbstvertrauen aus und eine gewisse spöttische Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn umgab. Aus seiner rauhen Haut, aus den tiefen Furchen, an den stark hervortretenden Adern an Hals, Gesicht und Händen, an der unnatürlichen Neigung des Körpers, an den krummen, gebogenen Füßen konnte man sehen, daß sein ganzes Leben in allzu schwerer, seine Kraft übersteigender Arbeit hingegangen war. Seine Kleidung bestand aus weißen, hanfleinenen Hosen mit grauen Fliden auf den Knien und einem gleichen, schmutzigen, am Rücken und am Arm fadenscheinigen Hemde. Das Hemd war mit einem Bändchen hochgebunden und an dem Bändchen hing ein kupfernes Schlüsselchen.

Gott grüß, sagte der Herr, indem er in den Hof trat. Schurisenof sah sich um und ging wieder an seine Arbeit. Mit einer energischen Handbewegung zog er den Zaun unter dem Dache hervor und richtete ihn auf. Dann erst befestigte er das Beil an einen Klotz, rüdte seinen Gurt zurecht und trat mitten in den Hof.

Froh Feiertag, Ew. Erlaucht! sagte er, verneigte sich tief und warf sein Haar zurück.

Danke, lieber Freund, ich komme deine Wirtshaft anzusehen, sagte Nechljudow mit knabenhafter Freundlichkeit und Schüchternheit, und betrachtete dabei die Kleidung des Bauern. Zeige mir doch, wozu du die Balken gebrauchst, um die du mich in der Versammlung gebeten hast.

Die Balken? . . . Wer weiß nicht, wozu die Balken sind, Väterchen Ew. Erlaucht! Ich wollte wenigstens ein ganz klein wenig stützen — sehen Sie doch bitte selbst. Hier die Erde ist in diesen Tagen eingestürzt, Gott hat sich noch erbarmt, daß gerade kein Vieh um die Zeit da war. Das alles hier hält sich kaum noch! sagte Ischurisenof und warf einen verächtlichen Blick auf seine abgedeckten, schiefen und zusammengesunkenen Schuppen. — Wenn man jetzt nur an die Sparren, die Dachwände und Querbalken rührt — kein Stückchen haltbares Holz mehr daran, und wo soll man jetzt Holz hernehmen? Sie wissen selbst, wie es steht!

Wozu brauchst du also fünf Balken, wenn der eine Schuppen schon eingestürzt ist und die anderen bald einstürzen werden? Du brauchst nicht Balken, sondern Sparren, Querbalken, Stützen — alles muß neu gemacht werden! sagte der Herr, sichtlich stolz auf seine Sachkenntnis.

Ischurisenof schwieg.

Du brauchst, wie du siehst, Holz, nicht Balken; das hättest du auch sagen müssen.

Gewiß brauche ich das, aber woher nehmen, man kann doch nicht immer in's Herrenhaus kommen! Wenn man unsereinem erst erlaubt, wegen jeder Kleinigkeit zu Ew. Erlaucht auf den Herrenhof bitten zu gehen, was für Bauern werden wir da sein? Wenn Sie aber die Güte haben, die

Eichenkronen zu gestatten, die in der herrschaftlichen Scheune unnütz daliegen — sagte er und verneigte sich, indem er von einem Fuß auf den andern trat — dann kann ich vielleicht die einen ersetzen, die andern zuschneiden und aus dem Alten so gut es geht wieder herrichten.

Warum aus dem Alten? Du sagst ja doch selbst, daß alles, was du hast, alt und untauglich ist! Heute ist diese Erde eingestürzt, morgen stürzt jene, übermorgen die dritte. Wenn man's schon einmal machen soll, muß man alles neu machen, damit die Arbeit nicht unnütz sei. Sage mir, wie denkst du? Wird dein Hof noch diesen Winter aushalten oder nicht?

Wer kann das wissen?

Aber wie denkst du, wird er einstürzen oder nicht?

Ischurisenof dachte einen Augenblick nach.

Er stürzt gewiß ein! sagte er plötzlich.

Siehst du, wäre es nicht besser, du hättest gleich in der Versammlung gesagt, daß du den ganzen Hof neu herrichten mußt und nicht bloß die Balken brauchst. Ich möchte dir ja gern helfen . . .

Ich danke Euer Gnaden von Herzen, antwortete Ischurisenof ungläubig und ohne den Herrn anzusehen. Wenn Sie mir wenigstens vier Stämme und Balken schenken wollten, dann kann ich vielleicht selbst fertig werden, und was sich



von schlechtem Holz heraussuchen läßt, wird in der Stube Stützen abgeben!

Ist denn auch deine Stube schlecht?

Meine Alte und ich warten nur darauf, daß sie jeden Tag einen zerquetscht! sagte Tschurisenof gleichgültig. Vor ein paar Tagen hat ein Dedebalken meine Alte erschlagen!

Erschlagen?!

Ja, erschlagen, Ew. Erlaucht! Wie er ihr auf den Rücken fällt, hat sie bis zur Nacht wie tot dagelegen.

Nun? Und ist es vorübergegangen?

Ja, es ist vorüber, aber sie kränkelt immer noch. Sie ist auch von Geburt kränklich.

Wie? Du bist kränklich? fragte Nechljudow das Weib, das immer noch in der Thür stand und sofort zu ächzen begann, wenn der Mann nur von ihr sprach.

Immer padt es mich hier, und dann ist's vorbei! sagte sie und zeigte dabei auf ihre schmutzige, hagere Brust.

Da haben wir's! sagte der junge Herr ärgerlich und zog die Schultern in die Höhe. Warum meldest du dich nicht, wenn du krank bist, im Krankenhaus? Dazu ist doch das Krankenhaus gebaut worden. Hat man es euch nicht gesagt?

Man hat's uns wohl gesagt, Wohlthäter, aber wer hat die Zeit? Da ist die Frohnarbeit, da ist



das Haus, die Kinder — alles muß ich allein thun! Wir stehen ja ganz allein! . . .



## 3. Abschnitt

Nechljudow trat in die Stube ein. Die unebenen, verräucherten Wände waren in der Ofenecke mit Lappen und Kleidern behängt und in der Ecke, wo das Heiligenbild hing, buchstäblich mit rötlichen Schaben bedeckt, die sich um das Bild und die Bank gesammelt hatten. In der Mitte dieses schwarzen, übelriechenden, sechs Ellen langen Stübchens war in der Decke ein großer Riß, und obgleich an zwei Stellen Stützen standen, hatte sich die Decke so gesenkt, daß jeden Augenblick der Einsturz drohte.

Ja, die Stube ist sehr schlecht, sagte der Herr und sah Tschurisenof in's Gesicht. Dieser schien wenig Lust zu haben, über diesen Gegenstand zu sprechen.

Sie wird uns zerquetschen und wird die Kinderchen zerquetschen! begann das Weib mit weinerlicher Stimme, indem sie sich unterhalb der Schlafstelle an den Ofen lehnte.

Du schweig, sagte Tschurisenof streng, mit einem feinen kaum merklichen Lächeln, das sich unter seinem Schnurrbart zeigte, und wandte sich an den Herrn.

Da steht mir der Verstand still, was ich mit

ihr machen soll, Ew. Erlaucht, Stützen habe ich angebracht, Unterlagen — nichts ist zu machen!

Wie sollen wir hier den Winter hinbringen?!  
Ach! Ach! Oh! sagte das Weib.

Wenn man noch Stützen geben, einen neuen Deckenbalken legen könnte — unterbrach sie der Mann mit ruhiger Geschäftsmiene — und einen Querbalken erneuern, dann könnten wir uns vielleicht den Winter noch so durchschlagen, dann läßt sich's schon noch drin wohnen, aber die ganze Stube ist von Stützen vollgestellt. — Schlimm; und stößt man dran, bleibt kein Spahn mehr. So steht's wenigstens, hält's ja noch! schloß er offenbar sehr befriedigt darüber, daß er diesen Umstand erwähnt hatte.

Nechljudow war getränkt und schmerzlich berührt davon, daß Tschurisenof in so schlimme Lage geraten war und sich nicht eher an ihn gewandt hatte, während er doch gleich nach seiner Ankunft den Bauern alle Wünsche erfüllt hatte und einzig und allein den Wunsch hatte, daß alle sich unmittelbar an ihn mit ihren Bedürfnissen wendeten. Er empfand sogar etwas wie Zorn gegen den Bauern, zuckte ärgerlich die Achseln und runzelte die Stirn. Aber der Anblick der Armut, die ihn umgab, und das ruhige selbstgefällige Äußere Tschurisenofs inmitten dieser Armut verwandelten seinen Ärger in ein Gefühl der Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit.



Nun, Iwan, warum hast du mir das nicht früher gesagt? bemerkte er vorwurfsvoll, indem er sich auf die schmutzige, schiefe Bank setzte.

Ich habe es nicht gewagt, Ew. Erlaucht! antwortete Tschurisenof mit demselben kaum vernehmbaren Lächeln, indem er auf dem unebenen Lehm-boden mit seinen schwarzen, nackten Füßen verlegen herumtrat. Er sprach aber so kühn und ruhig, daß man schwer daran glauben mochte, daß er nicht den Mut gehabt hätte, den Herrn anzugehen.

Wir sind Bauern, wie sollten wir es wagen — begann schluchzend das Weib.

Schwach' doch nicht! wandte sich Tschurisenof wiederum zu ihr.

In dieser Stube darfst du nicht wohnen bleiben, das ist unmöglich! sagte Nechljudow nach einer kurzen Pause. Höre, guter Freund, was geschehen soll . . .

Zu Befehl! sagte Tschurisenof.

Hast du die massiven Bauernhäuschen gesehen, die ich auf dem neuen Vorwerk erbaut habe, die mit den hohlen Mauern?

Wie hätte ich sie nicht sehen sollen, antwortete Tschurisenof und zeigte beim Lächeln seine schönen, weißen Zähne, wir haben uns noch sehr gewundert, wie man sie gebaut hat, merkwürdige Häuser. Die Kinder haben gelacht, ob es nicht Speicher werden, und ob man in die Mauern nicht Mäusegift schüt-

ten wird . . . Prachtige Häuser! schloß er und schüttelte seinen Kopf mit einem Ausdruck spöttelnden Erstaunens. — Förmliche Festungen! . . .

Ja, herrliche Häuser, trocken und warm, und feuersicher, erwiderte der Herr, und seine jungen Züge verdüsterten sich, denn er war offenbar gekränkt durch den Spott des Bauern.

Unstreitig, Ew. Erlaucht, prächtige Häuser!

Nun sieh, das eine Haus ist schon ganz fertig, es ist zehn Ellen groß, hat einen Flur, eine Kammer und ist schon ganz fertig. Ich gebe es dir auf Borg für das, was es mich kostet, du kannst es mir später wiedergeben, sagte der Herr mit einem selbstgefälligen Lächeln, das er nicht unterdrücken konnte bei dem Gedanken, daß er eine Wohlthat übe. — Dein altes Häuschen kannst du abbrechen, fuhr er fort, das Gerümpel kommt auf den Speicher, auch den Hof verlegen wir, das Wasser ist dort herrlich, einen Gemüsegarten teile ich dir ab aus dem Neulande, Boden gebe ich dir auch dort von allen drei Seiten. Du wirst es vortrefflich haben; nun, wie . . . gefällt dir das nicht? fragte Nechljudow, da er bemerkte, daß Tschurisenok, sobald er nur ein Wort von der Uebersiedelung gesprochen hatte, ganz in tiefes Sinnen versunken war. Sein Lächeln war verschwunden und er blickte zu Boden.

Wie Ew. Erlaucht wünschen, . . . antwortete er, ohne die Augen zu erheben.

Die Alte kam langsam hervor, als wäre sie in's tiefste Herz getroffen und wollte eben etwas sagen, als ihr der Mann in's Wort fiel.

Wie Ew. Erlaucht wünschen, wiederholte er mit Entschiedenheit und mit Demut zugleich, indem er den Herrn ansah und das Haar zurückwarf — aber auf dem neuen Vorwerk mögen wir nicht wohnen.

Weshalb?

Nein, Ew. Erlaucht, wenn Sie uns dorthin übersiedeln, es geht uns hier nicht gut, aber dort werden wir Ihnen nie und nimmer Bauern sein. Was für Bauern könnten wir dort sein, dort kann man ja gar nicht leben, gnädiger Herr!

Aber weshalb nicht?

Wir werden ganz und gar verarmen, Ew. Erlaucht!

Weshalb sollte man dort nicht leben können?

Was für ein Leben könnte es dort geben? Denken Sie doch, ein unbewohnter Ort, Wasser, das wir nicht kennen, Viehweide giebt es auch nicht. Unsere Hanffelder sind seit altersher gedüngt, — was wird dort sein? Ja, was dort? Not und Elend! Weder Hürden, noch Getreidebarren, noch Schuppen, nichts ist da! Wir gehen zu Grunde, Ew. Erlaucht, wenn du uns dorthin treibst, ganz und gar zu Grunde. Ein neuer unbekannter Ort! wiederholte er nachdenklich, aber entschlossen den Kopf schüttelnd.

Nechljudow wollte dem Bauern beweisen, daß die Uebersiedelung für ihn im Gegenteil sehr vorteilhaft sei, daß man Hürden und Schuppen erbauen würde, daß das Wasser gut sei u. s. w.; Tschurisenofs dumpfes Schweigen aber machte ihn verlegen, und er fühlte, daß er nicht das sagte, was er hätte sagen sollen. Tschurisenof widersprach ihm nicht; als aber der Herr schwieg, bemerkte er mit einem leichten Lächeln, das beste wäre, die alten Leute vom Hof auf diesem Vorwerk anzusiedeln und Mjoscha, den Dummkopf, sie könnten dort beim Getreide Wache halten.

Das wäre prächtig — bemerkte er und lachte wieder — eine dumme Geschichte, Ew. Erlaucht!

Was will das heißen, daß der Ort nicht bewohnt ist? sagte Nechljudow geduldig ausharrend, es gab doch auch eine Zeit, wo hier niemand wohnte, und nun wohnen Menschen hier! Dort ist es ebenso, wenn du dich als erster zur glücklichen Stunde ansiedelst . . . du mußt dich unbedingt dort ansiedeln . . .

Über Väterchen, Ew. Erlaucht, wie kann man das vergleichen! antwortete Tschurisenof lebhaft, als wäre er darüber erschrocken, daß der Herr einen endgültigen Entschluß fassen könnte. Hier in der Gemeinde ist ein Platz, ein heiterer, altgewohnter Platz, hier ist die Straße und der Teich, wo die Weiber die Wäsche waschen, wo man das Vieh tränken kann — und unsere ganze Bauern-



einrichtung von altersher, hier ist die Scheune und der Gemüsegarten und die Weiden, die noch meine Eltern gepflanzt haben, und mein Großvater und mein Vater sind hier in Gott gestorben, laß auch mich hier mein Leben beschließen, Ew. Erlaucht, weiter verlange ich ja nichts! Wollte deine Güte nur unser Häuschen ausbessern, so wollen wir mit Ew. Gnaden ganz zufrieden sein, und wenn nicht, wollen wir auch in unserer alten Hütte so unser Leben beschließen. Laß uns schon so unser Leben lang Gott danken, fuhr er fort und verneigte sich tief — vertreibe uns nicht aus unserem Neste, Väterchen.

Während Tschurisenof sprach, hörte man unter der Schlafstelle, da wo seine Frau stand, immer stärker und stärker werdendes Schluchzen, und als der Mann das Wort „Väterchen“ aussprach, sprang seine Frau unerwartet hervor und stürzte thränenüberströmt dem Herrn zu Füßen.

Richte uns nicht zu Grunde, Wohlthäter, du bist unser Vater, du bist unsere Mutter, wohin sollen wir übersiedeln, wir sind alte, alleinstehende Leute. Wie Gott, bist auch du! . . . schrie sie auf.

Nechljudow sprang von der Bank auf, um die Alte vom Boden zu erheben, aber sie schlug mit einer förmlichen Wollust der Verzweiflung den Kopf gegen den Lehmboden und stieß die Hand des Herrn zurück.

Was thust du, steh doch auf; wenn ihr nicht



wollt, es muß nicht sein, zwingen werde ich euch nicht! sagte er, machte eine Handbewegung und trat nach der Thür zurück.

Als Nechljudow sich wieder auf die Bank gesetzt hatte und in der Stube Schweigen herrschte, das nur von dem unterdrückten Schluchzen der Frau unterbrochen wurde, die sich wieder unter die Schlafstelle zurückgezogen hatte und dort ihre Thränen mit dem Hemdärmel abwischte, begriff der junge Gutsherr, was das verfallene Häuschen, der eingestürzte Brunnen mit der Schmutzpfütze, die verfaulten Ställe, die elenden Schuppen und die rissigen Weiden, die vor dem schiefen Fenster sichtbar waren, für Tschuris und seine Frau bedeuteten. Es wurde ihm schwer zu Mute, er wurde traurig und war beschämt.

Warum hast du, Iwan, am vorigen Sonntag in der Gemeinde nicht gesagt, daß du ein Häuschen brauchst, ich weiß jetzt nicht, wie ich dir helfen soll. Ich habe euch allen bei der ersten Versammlung gesagt, daß ich mich auf dem Lande niedergelassen und euch mein Leben gewidmet habe; daß ich bereit bin, selbst alles zu entbehren, damit ihr nur zufrieden und glücklich seid, und ich schwöre zu Gott, ich will mein Wort einlösen! sagte der junge Gutsherr, denn er wußte nicht, daß solche Herzensergüsse nicht im Stande sind, Vertrauen zu erwecken, am wenigsten bei dem russischen Volke, das nicht Worte, sondern die That liebt,



und das ungerne Gefühlen, sei es auch den edelsten, Ausdruck giebt.

Der brave, junge Mann aber war so glücklich in dem Gefühle, das ihn bewegte, daß er ihm Worte leihen mußte.

Ischuris neigte den Kopf zur Seite, kniff trüg die Augen zusammen und hörte mit erzwungener Aufmerksamkeit seinem Herrn zu, wie man jemandem zuhört, weil man muß, spräche er auch noch so thöricht, und Dinge, die uns gar nichts angehen.

Aber ich kann doch nicht allen alles geben, was sie von mir erbitten. Wenn ich jedem, der Holz von mir verlangt, seine Bitte gewähren würde, würde ich bald selbst nichts behalten, und ich könnte auch dem nichts geben, der es wirklich braucht. Darum habe ich ja auch einen Forst abgeteilt, ihn zur Ausbesserung der Bauernhäuser bestimmt und ganz und gar der Gemeinde überlassen. Dieses Holz gehört jetzt nicht mehr mir, sondern euch, den Bauern, ich habe keine Verfügung mehr darüber, sondern die Gemeinde verfügt nach eigenem Ermessen. Komm also heute in die Versammlung, ich will der Gemeinde deine Bitte vortragen. Beschließt sie, dir ein Häuschen zu geben, schön, ich habe kein Holz mehr. Ich wünschte von ganzem Herzen dir zu helfen, wenn du aber nicht übersiedeln willst, so steht die Sache nicht mehr bei mir, sondern bei der Gemeinde. Verstehst du mich?

Wir sind Ew. Gnaden sehr dankbar, antwortete Tschuris verlegen, wenn Sie uns Holz zum Hofe gewähren, werden wir uns schon helfen . . . Was soll die Gemeinde? — Man weiß ja . . .

Nein, komme nur!

Zu Befehl, ich werde hinkommen, — warum soll ich nicht hinkommen? Aber ich werde in der Gemeinde meine Bitte nicht mehr vorbringen.



#### 4. Abschnitt

Der junge Gutsherr hatte offenbar den Wunsch, an die Bauersleute noch eine Frage zu richten. Er erhob sich nicht von der Bank und ließ seinen Blick unentschlossen bald über Tschuris, bald über den leeren ungeheizten Ofen hinschweifen.

Sag', habt ihr schon Mittag gegessen? fragte er endlich.

Auf Tschurisenofs Oberlippe trat wieder das spöttische Lächeln, als erschiene es ihm komisch, daß der Herr so dumme Fragen stellte; er antwortete gar nicht.

Was für ein Mittag, Wohlthäter? begann das Weib mit schwerem Seufzer, Brot haben wir gefrühstückt — das ist unser Mittag. Geiswurz zu holen war keine Zeit und zur Kohlsuppe hatten wir nichts, und was von Awas vorhanden war, habe ich den Kindern gegeben.

Jetzt ist Hunger-Fasten, Ew. Erlaucht, warf

Ischurisenot ein, die Worte seiner Frau erläuternd, Brot und Lauch das ist die Speise für uns Bauern. Gott sei gedankt, daß es durch Ew. Gnaden bisher an Brot bei mir nicht gefehlt hat. Oft genug giebt es auch kein Brot bei unsern Bauern. Auch Lauch ist jetzt nicht überall, vor kurzem haben wir zu Michael, dem Gemüsegärtner, geschickt, einen Groschen will er für das Bündel, und unsereiner kann das nicht zahlen. Seit Ostern gehen wir nicht in Gottes Kirche und haben nicht das Geld, dem hl. Nidel eine Kerze zu kaufen.

Rechljudow kannte schon lange — nicht vom Hörensagen, nicht aus Mitteilungen anderer, sondern aus eigener Anschauung — diesen äußersten Grad der Verarmung, in der sich seine Bauern befanden. Aber die volle Wirklichkeit lag seiner ganzen Erziehung, seinen Anschauungen und seiner Lebensweise so fern, daß er unwillkürlich den wahren Zustand vergaß; und jedesmal, wenn er ihm, wie jetzt, lebendig, greifbar vor die Augen trat, wurde ihm unsäglich schwer und traurig zu Mute, als peinigte ihn die Erinnerung an ein einst vollbrachtes, ungesühntes Verbrechen.

Woher seid ihr so arm? fragte er, unwillkürlich seinen Gedanken aussprechend.

Wie sollte es anders sein, Väterchen, Ew. Erlaucht, wie sollten wir nicht arm sein? Unser Boden, Sie wissen es selbst, — Lehm, Hügel, sonst nichts! — Gewiß haben wir Gott erzürnt

— seit der Cholera gedeiht kein Getreide mehr. Wiesen und Ackerfelder werden immer weniger, die einen hat man zur Wirtschaft genommen, andere zu den herrschaftlichen Feldern. Ich bin allein und alt, wenn ich mich auch gern abradern möchte, die Kräfte fehlen. Meine Alte ist krank, kein Jahr vergeht, wo sie nicht ein Mädchen bringt, und man muß alle füttern, ich muß mich allein plagen, und sieben Seelen sind im Hause. Ich bin ein Sünder vor Gott dem Herrn, denke ich oft bei mir selber, wenn Gott doch einige bald zu sich nehmen möchte, mir wär's eine Erleichterung und auch ihnen wäre es besser, als hier am Hungertuche zu nagen . . .

«—ach! seufzte das Weib laut auf, als wollte sie damit die Worte ihres Mannes bekräftigen.

Das ist meine ganze Hilfe! fuhr Tschuris fort und zeigte auf einen weißhaarigen, struppigen Burschen von sieben Jahren mit einem ungeheueren Leib, der in diesem Augenblick scheu, und leise mit der Thür knarrend, in die Stube getreten war, die verwunderten Augen schüchtern auf den Herrn richtete und sich mit beiden Händchen an Tschurisenoks Hemde festhielt. — Das ist meine ganze Stütze, fuhr Tschuris mit klangvoller Stimme fort und strich mit seiner schwieligen Hand über das weiße Haar des Kindes, wann kann man was von ihm erwarten, und ich kann die Arbeit nicht mehr leisten. Mit den Jahren würde

es noch gehen, aber ich habe mir noch einen Bruch geholt. Bei schlechtem Wetter schreie ich vor Schmerzen, und ich müßte doch längst von der Feldarbeit frei sein, es ist Zeit, den Altenteil zu genießen. Jermilow, Demkin, Sjabrew sind alle jünger als ich — und haben längst ihren Boden abgegeben. Ich aber habe niemanden, der ihn übernehmen soll, das ist mein Jammer. Essen und trinken muß man doch, so radere ich mich ab, Ew. Erlaucht!

Ich möchte dir's gern erleichtern, gewiß, — aber wie? sagte der Gutsherr teilnahmsvoll und sah den Bauern an.

Ja, wie erleichtern? Es ist ja bekannt, hat man Land, muß man auch den Frohndienst leisten, so ist ja die Ordnung, das weiß jeder. Einmal muß ja doch der Kleine heranwachsen. Nur möchten ihn Ew. Erlaucht von der Schule befreien. In diesen Tagen kommt der Dorfschreiber und sagt, Ew. Erlaucht wünschen, daß er in die Schule kommt. Befreien Sie ihn doch, was hat er denn für Verstand, Ew. Erlaucht, er ist noch jung, er versteht gar nichts.

Nein, Freundchen, ich thue gern, was du willst, sagte der Herr, aber dein Junge ist schon verständig, es ist Zeit, daß er zu lernen anfängt. Ich spreche ja nur zu deinem Besten. Bedenke doch selbst, wenn er dir heranwächst, zu wirtschaften beginnt, wenn er dann lesen und schreiben

kann und in der Kirche lesen kann! — Wie wird dann alles in deinem Hause mit Gottes Hilfe schön gehen! sagte Nechljudow, bemüht, sich so verständlich als möglich auszudrücken, aber er errötete bei diesen Worten und brachte sie nur stotternd hervor.

Unstreitbar, Ew. Erlaucht, Sie wünschen uns nichts Böses, wer aber soll zu Hause bleiben, meine Alte und ich, wir gehen zur Frohnarbeit und da besorgt er alles, so klein er ist. Er treibt das Vieh ein, er tränkt die Pferde, so klein er ist, er ist doch ein ganzer Bauer! Und Tschurisenof faßte lächelnd mit seinen dicken Fingern den Anaben an der Nase und schneuzte ihn.

Schide ihn doch hin, wenn du selbst zu Hause bist und er Zeit hat, hörst du? Ganz bestimmt!

Tschurisenof seufzte schwer auf und antwortete mit keinem Wort.



Ja, was ich dir noch sagen wollte, sagte Nechljudow, warum hast du den Dünger nicht fortgeschafft?

Was für Dünger habe ich denn, Väterchen, Ew. Erlaucht, wo soll ich ihn hinschaffen?! Was für Vieh habe ich denn? Eine Stute und ein Füllen, eine junge Kuh habe ich im Herbst auf

dem Hofe abgeliefert — das ist auch mein ganzes Vieh!

Wie ist das möglich? Du hast so wenig Vieh und hast noch eine junge Kuh fortgegeben? fragte der Herr erstaunt.

Und womit soll ich es denn füttern?

Hast du etwa nicht Stroh genug, um eine Kuh zu füttern? Die anderen reichen doch!

Die anderen haben gedüngte Felder, mein Boden aber ist der reine Lehm, da hilft kein Arbeiten!

So dünge ihn doch, dann wird er nicht mehr Lehm sein, und der Boden bringt dir Getreide, und du wirst dein Vieh füttern können!

Ja, Vieh habe ich auch nicht, wie soll ich zu Dünger kommen?!

Ein sonderbarer *circulus vitiosus*! dachte Nechljudow, aber er wußte nicht, was er dem Bauern raten sollte.

Und dann muß man sagen, Ew. Erlaucht, nicht der Dünger erzeugt das Getreide, Gott schafft alles! fuhr Tschuris fort. Ich hatte in diesem Jahre auf trockenem Boden sechs Schober, und vom gedüngten haben wir kaum fünfundzwanzig Garben geerntet. Nur Gott macht alles! fügte er mit einem Seufzer hinzu. Und auch das Vieh will auf unserm Hof nicht gedeihen, in's sechste Jahr geht's, daß keines am Leben bleibt. Ein Kalb ist mir in diesem Jahr verreckt, ein anderes habe



ich verkauft, womit sollte ich sie füttern? Und im vergangenen Jahr ist eine prächtige Kuh gefallen, aus der Herde war sie zugetrieben, war ganz gesund, plötzlich fing sie an zu siechen, siechte und siechte, bis sie hin war. Ich habe kein Glück!

Nun, lieber Freund, damit du mir nicht sagst, du hast kein Vieh, weil du kein Futter hast und kein Futter, weil du kein Vieh hast, kaufe dir dafür eine Kuh, — sagte Nechljudow errötend, holte aus der Hosentasche ein zusammengerolltes Bündchen von Kassenscheinen hervor und entfaltete es — kaufe dir eine Kuh — es wird mir Glück bringen — und das Futter hole aus der Scheune, ich werde es anweisen. Sieh zu, daß du zu nächsten Sonntag deine Kuh hast, ich werde nachsehen kommen.

Tschuris hörte auf zu lächeln und streckte lange seine Hand nicht nach dem Gelde aus, so daß Nechljudow es endlich an den Rand des Tisches legte; dabei errötete er noch mehr.

Wir sind Ew. Gnaden sehr dankbar! sagte Tschuris mit seinem gewöhnlichen ein wenig spöttischen Lächeln.

Die Alte seufzte ein über das andere Mal schwer unter der Schlafstelle und schien zu beten.

Dem jungen Herrn wurde unbehaglich zu Mute, er erhob sich schnell von der Bank, ging in den Flur und rief Tschuris heraus. Der Anblick des Menschen, dem er eine Wohlthat erwiesen hatte,



that ihm so wohl, daß er sich nicht leicht von ihm trennen mochte.

Ich möchte dir gern helfen, sagte er und blieb bei dem Brunnen stehen, dir kann geholfen werden, weil du nicht faul bist, ich weiß das! Du wirst arbeiten — ich werde dir helfen, mit Gottes Hilfe wirst du dich aufraffen.

Ich kann mich nicht mehr aufraffen, Ew. Erlaucht, sagte Tschuris und sein Gesicht bekam plötzlich ein ernstes, ja strenges Aussehen, als ob die Voraussetzung des Herrn, daß er sich aufraffen könne, ihm nicht besonders gefalle. — Wir lebten, die Brüder und ich, bei unserm Väterchen, Not kannten wir nicht, aber als er starb und wir uns trennten, da wurde es immer schlimmer und schlimmer! Ja, wenn man allein steht!

Warum habt ihr euch aber getrennt?

An allem haben die Weiber Schuld, Ew. Erlaucht! Damals war Ihr Großvater nicht mehr am Leben, bei seinen Lebzeiten hätten sie es nicht gewagt, da herrschte rechte Ordnung. Er sah auch nach allem selbst, ganz wie Sie, da hätten sie nicht gewagt sich zu trennen, gar nicht daran zu denken! Der selige Herr war nicht gern nachsichtig gegen die Bauern; und nach Ihrem Großvater, da kam der Verwalter Andrej Iljitsch — nicht das will ich ihm nachsagen — er war ein Trunkenbold, ein unordentlicher Mensch. Sie kamen ihn bitten, einmal, zweimal, wir halten's

nicht mehr aus mit den Weibern, erlaube, daß wir uns trennen; nun, es sekte Hiebe und wieder Hiebe, und das Ende vom Liede war, die Weiber setzten ihren Willen durch, sie lebten getrennt voneinander. Und was ein alleinstehender Bauer ist, das weiß jeder! Es war auch gar keine Ordnung! Andrej Njitsch ging mit uns um, wie er wollte! „Alles mußt du schaffen!“ fragte aber nicht danach, wo der Bauer es hernehmen sollte. Man erhöhte die Kopfsteuer, für die Tafel der Herrschaft wurde auch mehr verlangt, an Boden hatten wir immer weniger, das Getreide wuchs nicht mehr. Wie dann die Vermessung kam, und wie er dann von unseren gedüngten Feldern Streifen abschchnitt und zum Herrschaftsgut schlug, der Schurke, und uns ganz und gar in's Elend, an den Rand des Grabes brachte! Euer Väterchen, Gott hab' ihn selig, war ein guter Herr, ich meine, wir haben ihn nie vor Augen gesehen, in Moskau lebte er immer, nun das weiß ja jeder, man hat ja oft Fuhrwerk dorthin geschickt. Oft genug ist der Weg elend, das Futter fehlt und man muß doch hinfahren. Der Herr muß doch seine Ordnung haben, wir dürfen das nicht übel nehmen! Aber Ordnung gab es nicht. Wie Ew. Gnaden jetzt jeden kleinen Bauern vor Euer Angesicht vorlassen, sind wir gleich andere geworden, und auch der Verwalter ist ein ganz anderer Mensch geworden. Wir wissen jetzt wenig-

stens, daß wir einen Herrn haben, es läßt sich gar nicht sagen, wie die Bauern Ew. Gnaden dankbar sind. Als die Vormundschaft war, gab es keinen wirklichen Herrn, jeder spielte den Herrn, der Vormund war Herr, Nitsch war Herr, seine Frau spielte die Herrin und der Schreiber war auch ein Herr. Da mußten die Bauern viel, ach, viel Schweres erdulden!

Wieder empfand Nechljudow etwas wie Scham oder Gewissensbisse. Er lüftete seinen Hut und ging weiter. —



## 6. Abschnitt

„Zuchwanka-Mudrennj will ein Pferd verkaufen“, las Nechljudow in seinem Notizbüchlein und ging quer über die Straße auf Zuchwanka-Mudrennjs Hof zu. Zuchwankas Häuschen war sorgfältig mit Stroh aus der herrschaftlichen Scheune gedeckt und aus frischem, hellem, grauem Espenholze (ebenfalls aus dem herrschaftlichen Forste) gezimmert. Es hatte zwei rötlich angestrichene Fensterläden und eine kleine gedeckte Freitreppe mit einem sauber geschnitzten Geländer. Der Flur und die kalte Stube waren ebenso sauber. Aber der allgemeine Eindruck der Zufriedenheit und Wohlhabenheit, den das Ganze machte, wurde ein wenig durch den an das Thor gelehnten Bereschlag aus halbfertigem Zaungeflecht und das ab-

gedeckte Dach, das hinter ihm hervorsah, gestört. In demselben Augenblicke, in dem Nechljudow sich der Freitreppe von der einen Seite näherte, kamen von der andern Seite zwei Bauernfrauen mit einem vollen Kübel heran. Die eine war die Frau, die andere die Mutter Zuchwanfa-Mudrenys. Die erstere war ein kräftiges, rotwangiges Weib mit starkentwidelter Brust und breiten, fleischigen Backen. Sie trug ein sauberes, an den Ärmeln und am Kragen gesticktes Hemd, einen ebensolchen Brustlatz, einen neuen Faltenrock, lederne Schuhe, Perlen und einen eleganten, vieredigen Kopfschmuck, voll roter Schleifen und Glitter.

Das Ende der Wassertrage schwanke nicht hin und her, sondern lag fest auf ihren breiten, harten Schultern. Die leichte Spannung, die in ihrem roten Gesicht, in der Biegung des Rückens und der gleichmäßigen Bewegung der Hände und Füße zu sehen war, zeigte ihre außerordentliche Gesundheit und männliche Kraft. Zuchwanfas Mutter, welche das andere Ende der Wassertrage trug, war dagegen eine von jenen alten Frauen, welche die äußerste Grenze des Alters und des Verfalls eines lebenden Körpers erreicht haben. Ihre knochige Gestalt, in ein schwarzes, zerrissenes Hemd und einen farblosen Faltenrock gehüllt, war gebeugt, so daß die Wassertrage mehr auf ihrem Rücken, als auf ihrer Schulter ruhte. Ihre beiden Hände und die krummen Finger, mit welchen sie

die Wassertrage umflammerte, als ob sie sich daran festhielte, hatten eine unbestimmte dunkelbraune Farbe und machten den Eindruck, als ob sie sie nicht mehr auseinanderbiegen könnte; der gesenkte Kopf, der mit einem Lappen umwunden war, trug die häßlichsten Spuren der Armut und des Greisenalters. Unter der niedrigen Stirn, die nach allen Richtungen von tiefen Runzeln durchzogen war, blickten zwei gerötete wimpernlose Augen trüb zu Boden. Unter der eingefallenen Oberlippe blickte ein gelber Zahn hervor, der sich beständig bewegte und zuweilen mit dem spitzen Kinn zusammenstieß. Die Runzeln im untern Teile des Gesichts und des Halses sahen aus wie Säcke, die bei jeder Bewegung hin- und herschaukelten. Sie atmete schwer und hörbar, aber die nackten, krummen Füße schritten, obwohl sie sich über ihre Kraft anzustrengen schienen, gleichmäßig einher.



Nachdem das junge Weib ganz in die Nähe des Herrn gekommen, setzte sie geschickt den Kübel hin, senkte den Blick zu Boden, verbeugte sich, sah dann mit strahlenden Augen von unten herauf den Herrn an, bemühte sich mit dem Ärmel des gestickten Hemdes ein leichtes Lächeln zu verbergen und lief mit den Stiefeln klappernd die Treppe hinauf.

Die Wassertrage, Mütterchen, bringe der Tante Nastassja zurück, sagte sie zu der Alten gewandt und blieb an der Thür stehen.

Der bescheidene, junge Gutsherr sah das rotwangige Weib ernst, aber aufmerksam an, runzelte die Stirn und wandte sich zu der Alten, welche mit ihren steifen Fingern die Wassertrage ergriffen, sie auf ihre Schultern geworfen hatte und gehorsam auf das benachbarte Häuschen zugehen wollte.

Ist dein Sohn zu Hause? fragte der Herr.

Die Alte krümmte ihren krummen Rücken noch tiefer, verbeugte sich und wollte etwas sagen, bald aber fuhr sie mit der Hand an den Mund und hustete so, daß Nechljudow in das Haus trat, ohne die Antwort abzuwarten. Tschwanika saß in der Heiligenbildecke auf der Bank; als er den Herrn erblickte, lief er auf den Ofen zu, als wollte er sich vor ihm verstecken, warf schnell etwas über die Schlafstelle und drängte sich, Mund und Augen bewegend, an die Wand, als ob er dem Herrn den Weg frei machen wollte. Tschwanika war ein blonder, etwa dreißigjähriger, hagerer, schlanker Kerl. Sein borstiges Bärtchen begann eben zu sprossen, man hätte ihn hübsch nennen können, wenn nicht seine unstillen grauen Augen so unfreundlich unter den gerunzelten Brauen hervorgeblüht und wenn ihm nicht zwei Vorderzähne gefehlt hätten, was sofort in die Augen fiel, weil seine Lippen kurz waren und sich beständig be-

wegten. Er trug sein Sonntagshemd mit grellrotem Besatz, gestreifte Kattunhosen und schwere Stulpenstiefeln. Das Innere von Tschwanikas Häuschen war nicht so eng und düster wie Tschurisenofs Stube, und doch war es auch hier so dumpf und roch nach Rauch und Schafpelzen, und die Bauernkleider und die Gerätschaften lagen ebenso unordentlich im Zimmer herum. Zwei Dinge erregten hier in besonderer Weise die Aufmerksamkeit: ein kleiner Ssamowar voll Beulen, der auf dem Wandbrett stand, und ein schwarzer Rahmen mit den Resten eines schmutzigen Glases und dem Bildnis eines Generals in rotem Waffenrock, der in der Nähe des Heiligenbildes hing. Nechljudow warf einen unfreundlichen Blick auf den Ssamowar, auf das Bildnis des Generals und auf die Schlafstelle, aus welcher unter schmutzigen Lappen das Ende einer Pfeife mit Messingbeschlag hervorlugte, und wandte sich an den Bauern:

Guten Tag, Epifan! sagte er und sah ihm dabei in die Augen.

Epifan verneigte sich und brummte, „wünsche Ew. Erlaucht Wohlergehen!“ Das Wort „Erlaucht“ sprach er besonders zärtlich, und seine Augen schweiften unruhig einen Augenblick über des Herrn ganze Gestalt, über das Zimmer, über Dede und Diele, dann ging er eilig auf die Schlafstelle zu, zog einen Bauernrock hervor und begann ihn anzuziehen.



Weshalb ziehst du dich an? sagte Nechljudow, ließ sich auf die Bank nieder und gab sich offenbar Mühe, Epifan mit sehr strengen Blicken anzusehen.

Aber ich bitte Ew. Erlaucht, wie denn sonst, wir verstehen schon . . .

Ich bin zu dir gekommen, um zu hören, weshalb du dein Pferd verkaufen mußt, wieviel Pferde du hast und welches du verkaufen willst! sagte der Herr in trockenem Tone; er wiederholte offenbar vorbereitete Fragen.

Wir sind Ew. Gnaden sehr dankbar, daß Sie nicht verschmäht haben, zu mir, dem Bauern, zu kommen, antwortete Zuchwanfa und ließ seine Blicke flüchtig über das Bildnis des Generals, über den Ofen, über die Stiefel des Herrn und über alle Gegenstände hineilen, nur Nechljudows Gesicht vermied er. — Wir beten stets für Ew. Erlaucht . . .

Weshalb mußt du das Pferd verkaufen? wiederholte Nechljudow mit erhobener Stimme und räusperte sich.

Zuchwanfa seufzte und warf sein Haar zurück (seine Blicke flogen wieder über das ganze Zimmer hin). Da bemerkte er die Katze, die auf der Bank lag und ruhig schnurrte, und rief ihr zu: „Miez, Scheusal!“ und wandte sich schnell zu dem Herrn zurück.

Das Pferd, Ew. Gnaden, taugt nichts . . .

wäre das Tier gut, würde ich es nicht verkaufen wollen, Ew. Erlaucht!

Und wieviel Pferde hast du im ganzen?

Drei, Ew. Erlaucht!

Und gar kein Füllen?

Ei, gewiß, Erlaucht, auch ein Füllen habe ich!



Komm, zeige mir deine Pferde! Hast du sie im Hof?

Ja, gewiß, Ew. Erlaucht, wie man mir befohlen hat, ist's geschehen, Ew. Erlaucht! Könnten wir Ew. Erlaucht ungehorsam sein? Jakob Nljitsch hat mir befohlen, die Pferde morgen nicht auf's Feld zu schicken, der Fürst wollte sie sehen, so habe ich sie auch nicht fortgeschickt, wir wagen nicht, Ew. Erlaucht, ungehorsam zu sein! Während Nechljudow zur Thür hinausging, zog Tschwanfa die Pfeife von der Schlafstelle hervor und warf sie hinter den Ofen; seine Lippen bewegten sich auch in den Augenblicken so unruhig hin und her, wo der Herr ihn nicht ansah.

Eine magere, graue Stute wühlte unter dem Schuppen in faulem Stroh herum, ein zwei Monat altes langbeiniges Füllen von unbestimmter Farbe und bläulichen Beinen und Maule hing an ihrem dünnen von Drüsen entstellten Schweif. Mitten im Hofe stand mit eingekniffenen Augen, den Kopf

nachdenklich gesenkt, ein dickbauchiger, brauner Wallach, dem Anscheine nach ein gutes Bauernpferd.

Das sind also alle deine Pferde?

Nicht doch, Ew. Erlaucht, es ist noch eine Stute und ein kleines Füllen da! antwortete Juchwanka und zeigte auf die Pferde, die der Herr gar nicht übersehen konnte.

Ich sehe. Welches also willst du verkaufen?

Dies hier, Ew. Erlaucht! erwiderte er und schlug mit dem Zipfel seines Rodes nach dem schlummernden Wallach, blinzelte dabei beständig mit den Augen und bewegte die Lippen. Der Wallach öffnete die Augen und wandte ihm träge den Rücken zu.

Er scheint nicht alt und ein tüchtiges Pferd zu sein, sagte Nechljudow, halte ihn doch und zeige mir seine Zähne. Ich will sehen, ob er alt ist.

Allein kann ich es keineswegs einfangen, Ew. Erlaucht, das ganze Vieh ist keinen Groschen wert, es ist störrisch, es beißt und schlägt, Ew. Erlaucht! antwortete Juchwanka, lächelte sehr freudig und ließ seine Blicke nach allen Seiten schweifen.

Was für ein Unsinn! Fange es, hörst du!

Juchwanka lächelte lange, war verlegen und rannte erst, als Nechljudow zornig schrie: „Nun, wird's bald!“ unter den Schuppen, brachte einen Halfter herbei und setzte dem Pferde nach, in-

dem er es scheu machte und sich von hinten und nicht von vorn näherte.

Der junge Herr war es offenbar überdrüssig, dieses Treiben mit anzusehen, vielleicht wollte er auch seine Gewandtheit zeigen.

Gieb mir den Halfter! sagte er.

Aber ich bitte, Ew. Erlaucht, wie könnten Sie?!  
Belieben Sie . . .

Nechljudow aber ging schnurstracks von vorn auf das Pferd zu, faßte es bei den Ohren und drückte es mit solcher Kraft zu Boden, daß der Wallach, der, wie sich zeigte, ein sehr ruhiges Bauernpferd war, schwankte und leuchte und Anstrengungen machte sich loszureißen. Als Nechljudow bemerkte, daß es ganz unnütz war, solche Kraft aufzuwenden, und Juchwanka ansah, der nicht aufgehört hatte zu lächeln, fiel ihm ein, was ihn bei seinen Jahren auf's Äußerste kränkte, daß Juchwanka ihn verspottete und im Innern für ein Kind halte. Er errötete, ließ die Ohren des Pferdes los, öffnete ihm ohne die Hilfe des Halfters das Maul und besah die Zähne: die Haden waren ganz, die Bohnen voll, alles das hatte der junge Herr schon gelernt. Das Pferd konnte nicht alt sein.

In diesem Augenblick ging Juchwanka zu dem Schuppen, und da er sah, daß die Egge nicht an ihrem Platze lag, nahm er sie auf und lehnte sie aufrecht an das Flechtwerk.

Komm her! rief der Herr mit kindlich-wütender Miene und nahezu mit Thränen erstidter Stimme, voll Kränkung und Zorn. — Sag', ist das Pferd alt?!

Ich bitte, Ew. Erlaucht, sehr alt! Zwanzig Jahre wird es alt sein! . . . Ein Pferd, das . . .

Schweig', du bist ein Lügner, ein Taugenichts, denn ein ehrlicher Bauer lügt nicht! Warum sollte er auch lügen? sagte Nechljudow; er atmete schwer, denn die Thränen des Zornes schnürten ihm die Kehle zusammen. Er hörte auf zu sprechen, denn er mochte nicht die Schmach erleben, in Gegenwart des Bauern in Thränen auszubrechen. Auch Juchwanka sprach kein Wort, er schnaufte, wie ein Mensch, der in Thränen ausbrechen will und zuckte leicht mit dem Kopf. — Womit willst du denn auf's Feld hinaus adern, wenn du dieses Pferd verkaufst? fuhr Nechljudow fort, nachdem er sich soweit beruhigt hatte, daß er im gewöhnlichen Tone sprechen konnte. Man schickt dich mit Absicht zur Arbeit ohne Pferde, damit sich deine Aderpferde erholen, und du willst das letzte verkaufen? Und vor allem, warum lügst du?

Sobald sich der Herr beruhigt hatte, wurde auch Juchwanka ruhig. Er stand kerzengerade da, seine Lippen waren in beständiger Bewegung, seine Augen schweiften von einem Gegenstand zum andern.

Wir werden Ew. Erlaucht nicht schlechter zur

Arbeit gefahren kommen, als die andern! antwortete er.

Aber womit willst du denn fahren?

Seien Sie nur ohne Sorge, wir werden Ew. Erlaucht Arbeit schon machen! antwortete er und trieb den Wallach durch ein Kopfniden fort. Wenn ich nicht Geld brauchte, würde ich ihn denn verkaufen?

Wozu brauchst du Geld?

Es fehlt an Brot, Ew. Erlaucht, man muß auch den Bauern Schulden zahlen, Ew. Erlaucht!

Es fehlt an Brot? Wie, warum haben die anderen noch welches, die Familien haben, und du Kinderloser hast keines?! Wo ist es denn hingekommen?

Aufgeessen, Ew. Erlaucht, jetzt ist kein Krümchen mehr da; ein Pferd kaufe ich im Herbst wieder, Ew. Erlaucht!

Untersteh' dich nicht, das Pferd zu verkaufen!

Wie sollen wir aber leben, Ew. Erlaucht, an Brot fehlt's, verkaufen darf ich nicht!? antwortete er ganz zur Seite gewandt, die Lippen bewegend und plötzlich einen frechen Blick gerade auf das Gesicht des Herrn richtend. Also Hungers sterben müssen?!

Hüte dich, Freundchen! schrie Nechljudow, erbleichte und empfand gegen den Bauern das feindselige Gefühl eines persönlich Beleidigten. Solche

Bauern wie du brauche ich nicht! Das wird dir schlecht bekommen!

Das steht in Ew. Erlaucht Belieben! antwortete er mit heuchlerisch demütiger Miene, die Augen schließend, wenn ich es nicht um Sie verdient habe, aber ich glaube, ich habe mir keinen Fehler vorzuwerfen. Natürlich, wenn ich Ew. Erlaucht Gunst nicht habe, steht alles in Ihrem Belieben, aber ich weiß nicht, wofür ich leiden soll!

So will ich dir sagen, wofür! Dafür, daß dein Hof abgedeckt, daß dein Dünger nicht auf's Feld gebracht ist, daß deine Zäune zerbrochen sind, daß du zu Hause sitzt und dein Pfeifchen rauchst und nichts thust, dafür, daß du deiner Mutter, die dir die ganze Wirtschaft überlassen hat, nicht das Stüdchen Brot gibst, daß du deiner Frau erlaubst, sie zu schlagen, und es dahin kommen läßt, daß sie sich bei mir beschwert!

Ich bitte, Ew. Erlaucht, ich weiß nicht einmal, wie eine Pfeife aussieht! antwortete Tschwancka verlegen; die Beschuldigung, daß er Tabak rauche, tränkte ihn offenbar am meisten. Was kann man einem Menschen nicht alles nachsagen . . .

Siehst du, wieder lügst du! Ich habe selbst gesehen . . .

Dürfte ich wagen, Ew. Erlaucht zu belügen?

Nechljudow schwieg, biß die Lippen zusammen und ging im Hof auf und nieder. Tschwancka

stand auf einem Platze fest und folgte unverwandt mit den Augen den Füßen seines Herrn.

Höre, Epifan, sagte Nechljudow in kindlichsanftem Tone, indem er vor dem Bauern stehen blieb und sich Mühe gab, seine Erregung zu verbergen. So kann man nicht leben, du wirst dich zu Grunde richten. Denke hübsch nach . . . willst du ein guter Bauer sein, so verändere deine Lebensweise, laß deine schlechten Gewohnheiten, lüge nicht, trinke nicht, halte deine Mutter in Ehren. Ich weiß ja alles, was dich betrifft! Kümmere dich um die Wirtschaft, und stiehl nicht im Kronsforst, und laufe nicht in die Schenken! Ueberlege, was ist daran Gutes?! Wenn dir etwas fehlt, komm' zu mir, bitte ohne Scheu um das, was du brauchst, sag mir wozu — lüge aber nicht, sondern sage die volle Wahrheit, dann will ich dir auch alles gewähren, was ich nur immer kann!

Ich bitte, Ew. Erlaucht, wir verstehen Ew. Erlaucht recht gut! erwiderte Tschwanika lächelnd, als hätte er den ganzen Reiz des Scherzes, den der Herr machte, begriffen.

Dieses Lächeln und seine Antwort zerstörten vollends Nechljudows Hoffnung, den Bauern zu rühren und durch Ermahnungen auf den rechten Weg zurückzuführen. Ueberdies glaubte er immer, es zieme ihm, dem Gebieter, nicht, seinen Bauern in's Gewissen zu reden, und alles, was er gesagt hatte, sei etwas ganz anderes, als das, was er



hätte sagen müssen. Er ließ traurig den Kopf hängen und ging in den Flur hinaus. Auf der Schwelle saß die Alte und stöhnte laut, wie es schien zum Zeichen dessen, daß sie den Worten des Herrn, die sie gehört hatte, zustimme.

Da, habt ihr zu Brot! sagte Nechljudow ihr in's Ohr und steckte ihr einen Kassenschein in die Hand. Aber kaufe selbst ein und gieb es nicht Zuchwanka, er vertrinkt es sonst.

Die Alte faßte mit ihrer knöchernen Hand nach dem Thürpfosten, um sich zu erheben, und wollte dem Herrn danken; sie nickte mit dem Kopfe, aber ehe sie sich ganz erhoben hatte, war Nechljudow schon auf der anderen Seite der Straße. —



„Давыдка-Вьелнй бittet um Brot und Stangen,“ stand hinter Zuchwanka in seinem Taschenbuch.

Nechljudow ging an einigen Bauernhöfen vorüber, und als er in die Gasse einbog, begegnete er seinem Verwalter Jakob Alpatytſch. Als dieser den Herrn von fern erblickte, nahm er seine Wachstuchmütze ab, zog sein Taschentuch hervor und fuhr sich über sein fettes, rotes Gesicht.

Bedecke dich, Jakob! Jakob, bedecke dich doch, hörst du . . .

Wo haben Ew. Erlaucht zu sein geruht? fragte Jakob, indem er sich mit der Mütze gegen das Sonnenlicht schützte, sie aber nicht aufsehte.

Ich bin bei Mudrenyj gewesen. Sag' mir doch, wodurch er so heruntergekommen ist, sagte der Herr und setzte seinen Weg auf der Straße fort.

Wie, Ew. Gnaden? sagte der Verwalter, der seinem Herrn in ehrerbietiger Entfernung folgte. Er setzte seine Mütze auf und strich sich seinen Bart.

Wie?! Er ist ein vollkommener Laugenichts, ein Faulpelz, ein Dieb, ein Lügner, seine eigene Mutter mißhandelt er, ein so unverbesserlicher Laugenichts, daß man nichts mehr von ihm erwarten kann.

Ich verstehe nicht, Ew. Erlaucht, warum er so sehr Ihr Mißfallen erregt . . .

Und sein Weib, fiel der Herr dem Verwalter in's Wort, scheint ein ganz schlechtes Frauenzimmer zu sein! Die Alte ist schlechter gekleidet als eine Bettlerin, hat nichts zu essen, und sie geht aufgetafelt einher und er auch. Ich weiß wirklich nicht, was ich mit ihm machen soll.

Jakob wurde sichtlich verlegen, als Nechljudow von Tschwanikas Frau sprach.

Nun, wenn er sich so hat gehen lassen, Ew. Erlaucht, begann er, wird man Maßregeln treffen müssen; er ist wirklich arm, wie alle Einzelbauern,

aber er hält doch ein bißchen auf sich, nicht wie die andern. Er ist ein geschickter Bauer, kann lesen und schreiben und ist, wie ich meine, ein ehrlicher Kerl. Bei der Eintreibung der Kopfsteuer ist er immer mit thätig. Er war auch schon zur Zeit meiner Verwaltung drei Jahre lang Starost, und es ist nichts während der Zeit vorgekommen. Im dritten Jahre beliebte es der Vormundschaft ihn abzusetzen. Dann war er auch bei der Arbeit pünktlich. Vielleicht, daß er anfang der Flasche zuzusprechen, während er in der Stadt bei der Post war — so wird man Maßregeln treffen müssen. Wenn er über die Schnur haut, schüchtert man ihn ein — und er kommt wieder zur Vernunft, dabei fühlt er sich wohl und das Familienleben bleibt geordnet. Wenn es Ihnen aber nicht beliebt, diese Maßregel zu treffen, dann weiß ich freilich nicht, was wir mit ihm machen sollen. Er hat sich gewiß sehr gehen lassen! Zum Militärdienst taugt er auch nicht, weil ihm, wie Sie wohl zu bemerken beliebten, zwei Zähne fehlen — und nicht er allein, erlaube ich mir hinzuzufügen, ist ohne Respekt . . .

Laß das, Jakob! antwortete Nechljudow mit einem leichten Lächeln, das habe ich mit dir schon hundertmal besprochen. Du weißt, wie ich darüber denke, was du mir auch sagen magst, ich werde nicht anders darüber denken.

Gewiß kennen Ew. Erlaucht das alles, sagte

der Verwalter, zuckte die Achseln und sah den Herrn so über die Schulter an, als ließe das, was er sah, nichts Gutes erwarten. — Und daß Sie sich wegen der Alten beunruhigen, das ist ganz unnütz! fuhr er fort, freilich hat sie die Waisen auferzogen, Fuchswan großgezogen und verheiratet und was sonst noch; aber das ist doch im allgemeinen so bei den Bauern, wenn Mutter und Vater dem Sohne die Wirtschaft übergeben, dann ist der Sohn und die Schwiegertochter Herr im Hause, und die Alte muß sehen, wie viel sie mit ihren Kräften verdienen kann. Natürlich kennen sie die zarteren Gefühle nicht, aber so ist es allgemein im Bauernstande, darum erlaube ich mir, Ihnen zu sagen: die Alte hat Sie ganz unnütz belästigt, sie ist eine geschickte Frau und eine gute Wirtin, aber man belästigt doch nicht den Herrn mit jeder Kleinigkeit, sie hat sich mit der Schwiegertochter gezannt, die hat sie freilich auch gestoßen — Weibergeschichten! — und sie versöhnen sich wieder, ohne daß Sie belästigt werden. Sie nehmen sich ohnehin alles zu sehr zu Herzen! sagte der Verwalter mit einer gewissen Deutseligkeit, indem er den Herrn ansah, der, ohne ein Wort zu sprechen, mit großen Schritten vor ihm die Straße hinaufschritt.

Belieben Sie nach Hause zu gehen? fragte er.

Nein, zu Davyda-Bjelnj oder Kosiol . . . wie heißt er doch?

Das ist auch ein Taugenichts, sage ich Ihnen . . . Die ganze Sippe der Kosjol ist so. Was ich alles schon mit ihm versucht habe, es hilft gar nichts! Gestern fuhr ich an dem Bauernfeld vorüber, er hat keinen Buchweizen gesäet, was soll man nun mit solchem Volke machen? Wenn wenigstens der Alte dem Sohn Lehren geben wollte, aber das ist auch ein solcher Taugenichts, weder für sich noch für den Herrn thut er seine Arbeit. Alles nur so zum Schein! . . . Was haben wir nicht alles schon mit ihm ins Werk gesetzt, der Vormund und ich: ins Loch haben wir ihn gesteckt, zu Hause haben wir ihn gestraft — Sie mögen ja das nicht . . .

Wen, den Alten?

Den Alten. Oft genug hat ihn der Vormund vor der ganzen Versammlung gestraft, wollen Sie glauben, Ew. Erlaucht, gar nichts hat es genützt. Er schüttelt sich, geht seiner Wege und fängt wieder von vorne an. Und Davydko ist doch ein ruhiger Bauer, sage ich, ist ein gescheiter Bauer, er raucht nicht, er trinkt nicht! erklärte Jakob. Und doch ist er schlimmer als mancher Trinker. Es giebt nur ein Mittel, er muß zu den Soldaten oder zur Ansiedelung — sonst läßt sich nichts mit ihm beginnen. Die ganze Sippe der Kosjol ist schon so, auch Matrjuscha, der auf dem Hinterhof wohnt, auch aus ihrer Familie, ist ebensolch' ein verfluchter Taugenichts! — Sie brauchen mich



also nicht, Ew. Erlaucht? fügte der Verwalter hinzu, da er sah, daß der Herr ihm nicht zuhörte.

Nein, geh'! antwortete Nechljudow zerstreut und setzte seinen Weg zu Dawydska-Bjelyj fort.

Dawydskas Häuschen stand schief und einsam am Ende des Dorfes. Kein Hof, keine Getreidegarre, kein Speicher gehörte dazu, nur schmutzige Viehställe lehnten sich von der einen Seite daran, von der anderen Seite lagen Reisig und Balken, die für den Hof bestimmt waren, in unordentlichen Haufen. An der Stelle, wo einst der Hof gewesen war, wuchs hohes grünes Gras. Niemand war in der Nähe der Hütte, außer einem Schwein, das sich an der Schwelle im Rote wälzte und grunzte.

Nechljudow klopfte an das zerbrochene Fenster. Da sich aber niemand meldete, trat er in den Flur und rief: Wirtsleute! Auch darauf folgte keine Antwort. Er durchschritt den Flur, blickte in die leeren Ställe hinein und trat in die offene Stube. Ein alter roter Hahn und zwei Hennen gingen mit gestäubten Halsfragen und laut auf den Boden aufklopfend über Dielen und Bänke spazieren. Als sie einen Menschen erblickten, drängten sie sich mit verzweifelterm Gackern und mit weit geöffneten Flügeln an die Wand, eine von den Hennen sprang auf den Ofen. Das sechs Ellen große Stübchen war von dem Ofen mit

dem zerbrochenen Rohre, einem Webstuhl, der trotz der Sommerzeit nicht auf den Hof getragen war, und von einem schwarz gewordenen Tische mit verbogener, rissiger Platte, ganz eingenommen.

Obwohl es draußen trocken war, stand doch an der Schwelle eine schmutzige Pfütze, die sich beim vorigen Regen durch die Traufe von Dede und Dach gebildet hatte. Eine Schlafstelle gab es nicht. Man konnte sich schwer vorstellen, daß dieser Ort eine menschliche Wohnung war, einen so ausgesprochenen Eindruck der Verwüstung und Unordnung hatte sowohl das Äußere wie das Innere des Häuschens; und doch lebte hier Dawyda-Bjelnj mit seiner ganzen Familie. In diesem Augenblicke schlief Dawyda fest, trotz der Glut des Junitages hatte er sich bis über den Kopf in die Pelzjacke gehüllt und in die offene Ecke gedrückt. Selbst die Henne, die erschrocken auf den Ofen gesprungen war und sich noch immer von ihrer Erregung nicht beruhigt hatte, hatte ihn nicht geweckt, als sie auf seinen Rücken stieg.

Da Nechljudow niemanden in der Stube sah, wollte er schon hinausgehen, als ein langgedehnter Seufzer die Anwesenheit des Hauswirts verriet.

Ei, wer ist da?! rief der Herr.

Vom Ofen her ließ sich ein zweiter gedehnter Seufzer vernehmen.

Wer ist dort?! Komm' doch her!

Wieder ließ sich auf den Ruf des Herrn Seufzen, Brüllen und lautes Gähnen vernehmen.

Nun, was hast du denn?

Auf dem Ofen bewegte es sich träge. Der Schoß eines zerschlossenen Schafpelzes wurde sichtbar, ein großer Fuß in einem zerrissenen Bastschuh ließ sich herab, dann ein zweiter, und endlich erschien die ganze Gestalt Davydko-Bjelnjs, der auf dem Ofen saß und sich träge und mürrisch mit seiner großen Faust die Augen rieb. Er beugte langsam den Kopf vor, gähnte und sah sich im Zimmer um. Als er den Herrn erblickte, begann er sich etwas schneller zu bewegen als früher, aber immer noch so langsam, daß Nechjudow während der Zeit dreimal von der Pfütze zu dem Webstuhl und zurück gehen konnte, und Davydko noch immer vom Ofen herabkroch. Davydko-Bjelnj\*) war wirklich weiß: sein Haar, sein Körper, sein Gesicht, alles war ungewöhnlich weiß. Er war hoch gewachsen und sehr dick, in der Art dick, wie die Bauern zu sein pflegen, nicht nur am Leibe, sondern auch am ganzen Körper. Aber seine Dicke hatte etwas Weichliches, Ungesundes. Sein ziemlich schönes Gesicht mit den hellblauen, ruhigen Augen und dem breiten, großen Barte trug den Stempel der Kränklichkeit; weder Sonnenbrand noch Röte der Wangen waren an ihm zu bemerken, es hatte eine blaß-gelbliche Farbe mit

\*) Bjelnj = weiß.



einem leichten bläulichen Schatten unter den Augen und sah aus, als ob er ganz im Fette schwimme oder aufgedunsen wäre. Seine Hände waren geschwollen, gelblich, wie die von Menschen, die an Wassersucht leiden, und mit feinen weißen Härchen besetzt. Er war so verschlafen, daß er die Augen mit aller Mühe nicht öffnen konnte und nicht zu stehen vermochte, ohne zu schwanken und zu gähnen.

Aber, wie schämst du dich nicht, begann Nechljudow, am hellen lichten Tage zu schlafen, wo du doch deine Wirtschaft besorgen sollst und kein Brot im Hause ist?! . . .

Als Dawydfa aus dem Schlafe zu sich gekommen war und zu begreifen begann, daß der Herr vor ihm stehe, legte er die Hände unter dem Bauche zusammen, ließ den Kopf sinken, neigte ihn ein wenig zur Seite und rührte kein Glied. Er sprach nicht, aber der Ausdruck seiner Züge und die Stellung seines ganzen Körpers sagten: weiß schon, weiß schon! Hab' es schon oft zu hören bekommen! Nun schlagen Sie nur, wenn es so sein muß, ich werde es dulden. Er schien zu wünschen, daß der Herr aufhöre zu sprechen und ihn so schnell als möglich schlage — selbst empfindlich auf die gedunsenen Backen schlage — nur damit er ihn so schnell als möglich in Ruhe lasse. Da Nechljudow bemerkte, daß Dawydfa ihn nicht verstehe, versuchte er den Bauern

durch verschiedene Fragen aus seinem unterwürfig demütigen Schweigen herauszureißen.

Weshalb hast du um Holz gebeten, während es doch einen Monat bei dir liegt und die ganze freie Zeit hindurch liegt? He?

Davodka schwieg hartnädig und rührte sich nicht.

Nun, so antworte doch!

Davodka brummte etwas vor sich hin und blinzelte mit seinen weißen Wimpern.

Arbeiten heißt es, Freundchen! Ohne Arbeit, wo soll's denn herkommen? Du hast jetzt kein Brot, woher kommt das? — Daher, weil dein Boden schlecht bearbeitet und nicht zum zweiten Male beadert ist, weil nicht zur rechten Zeit gesät worden ist — alles aus Faulheit. Brot willst du von mir; nun nehmen wir an, ich gebe dir welches, weil du doch nicht Hungers sterben darfst, aber so darf man nicht handeln. Wessen Brot kann ich dir geben, wie meinst du, wessen? Nun, antworte, wessen Brot kann ich dir geben? fragte Nechljudow hartnädig immer wieder.

Herrschaftliches! brummte Davodka, indem er schüchtern und fragend die Augen erhob.

Und wo kommt das herrschaftliche her? Urteile doch selbst. Wer hat es gepflügt, geeggt, wer hat es ausgesät, wer hat es eingeerntet? ... Die Bauern! Nicht wahr? Siehst du nun, soll

also schon herrschaftliches Brot unter die Bauern verteilt werden, so müssen diejenigen mehr bekommen, welche mehr Arbeit hineingesteckt haben. Du am wenigsten von allen — auch bei der Frohnarbeit klagt man über dich! Du hast am wenigsten von allen gearbeitet und verlangst am meisten herrschaftliches Brot, warum sollte man dir geben und den andern nicht? Wenn alle so wie du auf der Bärenhaut liegen wollten, so wären wir alle in der Welt längst Hungers gestorben. Arbeiten, Freundchen, heißt es! Das ist schlimm — hörst du, Davydkä?

Ich höre! brummte er langsam durch die Zähne.



In diesem Augenblicke huschte am Fenster der Kopf einer Bauernfrau vorüber, welche Leinwand auf einem Schulterjoch trug, und eine Minute später trat Davydkas Mutter, eine hochgewachsene Frau von etwa 40 Jahren, sehr frisch und lebhaft in die Stube. Ihr von Blattern und Runzeln durchfurchtes Gesicht war häßlich, aber die gerade, starke Nase, die zusammengepreßten feinen Lippen und die lebhaften grauen Augen drückten Klugheit und Thakraft aus. Die edigen Schultern, die flache Brust, die dürren Hände und die starken Muskeln an ihren schwarzen nackten Füßen be-

zeugten, daß sie längst aufgehört hatte ein Weib zu sein, und nur ein Arbeiter war. Sie trat hurtig in die Stube, schloß die Thür, riß den Umhang herunter und warf dem Sohn einen wütenden Blick zu. Nechljudow wollte ihr etwas sagen, aber sie wandte sich von ihm weg und begann sich vor dem schwarzen hölzernen Heiligenbilde zu bekreuzigen, das hinter dem Webstuhle hervorsah. Als sie damit fertig war, rückte sie das schmutzige gewürfelte Tuch zurecht, das sie um ihren Kopf trug, und verneigte sich tief vor dem Herrn.

Fröhlichen Feiertag, Ew. Erlaucht! sagte sie, Gott segne dich, du, unser Vater . . .

Als Dawydfa seine Mutter erblickte, wurde er sichtlich verlegen, beugte sich ein wenig vor und senkte den Nacken noch tiefer.

Danke, Arina, antwortete Nechljudow, ich habe eben mit deinem Sohn von eurer Wirtschafft gesprochen.

Arina, oder wie sie die Bauern zu nennen pflegten als sie noch Mädchen war, Arischka-Burlak, stützte ihr Kinn auf die Faust der rechten Hand, die sie auf die flache Linke gestemmt hatte und begann, ohne den Herrn ausreden zu lassen, so heftig und freischend zu sprechen, daß die ganze Stube von dem Klange ihrer Stimme erfüllt war und man von draußen hätte glauben können, es sprächen plötzlich mehrere Frauenstimmen auf einmal.

O du mein Vater! Wozu, wozu mit ihm reden. Er kann ja gar nicht reden wie ein Mensch. Sieh, wie er dasteht, der Tölpel! fuhr sie fort und wies mit einer verächtlichen Kopfbewegung auf die klobige Jammergestalt Davndka hin, — was habe ich für eine Wirtschaft, Väterchen, Ew. Erlaucht? Wir sind nackt und bloß, elender als wir ist niemand im ganzen Dorf. Wir haben weder für uns, noch für den Herrenhof etwas, es ist eine Schande. — Und dazu hat er uns gebracht. Wir haben ihn gehegt und gepflegt, wir haben gar nicht gehofft, einen rechten Arbeiter an ihm zu haben, und was haben wir jetzt? Er frißt nur, aber arbeiten — seine Arbeit ist so viel wert, wie die von dem verfaulten Brunnen da. Er kann nur auf dem Ofen liegen, oder er steht da und kraßt seinen dummen Kopf! sagte sie, indem sie ihm nachmachte. Wenn du ihm wenigstens Strafe androhen wolltest, Vater, ich muß schon selbst darum bitten! Strafe ihn doch um Gotteswillen oder steck' ihn unter die Soldaten — dann hat es doch ein Ende! Ich halt's nicht mehr aus mit ihm!

Ist es nicht sündhaft, Davndka, seine eigene Mutter so weit zu treiben? sagte Nechljudow, indem er sich vorwurfsvoll zu dem Bauern wandte.

Davndka rührte sich nicht.

Wenn er noch ein kranker Bauer wäre, fuhr Urina mit derselben Lebhaftigkeit und denselben Geberden fort. Aber man braucht ihn ja nur



anzusehen, did wie ein Mehlsack ist er, er könnte schon arbeiten, der Bagabund! Aber nein, da liegt er auf dem Ofen und wird ein ganzer Lump! Faßt er etwas an, dann macht er es so, daß es meine Augen lieber nicht sehen möchten: ehe er sich erhebt, ehe er sich umdreht, ehe sonst was — sagte sie, jedes Wort dehnend, und bewegte dabei plump ihre edigen Schultern hin und her. — Jetzt ist der Alte selbst in den Wald gefahren um Reisig zu holen, und ihm hat er befohlen, Gruben zu graben; aber er hat nichts gethan, hat nicht einmal den Spaten zur Hand genommen . . . (sie hielt einen Augenblick inne) . . . er hat mich zu Grunde gerichtet, mich arme Verlassene! begann sie plötzlich in winselndem Tone, holte weit mit den Händen aus und trat mit einer drohenden Geberde an den Sohn heran. — Deine verfluchte feine Schnauze! Gott soll mir verzeihen . . . (sie wandte sich ärgerlich und verzweifelt zugleich von ihm ab, spie aus und wandte sich wieder mit derselben Lebhaftigkeit und mit Thränen in den Augen an den Herrn, während sie immer noch mit den Händen fuchtelte). Ich bin ja ganz allein, Wohlthäter, mein Alter ist krank und alt, und er ist auch zu gar nichts nuß, und ich bin ganz und gar allein. Auch das stärkste Pferd bricht einmal zusammen. Wenn er sterben wollte, es wäre leichter — dann hätte es doch ein Ende. Hungers sterben läßt er mich, der Schurke . . .

Du, unser Vater, ich halte es nicht mehr aus! Die Schwiegertochter ist von der Arbeit zu Grunde gegangen, und mir wird's auch so gehen!



Wie ist sie zu Grunde gegangen? forschte Nechljudow mißtrauisch.

Vor all zu großer Arbeit, Wohlthäter, so wahr Gott lebt, ist sie zu Grunde gegangen. Wir haben sie im vorvergangenen Jahr aus Baburin geholt, — fuhr sie fort, indem sich plötzlich ihre zornigen Züge in weinerliche und traurige verwandelten. Sie war jung, frisch, friedlich, häuslich. Bei ihrem Vater im Haus, als sie noch Mädchen war, hatte sie behaglich gelebt, Not kannte sie nicht, wie sie zu uns in's Haus kam und unsere Arbeit kennen lernte — die Arbeit auf dem Hofe, im Hause, überall . . . immer nur sie und ich — da war es aus. Was thut's mir? Ich bin gewohnt zu arbeiten, sie aber war schwanger und hatte viel zu leiden, und immer arbeitete sie über ihre Kräfte, so hat sie sich einen Schaden zugefügt, die Gute. Im Sommer zu Peter Paul hat sie noch zum Unglück einen Knaben geboren, und im Haus war kein Brot. Wir mußten essen, was es gab, die Arbeit drängte . . . und die Brust trodnete ihr ein, es war das erste Kind, eine Kuh hatten wir auch nicht, und bei der schweren Bauernarbeit, —

wir mußten es mit der Flasche aufziehen; nun natürlich, Frauen sind nicht gescheit, sie hat sich darüber noch mehr gegrämt, und wie das Kind starb, da heulte und heulte sie vor Gram, jammerte und jammerte, und die Not und die Arbeit, es wurde immer schlimmer und schlimmer. Und so ging es immer elender in den Sommer hinein und zu Mariä Fürbitte\*) starb sie auch. Er hat ihr den Todesstoß gegeben, der Hund! wandte sie sich wieder mit verzweifelter Wut gegen den Sohn . . . Um was ich dich bitten wollte, Erlaucht, . . . fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, indem sie die Stimme sinken ließ und sich verneigte.

Was? fragte Nechljudow zerstreut, denn er war noch von ihrer Erzählung erregt.

Er ist doch noch ein junger Bauer. Was kann man von mir für Arbeit erwarten, heute lebe ich und morgen ist's vorbei. Wie kann er ohne Frau sein, er wird ja kein guter Bauer sein können! Finde du etwas für uns, du unser Vater!

Das heißt, du möchtest ihn verheiraten, nicht wahr, das ist es?

Thu' uns die Liebe, Ihr seid uns Vater und Mutter! Sie gab ihrem Sohne ein Zeichen und beide stürzten zugleich dem Herrn zu Füßen.

Warum kniest du nieder? sagte Nechljudow und

---

\*) Das Erntefest, das in ganz Rußland ohne Unterschied des Bekenntnisses gefeiert wird.



hob sie ärgerlich an den Schultern hoch. Darfst du denn das nicht sagen, du weißt, ich habe das nicht gern, verheirate den Sohn, wenn du willst, ich freue mich, wenn du eine Braut in Bereitschaft hast!

Die Alte erhob sich und wischte mit dem Ärmel über ihre trockenen Augen. Dawydfa folgte ihrem Beispiel, fuhr mit seiner gedunsenen Faust über die Augen, blieb in derselben unterthänigen Haltung stehen und horchte auf Arinas Worte.

Eine Braut ist da, Wassjutka Michejkin, ein nettes Mädchen, aber ohne deinen Willen wird sie nicht wollen.

Ist sie denn nicht einverstanden?

Nein, Wohlthäter. Wenn sie einverstanden wäre!

Was soll also geschehen? Zwingen kann ich sie nicht, suche eine andere, wenn nicht hier, so in der Fremde, ich will sie loskaufen, aber sie muß aus freien Stücken gehen, mit Gewalt darf man sie nicht verheiraten. Es giebt auch kein solches Gesetz, und es ist auch eine große Sünde.

A—a—ach, Wohlthäter, wie ist es möglich, wenn sie unser Leben sieht, unsere Armut, daß sie freiwillig gehen soll? Auch eine Soldatenfrau möchte solche Not nicht auf sich nehmen. Welcher Bauer wird uns sein Mädchen auf den Hof geben? Das thut ein Verzweifelter nicht! Wir sind doch nackt und bloß, Bettler! Die eine, werden sie

sagen, haben sie Hungers sterben lassen, meiner wird es auch so gehen! Wer wird uns die Tochter geben?! fügte sie hinzu und schüttelte ungläubig den Kopf, sag' doch selbst, Erlaucht!

Was kann ich also thun?

Denke du für uns, lieber Freund! wiederholte Arina eindringlich, was sollen wir anfangen?

Was kann ich erdenken, ich kann in diesem Fall auch nichts für euch thun.

Wer wird an uns denken, wenn du es nicht thust? sagte Arina, indem sie den Kopf senkte und mit den Händen eine Bewegung trauriger Unentschlossenheit machte.

Ihr bittet um Getreide, ich werde Auftrag geben, daß man euch welches überlasse! sagte der Herr nach einer kurzen Pause, während welcher Arina seufzte und Dawyda in ihr Seufzen einstimimte. Aber mehr kann ich nicht thun.

Nechljudow ging in den Flur hinaus, Mutter und Sohn folgten dem Herrn in gebeugter Stellung.



A—a—ach, ich arme Verlassene! sagte Arina und seufzte schwer. Sie blieb stehen und sah den Sohn zornig an. Dawyda wandte sich sofort um, setzte sein dickes Bein in dem flobigen, schmußi-

gen Baststuh schwerfällig über die Schwelle und verschwand in der gegenüberliegenden Thür.

Was soll ich mit ihm anfangen, Vater, fuhr Urina zu dem Herrn gewandt fort, du siehst doch selbst, wie er ist! Er ist ja kein schlechter Bauer, er trinkt nicht, er zankt nicht, er trübt kein Wässerchen, es wäre Sünde ihm etwas nachzusagen. Es ist nichts Schlechtes an ihm, Gott allein weiß, was mit ihm geschehen ist, daß er so ein Taugenichts geworden ist. Er sieht es selbst nicht gern. Willst du's glauben, Väterchen, das Herz blutet einem, wenn man mit ansieht, welche Qual er leidet, er mag sein, wie er will, ich habe ihn unter meinem Herzen getragen, er thut mir weh, ach, sehr weh! Er thut ja nichts gegen mich, oder den Vater, oder die Obrigkeit. Er ist eigentlich ein furchtsamer Bauer, ein wahres Kind, wie soll er als Witwer leben? O hilf du, unser Wohlthäter?! wiederholte sie. Sie hatte offenbar den Wunsch, den schlechten Eindruck, den ihr Schelten auf den Herrn gemacht haben konnte, zu verwischen. Väterchen, Ew. Erlaucht, fuhr sie in vertraulichem Tone fort, ich habe schon alles und alles versucht, mir steht der Verstand stille, woher er so geworden ist, es kann nicht anders sein, böse Menschen haben ihn behext.

Sie schwieg eine Weile.

Wenn man den Menschen finden könnte, vielleicht läßt er sich heilen.

Was sprichst du für Unsinn, Urina, wie kann man jemanden behexen!

O, du unser Vater, sie behexen einen so, daß er das ganze Leben kein Mensch mehr ist. Es giebt viel schlechte Menschen in der Welt, in der Wut nimmt einer eine Hand voll Erde aus deinen Fußstapfen . . . oder sonst was . . . und für alle Zeiten hört man auf ein Mensch zu sein. Giebt es nicht viele, die sündigen? Ich habe schon daran gedacht, ob ich nicht hinunter gehen soll zu dem alten Dunduf, der in Worobjewka wohnt, er kennt alle Beschwörungen, alle Kräuter und nimmt den Zauber mit Weihwasser fort. — Vielleicht hilft der, sagte das Weib, vielleicht kann der ihn heilen.

Das ist es, Armut und Unwissenheit, dachte der junge Herr, er ließ traurig den Kopf hängen und ging mit großen Schritten die Dorfstraße hinab. Was fange ich nur mit ihm an. Ihn in dieser Lage lassen ist doch unmöglich, um meinetwillen, um des schlechten Beispiels willen und seiner selbst willen, unmöglich! sprach er zu sich selbst, indem er an den Fingern diese Gründe herzählte, ich kann ihn in dieser Lage nicht sehen, wie aber soll ich ihn daraus befreien, er vernichtet meine besten Pläne in der Wirtschaft! So lange ich solche Bauern habe, werden sich meine Träume nie verwirklichen! dachte er und empfand Aerger und Zorn gegen den Bauern, der seine Pläne zerstörte. Ihn zur Ansiedlung zu verschiden, wie

Jakob sagt, wenn er selbst sein eigenes Wohl nicht will, oder zu den Soldaten stecken? Gewiß, wenigstens befreie ich mich von ihm und bekomme dafür noch einen guten Bauern! dachte er hin und her.

Er dachte mit Vergnügen daran, aber sogleich flüsterte ihm ein unbestimmtes Ahnen zu, daß er nur mit der einen Seite des Verstandes denke, und daß das nicht gut sei. Er blieb stehen. Halt, woran denke ich! sagte er zu sich selber. Unter die Soldaten, zur Ansiedlung . . . wofür? Er ist ein guter Mensch, besser als viele andere und wie weiß ich . . . ihn freigeben? dachte er und betrachtete die Frage jetzt nicht mehr mit der einen Seite des Verstandes, wie vorher. Ungerecht, ja sogar unausführbar! Da plötzlich kam ihm ein Gedanke, der ihn sehr erfreute. Er lächelte mit dem Ausdruck eines Menschen, der die Lösung einer schweren Aufgabe gefunden. Ich will ihn auf den Hof nehmen, sagte er zu sich selber, will ihn selbst beobachten und durch Milde und Vermahnungen, durch eine bestimmte Beschäftigung an Arbeit gewöhnen und bessern.



## 13. Abschnitt

So will ich thun! sagte Nechljudow zu sich selbst mit freudiger Selbstzufriedenheit und ging, da er sich erinnerte, daß er noch bei dem reichen



Bauern Dutlow vorzusprechen hatte, auf ein hohes stattliches Bauernhaus mit zwei Rauchfängen zu, das mitten im Dorfe stand. Auf dem Wege begegnete er bei dem Nachbarhäuschen einem großen häßlichen Weibe von etwa vierzig Jahren, das auf ihn zukam.

Fröhlichen Feiertag, Väterchen, rief sie ihm ohne jede Scheu zu, blieb vor ihm stehen, lächelte freudig und verneigte sich vor ihm.

Guten Morgen, Amme! antwortete er, wie geht's, ich gehe eben zu deinem Nachbar.

So, Väterchen, Ew. Erlaucht, es geht ja, warum belieben Sie nicht zu uns zu kommen, wie würde sich mein Alter freuen!

Gut, ich werde hineingehen, wir plaudern miteinander, Amme, ist das dein Häuschen?

Dies ist es, Väterchen!

Die Amme lief voran, Nechljudow folgte ihr in den Flur, setzte sich auf einen kleinen Zuber, zog eine Cigarette hervor und rauchte sie an.

Dort ist es heiß, laß uns lieber hier sitzen und plaudern, erwiderte er, als die Amme ihn aufforderte in die Stube einzutreten. Die Amme war noch ein frisches und hübsches Weib, in ihren Gesichtszügen, besonders in ihren großen schwarzen Augen hatte sie große Aehnlichkeit mit den Zügen des Herrn; sie hatte die Hände unter der Schürze zusammengefaltet, sah dem Herrn ohne Scheu in's

Gesicht, wiegte beständig den Kopf hin und her und begann:

Was ist das, Väterchen, warum belieben Sie, Dutlow zu besuchen?

Ich möchte gern, daß er mir dreißig Dessjatinen Land abpachtet und eigene Wirttschaft einrichtet, und dann auch, daß er mit mir zusammen einen Wald kaufe, er hat ja Geld, warum soll es so unnütz daliegen! Wie denkst du darüber, Amme?

Ja, alle Welt weiß, Väterchen, die Dutlows sind vermögliche Leute, im ganzen Stammsitz ist er wohl der erste Bauer, antwortete die Amme und schüttelte den Kopf, im letzten Jahre hat er ein zweistöckiges Gebäude aus seinem eigenen Holze aufgeführt und die Herrschaft nicht gebraucht. Pferde hat er, außer den Füllen und den Halbwüchsigem, sechs Dreigespanne, und Vieh, Kühe und Schafe! Wenn er sie vom Feld hereintreibt, und die Weiber auf die Straße herauskommen, um sie hereinzutreiben, da drängt es sich mit Mühe und Not zum Thore herein. Und zweihundert Bienenstöcke hat er und drüber, ein sehr vermöglicher Bauer, er muß auch Geld haben.

Wie, meinst du, hat er viel Geld? fragte der Herr.

Die Leute sagen, natürlich vielleicht aus Bosheit, daß der Alte viel Geld hat, aber er will's nicht Wort haben, auch den Söhnen sagt er es



nicht, aber er muß Geld haben. Warum soll er kein Wäldchen pachten, fürchtet er vielleicht, man könnte erfahren, daß er Geld hat? Er hat auch vor fünf Jahren mit Schkalik, dem Gastwirt, zu kleinen Anteilen Wiesen gepachtet, dann hat ihn der Schkalik betrogen oder sonst so was, und so hat der Alte dreihundert Rubel verloren, da hat er aufgehört. Aber wie sollte er nicht in guten Verhältnissen sein, Väterchen, Ew. Erlaucht, fuhr die Amme fort, drei Stück Land gehören ihm, die Familie ist groß, alles arbeitet, und der Alte, man kann nicht anders sagen, ist ein ausgezeichneter Wirt. In allem hat er Glück, die Leute wundern sich sogar darüber: mit dem Getreide, mit den Pferden, mit dem Vieh, mit den Bienen und mit den Kindern hat er Glück. Jetzt hat er alle verheiratet, die einen Mädchen nahm er von uns hier, und jetzt hat er den Iljuschka mit einer Freien verheiratet und hat sie selbst losgekauft. Auch ein prächtiges Weib.

So, sie leben also in Eintracht? fragte der Herr.

Wenn im Hause ein rechtes Oberhaupt ist, ist auch Eintracht. Denk' bloß an die Dutlows, — das ist mal so Weiberart, die Frauen zanken und zanken sich hinter dem Ofen — nun steht aber Alles unter dem Auge des Alten und die Söhne leben in Eintracht.



Die Amme schwieg eine Weile. Und jetzt, heißt es, will der Alte den ältesten Sohn, Karp, zum Wirt im Hause machen. Er ist schon alt geworden . . . Ich habe die Bienenzucht! Nun, Karp ist auch ein guter Bauer, ein trefflicher Bauer, aber an den Alten reicht er nicht heran; den seinen Verstand hat er nicht!

So wird vielleicht Karp Land und Wald übernehmen wollen, wie meinst du? sagte der Herr, denn er hätte gern von der Amme alles erfahren, was sie von ihren Nachbarn wußte.

Glaub's kaum, Väterchen, fuhr sie fort, der Alte hat dem Sohn von seinem Gelde nichts gesagt; so lange er lebt, bleibt auch das Geld bei ihm, im Haus macht alles der Verstand des Alten, und sie beschäftigen sich mehr mit Fuhrwesen.

Und wird der Alte es nicht erlauben?

Er fürchtet sich!

Aber was fürchtet er denn?

Aber Väterchen, wie kann ein leibeigener Bauer sagen, wie viel Geld er hat, das paßt nicht zusammen und er kann sein ganzes Geld verlieren. Da mit dem Gastwirt hat er Geschäfte gemacht und hat sich verrechnet, sollt' er mit ihm vor Gericht gehen, so war das Geld verloren, und mit dem Gutsherrn wird er noch schneller fertig sein.

So, darum, . . . sagte Nechljudow errötend, lebe wohl, Alte!

Lebt wohl, Väterchen, Ew. Erlaucht, danke unterthänigst.



Soll ich nicht lieber nach Hause gehen? dachte Nechljudow von der Empfindung einer unbestimmten Traurigkeit und moralischen Ermüdung ergriffen, während er auf Dutlows Thor zuschritt.

Aber in diesem Augenblicke öffnete sich das schöngezimmerete Thor knarrend vor ihm und ein hübscher, rotwangiger, blonder Bursche von etwa achtzehn Jahren in Fuhrmannskleidung erschien in dem Thore. Er führte ein Dreigespann starkbeiniger, noch schweißiger, zottiger Pferde hinter sich her, warf hastig die hellen Haare zurück und verneigte sich vor dem Herrn.

Wie, Ilija, ist der Vater zu Hause? fragte Nechljudow.

Er ist im Bienengarten hinter dem Hof, antwortete der Bursche und führte die Pferde eines nach dem anderen durch das halbgeöffnete Thor.

Nein, ich will es durchführen, ich mache ihm meinen Vorschlag, ich thue das meine, dachte Nechljudow. Er ließ die Pferde vorbei und trat in den geräumigen Hof Dutlows. Man sah, daß der Dünger erst vor kurzer Zeit vom Hofe fortgeführt war, der Boden war noch schwarz, schwei-

big und an gewissen Stellen, besonders in den Thüren, lagen rote wollige Büschel herum. Auf dem Hof und unter den hohen Schuppen standen geordnet Leiterwagen, Eggen, Schlitten, Krippen, Fässer und allerlei Bauerngerät. Tauben flatterten und gurrten im Schatten der breiten, starken Dachpfeiler, Dünger und Theergeruch erfüllte den Hof. In dem einen Winkel brachten Karp und Ignat eine neue Feder an einen großen, dreispännigen eisenbeschlagenen Wagen an. Alle drei Söhne Dultlows hatten beinahe dieselben Züge. Der jüngste, Ilja, welchem Nechljudow im Thorweg begegnet war, war bartlos, kleiner gewachsen, rotwangiger und hübscher als die älteren. Der zweite, Ignat, war größer gewachsen, dunkler, trug einen Spitzbart und hatte, obgleich auch er in Stiefeln, Fuhrmannskittel und Lammfellmütze war, nicht das festtägliche Aussehen der Sorglosigkeit, wie der jüngere Bruder. Karp, der älteste, war noch größer, trug Bastschuhe, einen grauen Raftan und ein Hemd ohne Besatz, hatte einen üppigen roten Bart und ein ernstes, ja fast düsteres Aussehen.

Befehlen Sie, Ew. Erlaucht, daß wir den Vater rufen, sagte er, indem er an den Herrn herantrat und sich leicht und linksich verbeugte.

Nein, ich will selbst zu ihm in den Biengarten, ich will mir ansehen, wie er sich's dort eingerichtet hat . . . Aber ich habe mit dir ein Wörtchen zu sprechen, sagte Nechljudow und ging auf

die andere Seite des Hofes hinüber, damit Ignat nicht höre, was er mit Karp sprechen wollte.

Das Selbstbewußtsein und ein gewisser Stolz, der in dem ganzen Gehaben dieser beiden Bauern sichtbar war, und das, was ihm die Amme gesagt hatte, machte den jungen Herrn so verlegen, daß ihm der Entschluß, mit ihnen über seine Absichten zu sprechen, schwer wurde. Er empfand etwas wie ein Schuldgefühl, und es erschien ihm leichter, mit einem Bruder zu sprechen, so daß der andere nichts höre. Karp war wohl verwundert darüber, daß ihn der Herr beiseite nahm, aber er folgte ihm.

Hör', begann Nechjudow stoßend, ich wollte dich fragen, wie viel Pferde ihr habt.

Fünf Dreigespanne sind's, auch Füllen haben wir, erwiderte Karp ohne Zögern, indem er sich den Rücken kratzte.

Deine Brüder fahren mit der Post?

Wir besorgen die Post mit drei Dreigespannen, Mjuscha war eben auf der Fahrt und ist jetzt zurückgekommen.

Nun, das ist einträglich, wie viel verdient ihr damit?

Wie, einträglich, Ew. Erlaucht, höchstens, daß wir und die Pferde das Nötige haben, auch dafür danken wir Gott.

Warum beschäftigt ihr euch nicht mit etwas

anderem, ihr könntet ja doch Wald kaufen oder Land pachten.

Nun ja, gewiß, Ew. Erlaucht, Land könnte man wohl pachten, wenn es nur so leicht zu haben wäre.

Nun, ich will euch einen Vorschlag machen. Was werdet ihr euch mit dem Fuhrwesen abgeben, wenn ihr nur Essen und Trinken davon habt, pachtet lieber dreißig Dessjatinen Land von mir; den ganzen Streifen, der hinter Sapows Hofe liegt, will ich euch überlassen, da könnt ihr eure Wirtschaft im großen betreiben.

Und Nechljudow, begeistert von seinem Plane einer Bauernwirtschaft, wie er ihn so oft bei sich überlegt und erwogen hatte, begann, nun nicht mehr stoßend, dem Bauern seine Ansichten über die Bauernwirtschaft zu erläutern. Karp lauschte mit größter Aufmerksamkeit den Worten des Herrn.

Wir sind Ew. Gnaden sehr dankbar, sagte er, als Nechljudow zu sprechen aufhörte und ihn, Antwort heischend, ansah. Gewiß, das ist nicht übel, dem Bauern taugt es mehr, sich mit dem Boden zu beschäftigen, als mit der Peitsche zu hantieren. Unsereiner fährt in der Welt herum, sieht allerlei Volk und wird verdorben; das Beste für den Bauern ist, sich mit dem Boden zu beschäftigen.

Wie denkst du nun also?

So lange der Vater lebt, Ew. Erlaucht, was habe ich da zu denken, er hat zu bestimmen.

So führe mich in den Bienengarten, ich will mit ihm sprechen.

Bitte hier, sagte Karp und schritt langsam auf den hinteren Schuppen zu, öffnete das niedrige Pfortchen, das in den Bienengarten führte, ließ den Herrn hindurch, schloß es wieder zu, ging zu Ignat zurück und nahm schweigend die unterbrochene Arbeit wieder auf.



Nechljudow ging gebückt durch das niedrige Pfortchen unter dem schattigen Schuppen nach dem Bienengarten, der hinter dem Hofe lag. Der kleine mit Stroh und durchsichtigem Flechtwerk umgebene Raum, in welchem die mit Spänen bedeckten Bienenstöcke mit den geräuschvoll summenden, goldglänzenden Bienen symmetrisch aufgestellt waren, war ganz von den hellen glänzenden Strahlen der Junisonne übergossen. Von dem Pfortchen führte ein ausgetretener Pfad in die Mitte zu dem hölzernen Kreuz, an welchem ein Heiligenbild aus Silberblech hing, das hell in der Sonne glänzte. Mehrere junge Linden, die ihre reichbelaubten Wipfel hoch über das Strohdach des Nachbarhauses erhoben, wiegten kaum hörbar ihr dunkelgrünes, frisches Laub, von dem Summen der Bienen begleitet. Alle Schatten, die von der überdachten Umzäunung, von den

Linden und den Bienenstöcken, fielen tiefdunkel und kurz auf das feine krause Gras, das zwischen den Bienenstöcken hervorproß. In der Nähe der Thür einer hölzernen mit frischem Stroh gedeckten Mooshütte, die zwischen den Linden stand, wurde die gebeugte, niedrige Gestalt eines alten Mannes sichtbar, dessen unbedeckter grauer Kopf und Gläse in der Sonne funkelte. Als der Alte das Pförtchen knarren hörte, sah er sich um, wischte mit dem Zipfel seines Hemdes über das schwelbige, glänzende Gesicht und ging mild und freudig lächelnd dem Herrn entgegen.

In dem Bienenstand war es so anheimelnd, so heiter, so still und so hell, das Aussehen des grauen Alten mit den tausend Falten und Fältchen um die Augen, in den großen über den bloßen Fuß gezogenen Schuhen, der gutmütig wiegenden Ganges herantam und mit selbstzufriedenem Lächeln den Herrn in seinen eigenherrlichen Besitzungen begrüßte, war so gutherzig freundlich, daß Nechljudow einen Augenblick die schweren Eindrücke des heutigen Morgens vergaß, und daß sein Lieblingsgedanke lebhaft vor seine Seele trat. Er sah schon alle seine Bauern so reich, so gutmütig wie den alten Dutlow, und alle lächelten ihm freundlich und heiter entgegen, da sie ihm allein ihren Reichtum und ihr Glück verdankten.

Wünschen Sie nicht ein Neß, Ew. Erlaucht? Die Biene ist jetzt böse und sticht, sagte der Alte,

nahm vom Zaun einen nach Honig duftenden, schmutzigen, mit Baumrinde eingefassten Leinensack und reichte ihn dem Herrn. — Mich kennen die Bienen, mich stechen sie nicht, fügte er mit dem sanften Lächeln hinzu, das fast nie sein schönes, sonnenverbranntes Gesicht verließ.

Dann brauche ich es auch nicht. Schwärmen sie schon? fragte Nechljudow und lächelte ebenfalls, ohne recht zu wissen, warum.

Wenn sie schwärmen, Väterchen Dmitrij Mikolajewitsch, antwortete der Alte, — er wollte dadurch, daß er den Herrn mit Namen und Vaternamen ansprach, besondere Freundlichkeit ausdrücken — so haben sie eben erst, eben jetzt erst angefangen, Honig zu sammeln, wie sich's gehört. Heuer war der Frühling kühl, belieben Sie zu bemerken.

Ich habe aber in einem Buche gelesen, begann Nechljudow und wehrte dabei eine Biene ab, die ihm in das Haar geflogen war und ihm um das Ohr herumsummte: wenn das Wachs an den Stängchen gerade steht, so schwärmt die Biene früher. Darum macht man Bienenstöcke aus Brettern . . . mit Querhölz . . .

Wollen Sie sie nicht abwehren, das macht sie noch mehr böse, sagte der Alte, aber wünschen Sie nicht, daß ich Ihnen ein Netz gebe?

Nechljudow fühlte einen Schmerz, aber aus einer Art kindlicher Eitelkeit wollte er es nicht



eingestehen; wieder lehnte er das Neß ab und erzählte dem Alten weiter von der Einrichtung der Bienenstöcke, von welchen er im *Maison Rustique* gelesen hatte und bei welchen nach seiner Ansicht die Bienen doppelt so viel Schwärmen müssen. Aber es stach ihn eine Biene in den Nacken, und er wurde verlegen und stodte mitten in seinen Auseinandersetzungen.

Nun ja, Väterchen Dmitrij Mikolajewitsch, sagte der Alte und sah den Herrn mit väterlicher Gönnermiene an, ja gewiß schreiben sie so im Buch. Aber vielleicht ist das falsch, was da geschrieben steht. Wenn er's so machen wird, wie wir schreiben, denken sie, so lachen wir ihn dann aus; das kommt vor. Wie kann man die Biene lehren, wo sie die Zellen bauen soll. Sie macht das wie sie will, bald schräg, bald gerade. Wollen Sie gütigst hineinschauen, fügte er hinzu, öffnete einen der nächsten Körbe und blickte durch die Oeffnung, welche die schiefen Wachsellen entlang von summenden, kriechenden Bienen bedeckt war. Sehen Sie, das sind junge Bienen, man sieht's, obenan sitzt die Mutter, und die Zellen führen sie gerade und seitwärts, wie es in dem Korb bequemer ist, sagte der Alte, von seinem Lieblingsgegenstande fortgerissen und ohne die Lage des Herrn zu bemerken. Heute gehn Sie in Blütenstaub, heute ist ein warmer Tag, man sieht alles, fügte er hinzu, indem er die Bienenkörbe

wieder schloß, mit einem Lappen die kriechenden Bienen zusammenscharre und dann mit seiner rauhen Hand einige Bienen von seinem runzeligen Nacken herunterstrich. Die Bienen stachen ihn nicht; Nechljudow aber konnte kaum noch den Wunsch unterdrücken, aus dem Bienengarten zu entfliehen. Die Bienen hatten ihn an drei Stellen gestochen und summten von allen Seiten um Kopf und Nacken.

Und wie viel Stöcke hast du? fragte er, indem er sich auf das Pfortchen zu entfernte.

Was Gott gegeben hat! antwortete Dutlow mit seinem Lächeln, zählen darf man sie nicht, die Biene hat das nicht gern. Um was ich Ew. Gnaden bitten wollte, fuhr er fort, indem er auf die Bienenkörbchen zeigte, welche am Zaune standen, für Ossip, den Mann der Amme; wenn Sie es ihm verbieten wollten, im eigenen Dorfe so schlecht gegen die Nachbarschaft zu handeln, das ist nicht gut.

Wie, schlecht zu handeln? . . . Ach, sie stechen aber . . .! antwortete der Herr und griff nach der Klinke des Pfortchens.

Sehen Sie, Jahr für Jahr läßt er seine Bienen auf meine Jungen los, sie sollen besser werden, aber die fremden Bienen nehmen ihnen nur die Zellen fort, sagte der Alte, ohne die Geberden des Herrn zu bemerken.

Gut, nachher, gleich — sagte Nechljudow, er

konnte es nicht mehr aushalten, wehrte mit beiden Händen die Bienen ab und rannte schleunig durch das Pfortchen hinaus.

Mit Erde einreiben, dann thut's nichts, sagte der Alte, indem er dem Herrn in den Hof folgte. Der Herr rieb die Stelle, wo er gestochen war, mit Erde. Er errötete, warf einen flüchtigen Blick auf Karp und Ignat, die sich gar nicht nach ihm umsahen, und runzelte ärgerlich die Stirn.



Um was ich Euch betreffs der Kinder bitten wollte, Ew. Erlaucht, sagte der Alte und that, als ob er die zornigen Züge des Herrn gar nicht bemerkt hätte, oder er hatte sie auch wirklich nicht bemerkt.

Was?

Sehen Sie, an Pferden sind wir Gott sei Dank vermöglich, Knechte sind auch da, und so verlohnt für uns die Herrenarbeit nicht!

Was also?

Wenn Sie die Gnade haben wollten, die Kinder für eine Abgabe zu entlassen, so könnten Ilija und Ignat mit drei Dreigespannen den ganzen Sommer das Fuhrwesen betreiben, da ließe sich vielleicht was verdienen.

Wohin sollen sie denn gehen?



Wie es gerade kommt, mischte sich Ilija hinein, der eben, nachdem er die Pferde unter dem Schuppen festgebunden hatte, an den Vater herantrat. Die Radminskischen Kinder sind mit acht Dreigespannen nach Romen gefahren, so heißt es, haben hier ihr Auskommen gehabt und haben noch an dreißig Rubel für jedes Gespann heimgebracht. Und in Odest, heißt es, ist auch das Futter billiger.

Davon wollte ich gerade mit dir sprechen, sagte der Herr zu dem Alten gewandt; er wollte ihn so geschickt als möglich auf das Gespräch von der Wirtschaft bringen. Sag' mir doch, bitte, ist das Fuhrwesen einträglicher, als daheim die Feldarbeit?

Wie sollte es nicht einträglicher sein, Ew. Erlaucht, mischte sich wieder Ilija hinein, indem er sein Haar hastig zurückwarf. Daheim fehlt's an Futter für die Pferde.

Nun, und wieviel verdienst du im Sommer?

Sehen Sie, Herr, im Frühling, und das war, wie das Futter teuer war, bin ich nach Kiew mit Waren gefahren. Im Kurskschen hab' ich wieder Grütze für Moskau aufgeladen. So habe ich mich selbst durchgefüttert, und die Pferde waren satt, und ich habe auch noch fünfzehn Rubel bares Geld mitgebracht.

Nun, es ist gewiß nicht schlimm, einen ehrlichen

Erwerb zu treiben, welcher es auch sei, sagte der Herr und wandte sich wieder zu dem Alten. Aber ich glaube, es ließe sich auch eine andere Beschäftigung finden, und diese Arbeit bringt es mit sich, daß der junge Mann überall herumkommt, mit allerhand Menschen zusammentrifft und verdorben werden kann! fügte er Karp's Worte wiederholend hinzu.

Womit soll sich unsereiner, ein Bauer, beschäftigen, wenn nicht mit Fuhrwesen? erwiderte der Alte mit seinem milden Lächeln. Hat man eine gute Fahrt, wird man selbst satt und kann die Pferde satt machen, und was das Verdorbenwerden anbetrifft, so fahren meine Kinder, Gott sei Dank, nicht das erste Jahr, und ich bin selbst gefahren und habe nie etwas Schlechtes gesehen, nur Gutes.

Mit wieviel Dingen könntet ihr euch zu Hause beschäftigen, mit Feld, mit Wiesen . . .

Wie ist das möglich, Ew. Erlaucht? fiel ihm Njuscha lebhaft in's Wort. Wir sind schon damit auf die Welt gekommen, wir kennen das alles, es ist das Geeignetste für uns, das Liebste, Ew. Erlaucht, wenn unsereiner mit Fuhren fährt!

Aber wir bitten Ew. Erlaucht, wollen Sie nicht in die Stube eintreten, Sie beliebten noch nicht, unsere neue Wohnung zu besuchen! sagte der Alte, verneigte sich tief und winkte dem Sohne zu.

Iljuschka lief in die Stube hinein. Nechljudow und der Alte folgten ihm.



Als der Alte in's Zimmer trat, verneigte er sich noch einmal, wischte mit dem Schoß seines Rodes die vordere Ecke der Bank ab und fragte lächelnd:

Womit darf ich aufwarten, Ew. Erlaucht?

Die Stube war weiß, geräumig, sie hatte einen Rauchfang, eine Schlafstelle und eine Britsche. Die frischen Balken aus Espenholz, unter welchen eben erst verwelktes Moos hindurch schien, waren noch nicht schwarz geworden, die neuen Bänke und die Schlafstelle glänzten noch nicht, und der Fußboden war noch nicht glatt getreten.

Ein junges hageres Bauernweib mit einem länglichen, nachdenklichen Gesicht, Ilijas Frau, saß auf der Britsche und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege, die an einer langen Stange von der Decke herabhing. In der Wiege schlummerte, kaum hörbar atmend, die Neuglein geschlossen, ein Säugling; die Decke hatte er mit den Füßchen fortgestrampelt. Ein zweites, stämmiges, rotbadiges Weib, Karps Hausfrau, hatte die Ärmel hoch über die starken Ellbogen und die verbrannten Hände aufgestreift und schnitt am Ofen Rauch in eine hölzerne Schüssel. Ein blatternarbiges,

schwangeres Weib stand in der Nähe des Ofens, das Gesicht mit dem Ärmel verdeckend. Außer von der Sonnenglut draußen war es im Zimmer noch von dem Ofen glühend heiß und roch nach frischgebackenem Brote. Aus der Schlafstelle blickten die hellblonden Köpfchen zweier Bübchen und eines Mädchens, die sich in Erwartung des Mittagessens hierher begeben hatten, neugierig auf den Herrn herunter.

Nechljudow gewährte es eine Freude, diese Zufriedenheit mit anzusehen. Zugleich aber überkam ihn eine Scham vor den Weibern und Kindern, deren Blicke auf ihn gerichtet waren. Er errötete und setzte sich auf die Bank.

Gieb mir ein Stückchen warmes Brot, ich esse das gern! sagte er und errötete noch mehr.

Karps Hausfrau schnitt ein großes Stück Brot ab und reichte es dem Herrn auf einem Teller. Nechljudow schwieg, denn er wußte nicht, was er sagen sollte.

Aber weshalb schäme ich mich, als fühlte ich mich schuldig? dachte Nechljudow, warum sollte ich den Vorschlag wegen des Vorwerks nicht machen? — wie thöricht! Und doch schwieg er immer noch.

Nun, Väterchen Dmitrij Mikolajewitsch, was befehlen Sie betreffs meiner Kinder? sagte der Alte.

Ich würde dir raten, sie gar nicht fortzuschicken und ihnen hier eine Beschäftigung zu suchen, sagte

Nechljudow, der plötzlich Mut gefaßt hatte. Weißt du, was ich mir für dich gedacht habe: du kaufst mit mir zu gleichen Teilen ein Wäldchen aus den Kronsforsten und Land . . .

Aber ich bitte Ew. Erlaucht, für welches Geld soll ich denn kaufen? fiel er dem Herrn ins Wort.

Ich meine ein kleines Wäldchen, für zweihundert Rubel etwa! bemerkte Nechljudow.

Der Alte lachte boshaft.

Gewiß, wenn ich welches hätte, warum sollte ich nicht kaufen? sagte er.

Haßt du etwa das Geld nicht mehr? sagte der Herr vorwurfsvoll.

Ach, Väterchen, Ew. Erlaucht, antwortete der Alte in traurigem Tone und blickte nach der Thür, es reicht eben zu, die Familie zu erhalten, aber nicht um einen Wald zu kaufen.

Aber du hast doch Geld, warum soll es im Kasten liegen? drängte Nechljudow.

Der Alte geriet plötzlich in starke Erregung, seine Augen leuchteten, seine Brust hob und senkte sich.

Das haben wohl böse Menschen von mir gesagt, begann er mit bebender Stimme. Aber bei Gott dem Allmächtigen, sagte er, die Augen auf das Heiligenbild gerichtet, und geriet immer mehr in Erregung, erblinden sollen meine Augen, hinsinken will ich auf der Stelle, wenn ich mehr habe, als die fünfzehn Harten, die Njuscha mitgebracht



hat, und davon muß ich die Kopfsteuer zahlen. Sie wissen selbst, wir haben das Haus gebaut . . .

Nun gut, gut! sagte der Herr und erhob sich von der Bank.

Lebt wohl, Leute!



18. Abschnitt

Gott! O Gott! dachte Nechljudow, als er mit großen Schritten durch die schattigen Alleen des verwilderten Gartens auf das Herrenhaus zuschritt und in der Zerstreung Blätter und Sträucher abriss, an denen er vorüber kam. Sollten meine Träume von dem Ziel und den Pflichten meines Lebens Thorheit gewesen sein? Warum ist mir so schwer, so traurig zu Mute, als wäre ich unzufrieden mit mir, während ich wähnte, wenn der Weg erst einmal gefunden wäre, beständig dieselbe Fülle moralischer Zufriedenheit zu empfinden, die ich damals empfand, als mir zum erstenmal diese Gedanken kamen? — Und er versetzte sich mit außerordentlicher Lebhaftigkeit und Klarheit in seiner Einbildung ein Jahr zurück, in jene glückliche Stunde.

Ganz früh am Morgen war er vor allen anderen im Hause aufgestanden. Die verborgene, unausgesprochene Begeisterung hatte ihn qualvoll erregt, ohne ein Ziel war er in den Garten hinausgegangen, von da in den Wald und mitten



in der kräftigen, saftigen, aber friedlichen Juniatur war er allein umhergestreift ohne bestimmte Gedanken. Eine Überfülle von Empfindungen drückte ihn nieder, und er konnte für sie keinen Ausdruck finden. Bald zeigte ihm seine jugendliche Einbildungskraft mit dem ganzen Zauber des Unbekannten das wollüstige Bild einer Frau, und es war ihm, als wäre dies seine unausgesprochene Sehnsucht. Aber ein anderes, höheres Gefühl sagte ihm: das ist es nicht! und trieb ihn, ein anderes zu suchen. Bald erhob sich sein unerfahrener stürmischer Geist höher und höher in den Bereich des Abgezogenen und währte die Gesetze des Seins zu entdecken; und mit Stolz und Genuß verweilte er bei diesem Gedanken. Aber wieder sagte ein höheres Gefühl: das ist es nicht! Und wieder trieb's ihn, zu suchen, wieder glühte es in ihm. Gedankenlos, wunschlos, wie es immer nach angestrenzter Thätigkeit zu sein pflegt, legte er sich unter einem Baum auf den Rücken und schaute in die durchsichtigen Morgenwolken empor, die am tiefen, endlosen Himmelszelt dahinzogen. Plötzlich traten, ohne alle Ursache, Thränen in seine Augen, und Gott weiß, wie es kam, ein leuchtender Gedanke blitzte in ihm auf, der seine ganze Seele erfüllte, den er mit Wollust erfaßte — der Gedanke, daß die Liebe und das Wohlthun Wahrheit und Glück ist, die einzige Wahrheit, das einzige Glück auf

Erden. Das höhere Gefühl sagte nicht mehr: das ist es nicht! Er erhob sich und erwog diesen Gedanken: „Ja, ja, so ist es!“ — sagte er sich in höchster Begeisterung und maß alle frühere Begeisterung, alle Erscheinungen des Lebens an der neuentdeckten, vermeintlich vollkommenen Wahrheit. „Wie thöricht ist all das, was ich gewußt habe, was ich geglaubt und geliebt!“ sagte er zu sich selbst. Die Liebe und die Selbstverleugnung, das ist das einzig wahre, vom Zufall unabhängige Glück! schloß er lächelnd und die Hände ausbreitend. Da er diesen Gedanken von allen Seiten auf das Leben anwandte und seine Befräftigung im Leben sowohl, wie in der inneren Stimme fand, die zu ihm sprach: das, das ist es! empfand er ein Gefühl, das er noch nicht gekannt hatte, ein Gefühl freudiger Erregung und Entzündung. Ich muß wohlthun, um glücklich zu sein! dachte er, und seine ganze Zukunft stand vor ihm, nicht mehr in unklarer Abgezogenheit, sondern in Bildern, in der Gestalt des Lebens eines Gutsheeren.

Er sah ein unendliches Arbeitsfeld für sein ganzes Leben vor sich, das er nur dem Wohlthun widmen wollte und in dem er also glücklich sein würde. Er brauchte das Gebiet der Thätigkeit nicht zu suchen, es war da; er hat eine natürliche Verpflichtung — er hat Bauern . . . und welche beseligende und dankbare Arbeit bot sich ihm dar:

einzuwirken auf diese schlichte, empfängliche, unverborbene Volksschicht, sie von der Armut zu befreien, ihren Wohlstand zu heben, den Bauern Bildung zu vermitteln, die ich durch den Zufall des Glückes besitze, ihre Fehler zu verbessern, die Unwissenheit und Aberglauben erzeugt haben, ihre Sittlichkeit zu heben, sie zur Liebe und zum Guten anzuleiten . . . Welch eine glänzende, glückliche Zukunft! Und für all dies werde ich, der ich das zu meinem eigenen Glücke thue, mich an ihrer Dankbarkeit ergötzen, werde ich sehen, wie ich mit jedem Tage dem vorgesezten Ziele näher und näher komme. Wundervolle Zukunft, wie war es nur möglich, dies bisher nicht zu sehen?

Und außerdem — dachte er zu gleicher Zeit — wer hindert mich, selbst glücklich zu sein in der Liebe zu einem Weibe, in dem Glücke des Familienlebens? Und die jugendliche Phantasie malte ihm eine noch bezauberndere Zukunft aus. Ich und meine Frau, die ich so liebe, wie noch niemand auf Erden je geliebt hat, wir leben beständig inmitten dieser friedlichen, poetischen Natur des Landes mit unseren Kindern, vielleicht mit der alten Tante; wir haben unsere gegenseitige Liebe, die Liebe zu unseren Kindern, und wir wissen beide, daß unsere Bestimmung — das Wohlthun ist. Wir unterstützen einander auf dem Wege zu diesem Ziel, ich gebe die allgemeinen Anordnungen, teile die allgemeinen gerechten Unterstützungen aus,

richte Vorwerke ein, Spartassen, Handwerksstätten; und sie mit ihrem hübschen Köpfchen, mit dem schlichten weißen Kleidchen, das sie über dem niedlichen Füßchen ein wenig hebt, schreitet durch den Schmutz in die Dorfschule, in das Krankenhaus, zu dem unglücklichen Bauern, der gerechterweise keine Unterstützung verdiente, und überall tröstet sie, hilft sie . . . die Kinder, die Greise, die Weiber vergöttern sie und schauen zu ihr auf wie zu einem Engel, wie zur Vorsehung. Dann kehrt sie zurück und verhehlt mir, daß sie bei dem unglücklichen Bauern gewesen und daß sie ihm Geld gegeben hat, aber ich weiß alles, ich umarme sie herzlich, küsse herzlich und zärtlich ihre süßen Augen, ihre schamhaft errötenden Wangen, ihre lächelnden, rosigen Lippen. . . . .



Wo sind diese Träume, dachte der Jüngling jetzt, da er nach seinem Rundgange auf sein Haus zuschritt, mehr als ein Jahr ist vergangen, seit ich auf diesem Wege das Glück suche, und was habe ich gefunden? Gewiß, manchmal fühle ich, daß ich mit mir zufrieden sein kann, aber es ist eine nüchterne, verständige Zufriedenheit; oder nein, ich bin sogar unzufrieden mit mir! Ich bin unzufrieden, weil ich hier kein Glück empfinde und

nach Glück begehre, leidenschaftlich begehre. Ich habe keinen Genuß empfunden, ich habe alles von mir abgethan, was ihn mir geben konnte. Weshalb? Warum? Wem ward davon leichter? Wahr hat die Tante geschrieben: Leichter ist es, selbst Glück zu finden, als es anderen zu geben. Sind etwa meine Bauern reicher geworden, sind sie gebildeter oder sittlicher geworden? — Keineswegs! Ihnen ist nicht wohler, und mir ist mit jedem Tage schwerer zu Mute. Wenn ich in meinem Unternehmen Erfolg sehen würde, wenn ich Dankbarkeit sehen würde . . . Aber nein, ich sehe lügenhafte Verschlagenheit, Laster, Mißtrauen, Hilflosigkeit, ich vergeude vergeblich die besten Jahre meines Lebens, dachte er, und es fiel ihm ein, daß die Nachbarn, wie er von der Amme gehört hatte, ihn den „Unmündigen“ nannten; daß in seiner Klasse kein Geld mehr sei, daß die neue von ihm ersonnene Dreschmaschine zur allgemeinen Belustigung der Bauern nur gepfiffen und nicht gedroschen habe, als man sie zum ersten Male vor zahlreichen Zuschauern im Dreschschuppen in Gang gesetzt hatte, daß von Tag zu Tag die Ankunft des Landgerichts zu erwarten sei, um das Inventar des Guts aufzunehmen, das er vernachlässigt hatte, da er sich von verschiedenen neuen Wirtschaftsunternehmungen hatte hinreißen lassen. Plötzlich trat so lebhaft, wie vorher, der ländliche Spaziergang durch den Wald vor seine Seele, der Gedanke an

das Gutsherrnleben, trat so lebhaft sein Moskauer Studentenstübchen vor seine Einbildung, wo er in später Nachtstunde bei einer einsamen Kerze mit seinem Genossen und vergötterten sechzehnjährigen Freunde sitzt. Fünf Stunden hintereinander haben sie gelesen und langweilige Aufzeichnungen aus dem bürgerlichen Rechte wiederholt. Als sie fertig waren, hatten sie nach Abendbrot geschickt, Geld zu einer Flasche Champagner zusammengelegt und eine Unterhaltung über die Zukunft geführt, die ihrer harrte. Wie ganz anders hatte sich die Zukunft dem jungen Studenten dargestellt! Damals war die Zukunft voll von Genüssen, von mannigfacher Thätigkeit, voller Glanz, voller Erfolge und führte sie beide unzweifelhaft zu dem, wie sie damals glaubten, höchsten Glücke der Welt — zum Ruhme.

Er geht schon diesen Weg und schreitet rasch vorwärts — dachte Nedljudow von seinem Freunde — und ich? . . .

Aber in diesem Augenblicke stand er schon vor der Freitreppe des Hauses, die von zehn Bauern und Hofleuten umstellt war, welche den Herrn mit verschiedenen Bitten erwarteten, und er mußte sich von seinen Träumen zurückwenden in die Wirklichkeit.

Da stand ein zerschlissenes, zerrauftes und blutüberströmtes Bauernweib, das unter Thränen gegen den Schwiegervater Klage führte, als hätte



er sie erschlagen wollen. Da standen zwei Brüder, die schon zwei Jahre lang mit der Teilung ihrer Bauernwirtschaft zu thun hatten und einander mit verzweifelter Wut ansahen; da war ein unrasierter, grauhaariger Hofknecht, dem von der Trunksucht die Hände zitterten und den sein Sohn, der Gärtner, zum Herrn gebracht hatte, um über sein lieberliches Leben zu klagen; da war ein Bauer, der sein Weib aus dem Hause getrieben, weil sie den ganzen Frühling nicht gearbeitet hatte; da war auch das kranke Weib, seine Ehefrau, die schluchzend und ohne ein Wort zu reden an der Freitreppe im Grase saß und ihren entzündeten, ungesauber mit schmutzigen Lappen umwundenen, geschwollenen Fuß sehen ließ . . .

Nechljudow hörte ihre Bitten und Klagen an. Den einen gab er einen Rat, mit den anderen setzte er sich auseinander, wieder anderen machte er Versprechungen, und er empfand ein aus Mattigkeit, Scham, Ohnmacht und Reue gemischtes Gefühl. Dann ging er in sein Zimmer.



## 20. Abschnitt

In dem kleinen Zimmer, das Nechljudow bewohnte, stand ein altes mit Kupfernägeln beschlagenes Sofa, einige Stühle von gleichem Geschmađ, ein aufgeklappter altertümlicher Bostontisch mit eingelegter Arbeit, Vertiefungen und



kupferner Einfassung, auf welchem Papiere lagen, und ein altertümlicher, gelblicher, offener Flügel mit abgenutzten, verbogenen schmalen Lasten. Zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einem alten vergoldeten geschnitzten Rahmen. Auf dem Boden und auf dem Tische lagen Haufen von Papieren, Büchern und Rechnungen herum, das ganze Zimmer hatte ein charakterloses, unordentliches Aussehen, und diese zwanglose Unordnung bildete einen scharfen Gegensatz zu der steifen, altherrschaftlichen Einrichtung der anderen Zimmer des großen Hauses.

Nechljudow trat in das Zimmer, warf zornig seinen Hut auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Flügel stand, legte die Füße übereinander und ließ den Kopf sinken.

Wie, werden Sie frühstücken, Ew. Durchlaucht? sagte eine hochgewachsene, hagere, runzelige Alte in einem Häubchen, einem großen Tuche und einem Rattunrode, die in diesem Augenblicke eintrat.

Nechljudow sah sich nach ihr um und schwieg eine Weile, als müßte er sich besinnen.

Nein, ich habe keine Lust, Amme, sagte er und versank wieder in Gedanken.

Die Amme schüttelte ärgerlich den Kopf und seufzte.

Ach, Väterchen Dmitrij Nikolajewitsch, wie sind Sie so bekümmert? Es giebt kein Unglück, das nicht vorübergeht, wahrhaftig . . .

Ich habe ja auch keinen Kummer. Wie kommt du darauf, Mütterchen Malanja Finogenowna, antwortete Nechljudow und gab sich Mühe zu lächeln.

Gewiß haben Sie Kummer, sehe ich es denn nicht? begann die Amme mit Eifer. Den ganzen, lieben Tag so mutterfeelenallein, und alles nehmen Sie sich so zu Herzen, alles müssen Sie selbst machen, und essen thun Sie gar nicht mehr. Hat das einen Sinn? Wenn Sie doch einmal nach der Stadt führen oder die Nachbarn besuchen! Aber hat man so etwas gehört, Sie sind so jung, wie kann man sich da über alles grämen! Nimm's nicht für ungut, Väterchen, wenn ich mich sehe — fuhr die Amme fort und nahm an der Thür Platz — Sie sind immer so nachsichtig, daß kein Mensch mehr Respekt hat. Thun das Herren? Das ist gewiß nicht gut — du richtest dich nur selbst zu Grunde, und auch das Volk wird verdorben. Unser Volk ist einmal so, es versteht das nicht, gewiß. Wenn du doch die Tante besuchen wolltest; sie hat die Wahrheit geschrieben . . . — so redete ihm die Amme in's Gewissen.

Nechljudow wurde immer trauriger und trauriger zu Mute. Seine rechte Hand ruhte auf dem Knie und berührte lässig die Tasten. Es erklang ein Akkord, ein zweiter, ein dritter . . . Nechljudow rüdte immer näher heran, zog die andre Hand aus der Tasche und begann zu spielen.

Die Akkorde, die er anschlug, waren zuweilen nicht vermittelt, ja sogar ganz unrichtig, oft waren sie bis zur Geschmacklosigkeit banal und zeigten, daß er nicht das geringste musikalische Talent besäße; aber ihm bereitete diese Beschäftigung einen schwer zu beschreibenden, traurigen Genuß. Bei jeder Veränderung der Harmonie erwartete er mit beflommenem Herzen, was aus ihr entstehen würde, und entstand etwas daraus, so ergänzte er verschwommen in seiner Einbildung das Fehlende. Es war ihm, als hörte er Hunderte von Melodien, Chor und Orchester im Einklang mit seiner Harmonie. Den größten Genuß aber bereitete ihm die angestrengte Thätigkeit seiner Einbildungskraft, welche ihm in diesem Augenblick abgerissen und unzusammenhängend, aber mit überraschender Deutlichkeit die mannigfaltigsten, wirren und krausen Gestalten und Bilder aus Vergangenheit und Zukunft ausmalte. Bald steht die gedunsene Gestalt Dawydfa Bielnjs vor ihm, der bei dem Anblick der schwarzen nervigen Faust seiner Mutter zusammenschrückt und mit den weißen Wimpern zuckt, sein runder Rücken und seine riesigen, mit weißen Härchen bedeckten Hände; allen Entbeh- rungen und Qualen des Schicksals setzt er Geduld und Ergebenheit entgegen. Bald sieht er die frische, im Herrenhof fed gewordene Amme und stellt sich aus irgend einem Grunde vor, wie sie die Dörfer durchwandert und den Bauern predigt,

daß sie vor dem Gutsherrn ihr Geld verbergen müßten, und unbewußt wiederholt er vor sich hin: „Ja, vor dem Gutsherrn muß man das Geld verbergen.“ Bald tritt plötzlich vor seine Phantasie das blonde Köpfchen seiner zukünftigen Gattin, das sich thränenüberströmt in tiefem Schmerze auf seine Schulter herabneigt, bald sieht er die guten blauen Augen Tschurisenofs, wie sie mit Zärtlichkeit auf seinem einzigen, rundlichen Söhnchen ruhen. Sieht er doch in ihm außer dem Sohne den Gehilfen und Erlöser. „Das heißt Liebe,“ flüstert er. Dann erinnert er sich der Mutter Zuchwankas, erinnert sich des Ausdrucks der Duldung und der Allvergebung, den er trotz des hervorstehenden Zahnes und der häßlichen Züge in ihrem Greisenantlig wahrgenommen hat. „Ich bin gewiß in den siebzig Jahren ihres Lebens der Erste, der das wahrgenommen,“ denkt er und flüstert: „Sonderbar,“ indem er unbewußt fortfährt, die Lasten anzuschlagen und den Tönen zu lauschen. Dann tritt seine Flucht aus dem Bienen Garten lebhaft vor seine Erinnerung und Ignats und Karps Gesichtszüge, die offenbar lachen wollen und so thun, als ob sie ihn nicht ansähen. Er erröthet und sieht sich unwillkürlich nach der Amme um, die auch jetzt noch an der Thüre sitzt, ohne ein Wort zu sprechen, ihn unverwandt betrachtet und von Zeit zu Zeit ihr graues Haupt schüttelt. Und plötzlich steht ein Dreigespann dampfender

Pferde vor ihm und die schöne, kräftige Gestalt Njuschkas mit den hellen Locken, den heiter glänzenden, schmalen, blauen Augen, dem frischen Rot und dem lichten Bartflaum, der auf seiner Lippe und seinem Kinn zu sprossen beginnt. Er erinnert sich, wie Njuscha sich gefürchtet hat, man würde ihm nicht gestatten, sein Fuhrwesen zu betreiben, und mit welchem Eifer er für diese seine Lieblingsbeschäftigung eingetreten war. Und er sieht eine graue, nebelige Morgenfrühe, eine schlüpfrige Fahrstraße und eine lange Reihe hochbefrachteter, mit Strohmatten bedeckter dreispänniger Wagen mit großen schwarzen Buchstaben. Die starkbeinigen, wohlgenährten Pferde klingeln mit den Schellen, krümmen den Rücken, spannen die Stränge an und ziehen in gleichmäßigem Schritt den Berg hinauf, indem sie mit den scharfen Hufen sich angestrengt auf dem schlüpfrigen Wege festklammern. Den Berg herab kommt in schneller Fahrt die Post dem Wagenzuge entgegen, sie läutet mit den Glöckchen, die weit in dem dichten Walde wiederhallen, der sich zu beiden Seiten des Weges hinzieht.

A — a — ai! schreit laut mit kindlicher Stimme der vorderste Fuhrmann mit dem Blech auf der Lammfellmütze und hebt seine Peitsche hoch über den Kopf. Neben dem Vorderrad des ersten Wagens schreitet Karp mit seinem rötlichen Bart und seinem finsternen Blicke in Riesenstiefeln schwe-

ren Schrittes einher. Auf dem zweiten Wagen guckt Njuschtsa hübscher Kopf hervor, der unter der Strohmatte des Borderteils tüchtig von der Sonne durchwärmt wird. Drei mit Koffern beladene Dreigespanne jagen mit Rädergerassel, mit Glodengeläut und Geschrei vorüber; Njuschtsa verbirgt wieder seinen hübschen Kopf unter die Matte und schläft ein. Dann ist es wieder heller, warmer Abend. Vor den müden, an der Herberge zu Haufen gedrängten Wagen und Dreigespannen thut sich knarrend das Bretterthor auf, und einer nach dem andern verschwinden mit einem leichten Sprunge über die Thorschwelle die hohen, strohbedeckten Wagen unter den geräumigen Schuppen. Njuschtsa begrüßt heiter die Wirtin mit dem weißen Gesicht und der breiten Brust, und sie fragt ihn: „Weit her? Und wie viele werden zu Abend essen?“ und betrachtet fröhlich mit ihren glänzenden, lieblichen Augen den hübschen Burschen. Dann besorgt er die Pferde und geht in die heiße, von Menschen angefüllte Stube, bekreuzt sich vor dem Bilde, setzt sich an die volle Holzschüssel und führt ein lustiges Gespräch mit der Wirtin und den Genossen. Da ist auch sein Nachtlager unter dem freien Sternenhimmel, den man unter dem Schuppen sieht, auf duftigem Heu, in der Nähe der Pferde, welche mit den Füßen stampfend und schnaubend in den hölzernen Krippen ihr Futter suchen. Er hat sich dem Heu genähert, sich nach

Osten gewandt und an die dreißig Mal das Kreuz über seiner breiten, kräftigen Brust geschlagen. Dann hat er sein helles Haar zurückgeworfen, das „Vater unser“ und zwanzigmal: „Gott erbarme dich“ gesprochen, den Rock über den Kopf gezogen, und nun schläft er den gesunden, sorglosen Schlaf eines kraftvollen, frischen Menschen. Und im Schlafe sieht er die Städte Kiew mit den Frommen und den Scharen der Pilger, Rom mit den Kaufleuten und den Waren, sieht er Odest und das blaue Meer mit den weißen Segeln und die Stadt Zargrad (Konstantinopel) mit den goldenen Häusern und den weißbusigen, schwarzbewimperten Türkinnen; unsichtbare Flügel tragen ihn dorthin. Frei schwebend und leicht fliegt er immer weiter und weiter und sieht tief unten die goldenen Städte vom hellen Sonnenschein übergossen und den blauen Himmel mit den blinkenden Sternen und das blaue Meer mit den weißen Segeln — und es ist so wonnig, so heiter, immer weiter, immer weiter dahinzuschweben . . .

„Herrlich,“ flüstert Nechljudow vor sich hin, und auch der Gedanke kommt ihm: warum er nicht Iljuschka ist.

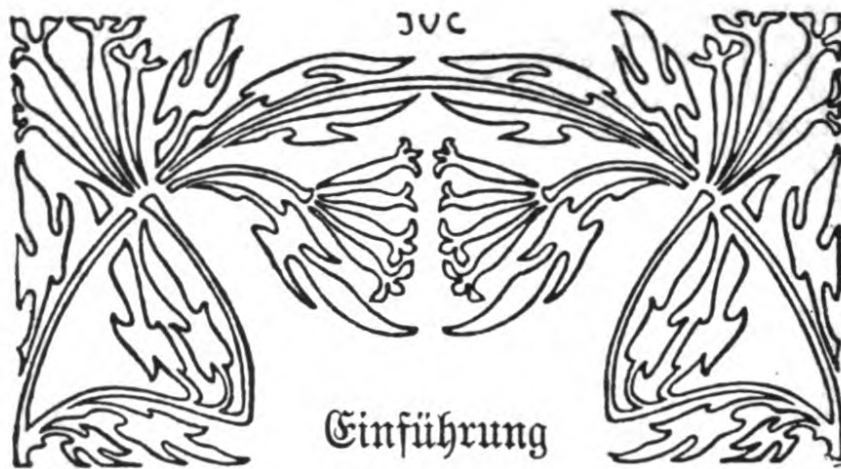


A decorative border with intricate floral and leaf patterns, framing the central text. The border is composed of stylized leaves and flowers, with a central floral motif at the top and bottom.

**Aufzeichnungen eines  
Marqueurs**

**Eine Erzählung**





Die „Aufzeichnungen eines Marqueurs“ sind im Jahre 1856 entstanden, in der Zeit von Tolstoj's zweitem Aufenthalte in Petersburg. Er lebte hier in dem litterarischen Kreise, der sich um den „Zeitgenossen“ scharte, die fortschrittliche Monatschrift, die unter Panajew's und Nekrassow's Leitung der Mittelpunkt für die aufstrebenden Talente geworden war.

Tolstoj war eben von Sewastopol, wo er als Artillerieoffizier gedient und die furchtbare Belagerung und Einnahme der Festung mitgemacht hatte, nach der Hauptstadt gekommen. Das rege litterarische Leben wie die bunten Vergnügungen der Weltstadt zogen ihn gleichmäßig an, und die Aufzeichnungen eines Marqueurs enthalten daher auch vieles, was wie Erinnerungen an eigene Erlebnisse klingt. Nicht zufällig ist Nechjudow wieder der Held der Erzählung. Der vom höchsten Streben erfüllte Jüngling, den wir in den „Lebensstufen“ als das andere Ich Irtenjew's kennen gelernt haben, der in dem „Morgen des Gutsherrn“ den Zusammenbruch seiner Beglückungsträume erlebt, wird hier das Opfer leichtsinniger Verführung. Den Wendepunkt seines Geschicks bildet — ein Moment, das für die stetige Entwicklung von Tolstoj's dichterischer Thätigkeit besonders bezeichnend ist — der erste Verkehr des bis dahin Unschuldigen mit einem Weibe. Wer in der

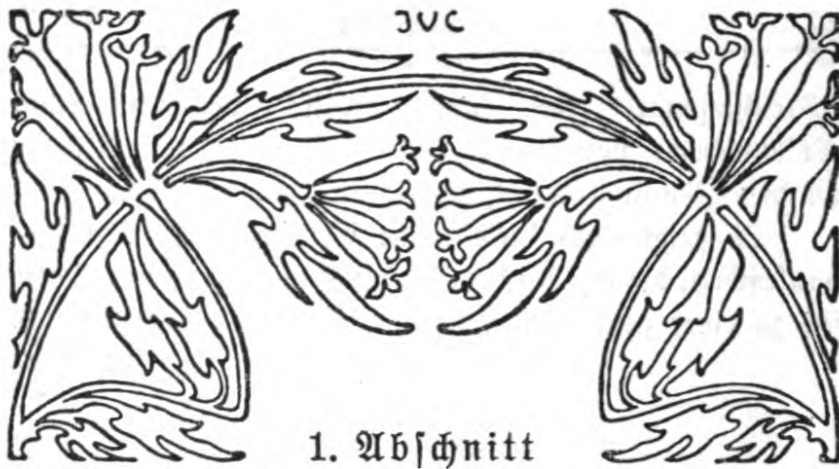


„Kreuzersonate“ die schmerzerfüllte Selbstschilderung Posdnyschews von seinem Falle liest, wird unwillkürlich an den Jüngling Nechljudow zurückdenken müssen.

So zeigt auch diese kleine Erzählung dieselbe Gedankenwelt, die erst bei dem fünfundfünfzigjährigen Dichter sich zu einer geschlossenen Lebensanschauung gestaltet hat.

R. L.





Es war so gegen drei Uhr. Am Billard spielten: der große Gast (wir hatten ihm diesen Namen gegeben), der Fürst (der immer in seiner Begleitung ist), der Herr mit dem großen Schnurrbart, der kleine Husar Oliver, der Schauspieler und der Pan. Es waren viele Leute da.

Der Große spielte mit dem Fürsten. Ich gehe mit der Rechenmaschine um das Billard herum und zähle: 10 und 48, 12 und 48. Man ist eben ein Marqueur. Man hat noch keinen Bissen im Munde gehabt, man hat zwei Nächte nicht geschlafen, und doch muß man ansagen und die Bälle herausnehmen. Ich zähle also und sehe mich um: ein neuer Herr ist eingetreten und sieht sich um, sieht sich wieder um, dann setzt er sich auf das kleine Sofa. Schön.

Wer kann das wohl sein, wo mag der hingehören? denke ich bei mir.

Gefleidet ist er sauber, sauber wie aus dem Ei gepellt, gewürfelte Beinkleider, ein modernes kurzes Röckchen, eine Plüschweste und eine goldene

Uhrkette, an der allerlei hübsche Säckelchen hängen.

Gefleidet sauber, und von Ansehen noch sauberer. Dünn, schlank, das Haar nach der Mode in die Stirn gekämmt, die Gesichtsfarbe weiß und rot — mit einem Worte, ein feiner Herr.

In unserem Beruf sieht man allerlei Menschen, Leute von höchster Stellung, auch viel Paß; und ist man auch nur ein Marqueur, man versteht sich doch den Leuten anzupassen.

Man wird ein bißchen Diplomat.

Ich sehe mir den Herrn an, er sitzt ruhig, er kennt niemanden, sein Anzug ist vollkommen neu; vielleicht ein Ausländer, denke ich, ein Engländer oder ein Graf aus der Provinz. Wenn er auch jung ist, er nimmt sich doch recht stattlich aus. Oliver hat neben ihm gesessen und hat ihm sogar Platz gemacht.

Die Partie war zu Ende, der Große hatte verspielt. Nun schreit er mich an: Du zählst immer falsch, siehst dich nach allen Seiten um; schimpft, wirft das Queue hin und geht.

Da sieh mal einer! Abends spielt er mit dem Fürsten die Partie um 50 Baare, jetzt hat er eine Flasche Macon verspielt und ist außer sich. Merkwürdiger Charakter! Manchmal spielt er und der Fürst bis zwei Uhr, ohne daß sie Geld in die Neze legen; dann weiß ich schon, hat weder der eine noch der andere Geld, und doch thun sie groß:

Fünfundzwanzig Rubel die Ede, gilt's?

Es gilt.

Gähne ich aber nur einmal, oder setze den Ball nicht ganz richtig — man ist doch schließlich nicht aus Stein — dann geht's gleich los:

Wir spielen doch nicht um Späne, sondern um Geld!

Dieser Mensch setzt mir immer am meisten zu.

Nun schön. Als der Große fort war, wendet sich der Fürst an den fremden Herrn:

Wollen Sie nicht mit mir eine Partie machen?

Mit Vergnügen, antwortet er.

Der Mann hat so steifleinen dagessen und würdevoll dreingeschaut. Ei, denke ich, der hat Schneid. Wie er aber aufsteht und an das Billard herantritt, schien er schüchtern zu werden. Schüchtern oder nicht schüchtern, genug, er war nicht mehr derselbe. Ob ihm der neue Anzug unbequem sitzt, ob er sich scheut, weil ihn alle ansehen, genug, das stolze Wesen war verschwunden. Er geht so von der Seite und bleibt mit den Taschen an den Nehen hängen, dann beginnt er das Queue einzufreiden und läßt die Kreide fallen. So oft er einen Ball macht, sieht er sich um und errötet. Ganz anders der Fürst. Bei dem ist es tägliche Gewohnheit, er freidet das Queue an, freidet sich die Hand ein, schlägt die Ärmel zurück, und wenn er loslegt, knaden die Löcher, so klein er ist.

Sie hatten zwei oder drei Partien gespielt,

ich weiß es nicht genau. Da legt der Fürst sein Queue hin und sagt:

Darf ich nach Ihrem werten Namen fragen?

Nechljudow, antwortet er.

Ihr Vater war Korpskommandeur?

Ja, sagt er.

Und nun sagten sie etwas französisch; das verstand ich nicht, wahrscheinlich sprachen sie über die ganze Verwandtschaft. A revoir, sagt der Fürst, ich habe mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Er wusch sich die Hände und ging in's andere Zimmer essen; der andere steht mit dem Queue am Billard und schiebt die Bälle hin und her.

Für uns Marqueure gilt die Regel: mit einem Fremden je gröber, desto besser. Ich nehme also die Bälle und lege sie zusammen. Er errödet und sagt:

Darf man noch spielen?

Gewiß, sage ich, dazu steht ja das Billard da; ohne ihm einen Blick zuzuwenden, stelle ich die Queues auf.

Willst du mit mir spielen?

Gewiß, Herr, sage ich, und stelle die Bälle auf. Wollen Sie um's Durchkriechen?

Was heißt das, um's Durchkriechen? sagt er.

Nun, sage ich, Sie zahlen mir einen halben Rubel und ich kriechе unter dem Billard durch.

Er hat noch wenig in der Welt gesehen, und es kam ihm sonderbar vor. Er lacht also.

Gut, sagt er.

Schön. Wieviel geben Sie vor? sage ich.

Spielst du denn schlechter als ich?

Ei gewiß! Bei uns können es wenige Spieler mit Ihnen aufnehmen.

Wir begannen. Er glaubt wirklich schon, er sei ein Meisterspieler, und klopft, daß einem angst und bange wird; der Pan sitzt dabei und spricht immer hinein:

Das ist ein Ball, das war getroffen!

Warum nicht gar! . . . getroffen war es wirklich gut, aber er hat keine Berechnung. Ich verspiele also, wie gewöhnlich, die erste Partie; ich kriechen unten durch und stöhne. Oliver und der Pan springen von ihren Plätzen auf und klopfen mit den Queues.

Vortrefflich, sagen sie, noch eine, noch eine.

Ja, ja, noch eine — besonders der Pan; für einen halben Rubel wäre er nicht nur unter dem Billard, sondern unter der Blauen Brücke durchgetroffen. Und da schreit er:

Vortrefflich, sagt er, der Staub ist noch nicht ganz aufgewischt . . .

Aber ich bede mein Spiel nicht auf; ich verlor die zweite Partie.

Mit Ihnen, Herr, sage ich, kann ich nicht spielen.

Er lacht. Als ich dann drei Partien gewonnen hatte, er hatte 49, ich nichts, legte ich das Queue hin.

Wollen Sie, Herr, auf's Ganze? sage ich.

Was heißt auf's Ganze? sagt er.

Entweder ich zahle drei Rubel oder gar nichts, sage ich.

Wie, sagt er, spiele ich etwa mit dir um Geld, Dummkopf?

Er errötete sogar.

Schön. Er verspielte die Partie.

Genug, sagt er.

Er zog seine Brieftasche heraus, sie war nagelneu, im Englischen Laden gekauft, öffnete sie; ich sehe schon, er will sich groß machen. Sie war voll gepfropft mit Geld, lauter Hundert-Rubel-scheine.

Nein, sagt er, hier habe ich das Kleingeld.

Dabei nahm er drei Rubel aus seinem Geldbeutel.

Hier hast du zwei Rubel, sagt er, für dich und für die Partien, den Rest Trinkgeld.

Danke gehorsamst.

Ein prächtiger Herr, sehe ich, für einen solchen Herrn kann man schon durchkriechen, schade nur, daß er nicht um Geld spielen will, da hätte ich einen Fang machen können. Ich hätte ihm schon zwanzig Rubel oder gar vierzig abgenommen.

Als der Pan bei dem jungen Herrn Geld ge-



sehen hatte, sagte er: Würden Sie nicht mit mir ein Spielchen machen? Sie spielen so vortrefflich. — Ein schlauer Fuchs.

Nein, sagt er, verzeihen Sie, ich habe keine Zeit, und ging.

Und ich weiß nicht, was er eigentlich war, dieser Pan. Es hatte ihn einmal einer Pan genannt, und so blieb's dabei. Tag für Tag pflegte er im Billardzimmer zu sitzen, um zuzusehen. Nie nahm jemand von ihm eine Partie an, und so sitzt er da, bringt sein Pfeifchen mit und raucht. Aber er spielt vortrefflich.

Schön. Nechljudow kam zum zweiten und dritten Mal, er begann bei uns zu verkehren. Er kam Vormittags, er kam Abends. Carambolage, Kriegsspiel, Pyramide — alles lernte er. Er wurde dreister, machte sich mit Allen bekannt und spielte schon recht gut. Er war jung, aus vornehmer Familie, so schätzten ihn alle; nur mit dem einen Gast, dem Großen, hatte er einmal Streit.

Die Sache kam ganz von ungefähr.

Der Fürst, der Große, Nechljudow, Oliver und noch jemand waren beim Kriegsspiel. Nechljudow steht am Ofen, spricht mit jemandem, der Große ist am Spiel. Aber sein Ball steht gerade dem Ofen gegenüber. Der Raum ist sehr eng, und er macht einen großen Schwung.

Er also — entweder hatte er Nechljudow nicht gesehen, oder es geschah absichtlich — er macht

einen Schwung und stößt dir Nechljudow gegen die Brust! Der Aermste schrie sogar auf. Was geschieht? Er entschuldigt sich nicht etwa, der Grobian, er geht ruhig weiter, würdigt ihn keines Blicks und brummt vor sich hin:

Was stehen Sie hier herum? Sie sind schuld, daß ich den Ball nicht gemacht habe! Giebt es keinen anderen Platz?

Der andere trat auf ihn zu, er war ganz blaß geworden, und sagt, als wäre weiter nichts vorgefallen, höflich so:

Sie sollten sich doch entschuldigen, mein Herr, Sie haben mich gestoßen, sagt er.

Ich habe jetzt keine Zeit zur Entschuldigung, ich hätte gewinnen müssen, sagt er, jetzt aber, sagt er, macht ein anderer meinen Ball. Der andere antwortet ihm:

Sie haben sich zu entschuldigen, sagt er.

Machen Sie, daß Sie fortkommen, sagt er, wie aufdringlich! Und dabei sieht er immer nach seinem Ball.

Nechljudow trat näher an ihn heran und faßte ihn bei der Hand.

Sie sind ein Flegel, sagt er, geehrter Herr.

War er auch zart und jung wie ein Mädchen, er war doch herausfordernd. Seine kleinen Augen glühen, als wollte er ihn verschlingen. Der Große war ein stämmiger, robuster Mann, an den Nechljudow nicht heranreichte.

Wa . . . . as, sagt er, ich ein Flegel?

Schreit und holt mit der Hand aus. Da sprangen die andern, die da waren, hinzu, hielten beiden die Hände fest und rissen sie auseinander.

Das gab ein Schimpfen hinüber und herüber. Nechljudow sagt:

Er muß mir Genugthuung geben, er hat mich doch beleidigt.

Ich denke gar nicht an Genugthuung, sagt er. Er ist ein — dummer Junge, weiter nichts, ich will ihm schon die Ohren zausen.

Wenn Sie mir keine Genugthuung geben wollen, so sind Sie kein Ehrenmann.

Und dabei konnte er kaum die Thränen zurückhalten.

Du bist ein dummer Junge, sagt er, du kannst mich nicht beleidigen.

Nun, man brachte sie auseinander und führte sie, wie das immer zu sein pflegt, in verschiedene Zimmer. Nechljudow war mit dem Fürsten befreundet.

Geh, sagt er, um Gotteswillen, suche ihn zu überreden . . .

Der Fürst ging. Da sagt der Große:

Ich fürchte mich vor gar nichts, sagt er, ich denke gar nicht dran, sagt er, mich mit einem solchen Jungen auseinander zu setzen, ich will nicht, und damit basta!

Was weiter! Sie sprachen lange hin und her,

endlich hörten sie auf; aber der Große kam nicht mehr zu uns.

In dieser Beziehung, in Bezug auf die Ehre, da war er ein Kampfhahn, ein ganzer Kerl . . . der Nechljudow nämlich . . . aber in andern Dingen war er kein Held. Ich erinnere mich eines Falles:

Wen hast du jetzt? fragt der Fürst Nechljudow.

Niemanden, sagt er.

Wie, sagt er, niemanden?

Wozu auch, sagt er.

Wie, wozu?

Ich habe bisher so gelebt, sagt er, warum soll ich nicht so weiter leben?

Wie, so gelebt? unmöglich.

Und der Fürst lachte aus voller Kehle, und auch der Herr mit dem Schnauzbart bricht in schallendes Gelächter aus. Sie lachten ihn tüchtig aus.

Also nie? sagen Sie.

Nie.

Sie ersticken vor Lachen. Ich verstand natürlich sofort, warum sie über ihn so lachen. Ich sehe zu, was, denke ich, wird wohl daraus werden?

Fahren wir hin, sagt der Fürst, sofort.

Nein, um keinen Preis, sagt er.

Wahrhaftig, das ist lächerlich, sagt er, fahren wir.

Sie fahren.

Gegen ein Uhr kamen sie zurück. Sie setzten sich zum Abendbrot, es waren viele da, die feinsten Herren: Utanow, Fürst Kasin, Graf Schustach, Mirzow, und alle beglückwünschen Nechljudow und lachen. Ich werde gerufen. Sieh da, alle in bester Laune.

Beglückwünsche den Herrn, sagt er.

Wozu? sage ich.

Wie sagte er doch? „Zur Einweihung“ oder „zur Erleuchtung“, ich weiß es nicht mehr genau.

Ich habe die Ehre, sage ich, Sie zu beglückwünschen.

Und er sieht von Röte übergossen da und lächelt nur; was da gelacht wurde!

Schön. Dann kommen sie in das Billardzimmer, alle in guter Laune. Er trat an das Billard heran, stemmte sich drauf und sagt:

Euch, sagt er, ist lustig zu Mute, mir aber traurig. Warum, sagt er, habe ich das gethan? Weder dir, Fürst, sagt er, noch mir selber verzeihe ich das je im Leben.

Und die Thränen stürzen ihm aus den Augen, und er weint. Er weiß gewiß selber nicht, was er sagt. Der Fürst tritt zu ihm heran und lächelt:

Laß doch, sagt er, Unsinn . . . Wir fahren nach Hause, Anatol.

Nirgends fahre ich hin. Warum habe ich das gethan?!

Und wieder stürzen ihm die Thränen aus den Augen, er bleibt beim Billard stehen und basta. Was das heißt, ein junger Mann, der das nicht kennt . . .

So kam er häufig zu uns. Einmal kommt der Fürst und der Herr mit dem Schnauzbart, der immer in Gesellschaft des Fürsten war; die Herren nannten ihn alle Fedotka. Häßlich war er, mit hervortretenden Backenknochen, aber er war immer fein gekleidet. Warum ihn die Herren alle so gern hatten, weiß ich wahrhaftig nicht. Fedotka hin, Fedotka her, zu essen geben sie ihm, zu trinken und zahlen seine Zechen, und gerieben war der erst! verspielt er, zahlt er nicht, gewinnt er, dann nimm dich in Acht! Man konnte ihm anthun, was man wollte, er geht doch immer Arm in Arm mit dem Fürsten.

Du, sagt er, gehst ohne mich unter. Ich bin Feder,\*) aber nicht jeder.

Ein Wikbold! Gut also. Alle waren da.

Kriegsspiel, zu dreien, sagen sie, los!

Los! sagt er. Sie spielten um den Einsatz von drei Rubeln. Nechljudow und der Fürst hörten nicht auf, herüber und hinüber zu verhandeln.

Du sollst mal sehen, sagt er, was sie für ein

---

\*) Scherzwort aus Fedor, wozu (das einige Zeilen vorher und weiter unten gebrauchte) Fedotka das Rosewort ist.

Füßchen hat. — Ach was, sagt er, Füßchen! Einen Zopf hat sie, sagt er, wundervoll.

Natürlich kümmern sie sich nicht um das Spiel, sondern schwagen allerlei durcheinander. Fedotka aber paßt gut auf und spielt vortrefflich, die andern treffen nicht. Und so nimmt er jedem sechs Rubel ab. Mit dem Fürsten gab es ein ewiges Verrechnen. Nie zahlten sie einander. Nechljudow aber zog zwei kleine Scheine heraus und reichte sie ihnen.

Nein, sagt er, ich nehme von dir kein Geld. Spielen wir eine einfache Partie quitte ou double, d. h. das Doppelte oder gar nichts.

Ich stellte die Bälle auf. Fedotka hatte den ersten Stoß und das Spiel begann. Nechljudow spielt nur, um zu zeigen, was er kann; bald hört er mitten in der Partie auf. Nein, sagt er, ich mag nicht, es ist zu leicht. Fedotka aber paßt scharf auf und gewinnt Point auf Point. Natürlich ließ er sich nichts merken, aber auf einmal hatte er die Partie gewonnen.

Weiter, sagt er, auf's Ganze.

Weiter.

Er gewann wieder.

Mit einer Lumperei, sagt er, haben wir begonnen. Ich will dir nicht so viel Geld abgewinnen; aufs Ganze also?

Gut.

Nun, es war ihm jedenfalls leid um die fünfzig

Rubel; und Nechljudow bittet schon: also auf's Ganze. So ging es weiter und weiter, höher und höher, zweihundertachtzig Rubel hatte er ihm schon abgenommen. Fedotka versteht sich drauf, die einfache Partie verliert er, die doppelte gewinnt er. Der Fürst sieht da und schaut zu. Er sieht, daß die Sache ernst wird.

Assch, sagt er, assch.

Ach was! . . . es geht immer weiter.

Endlich war es so weit gekommen, daß Nechljudow fünfhundert Rubel und drüber schuldete. Fedotka legt sein Queue hin und sagt:

Ist's nicht genug? sagt er.

Am liebsten hätte er bis zum Tagesanbruch gespielt, wenn nur die Partie um Geld ginge. Aber das ist so seine Politik. Der andere will nur um so eher weiter spielen. Vorwärts also, vorwärts!

Nein, sagt er, ich bin wahrhaftig müde . . . Gehen wir hinauf, sagt er, dort will ich dir Revanche geben.

Oben standen die Kartentische.

Von diesem Tage an hatte ihn Fedotka in seine Neze verstrickt, daß er Tag für Tag mit ihm zu uns kam. Erst spielen sie eine Partie Billard, dann geht's hinauf, nach oben.

Was da vorgegangen sein mag, weiß Gott, aber Nechljudow war ein ganz anderer Mensch geworden, und Fedotka war sein Busenfreund.



Früher war er immer modern, sauber, frisiert, jetzt sah er nur vormittags anständig aus; wenn er von oben herunter kam, war er kaum wiederzuerkennen.

Eines Tags kommt er wieder einmal mit dem Fürsten herunter, er ist bleich, seine Lippen zittern, und er spricht aufgereggt.

Ich gestatte nicht, daß er mir in's Gesicht sagt (wie hat er doch gleich gesagt . . .), daß ich nicht delikant bin oder sonst etwas; daß er nicht mit mir spielen mag. Ich habe ihm, sagt er, zehntausend ausgezahlt, da könnte er wohl in Gegenwart anderer vorsichtiger sein.

Schon gut, schon gut, sagt der Fürst, es verlohnt, auf Fedotka böse zu sein!

Nein, sagt er, ich lasse das nicht so hingehen.

So laß doch, sagt er. Wie kann man sich denn so zu nahe treten, mit Fedotka Händel zu haben?

Aber es waren doch fremde Menschen dabei!

Was heißt Fremde! sagt er. Willst du, so soll er dich sofort um Verzeihung bitten.

Nein, sagt er.

Und nun murmelten sie was französisch, ich konnte nichts verstehen. Was soll ich euch sagen! Noch an demselben Abend speisten sie mit Fedotka zusammen, und es herrschte wieder die alte Freundschaft.

Schön. Manchmal kommt er allein.

Wie, sagt er, spiele ich nicht gut?



Unsereiner muß natürlich jedem zu Munde reden. Ich sage: Gewiß. — Warum nicht gar! Er klopft unsinnig, spielt ohne Berechnung, und von der Stunde an, wo er die Freundschaft mit Fedotka hatte, spielte er immer nur um Geld. Bis dahin hatte er am liebsten um Nichts gespielt, weder um das Essen, noch um den Champagner. Wenn der Fürst mal sagte: Spielen wir um eine Flasche Champagner, nein, sagt er, ich lasse lieber so eine geben. He, eine Flasche Champagner!

Jetzt aber spielt er immer nur um Gewinn. Ganze Tage sitzt er bei uns, entweder spielt er mit jemand Billard, oder er geht hinauf. Ich denke so bei mir: warum sollen die andern alles gewinnen und ich nicht?

Herr, sage ich, Sie haben schon lange nicht mit mir gespielt. Und wir begannen die Partie.

Als ich so zehn halbe Rubel gewonnen hatte, sage ich: Wollen Sie, Herr, sage ich, um's Ganze?

Er schweigt. Früher hatte er mich einen Dummkopf genannt. Wir spielten also die Partie um's Ganze, ich nahm ihm so an achtzig Rubel ab. Was soll ich sagen? er spielte nun jeden Tag mit mir, er pflegte immer die Zeit abzuwarten, wo niemand da war. Vor andern natürlich schämte er sich, mit einem Marqueur zu spielen. Einmal geriet er in Aufregung. Ich hatte ihm bereits sechzig Rubel abgenommen.

Willst du um's Ganze? sagt er.

Es gilt, sage ich.

Ich gewann.

Einhundertzwanzig gegen einhundertzwanzig?

Es gilt, sage ich.

Ich gewann wieder.

Zweihundertvierzig gegen zweihundertvierzig?

Wird das nicht zu hoch sein? sage ich.

Er schweigt; wir beginnen die Partie, wieder gewann ich.

Vierhundertachtzig gegen vierhundertachtzig?

Ich sage:

Nun, Herr, ich mag Sie nicht beleidigen. Aber geben Sie hundert Rubel und lassen wir's genug sein.

Wie er nicht loschreit! Und war doch sonst ein so ruhiger Mensch.

Spielst du oder spielst du nicht?

Ich sehe, es ist nichts zu machen.

Dreihundertachtzig, ist's Ihnen recht?

Natürlich wollte ich verlieren.

Ich gab ihm vierzig vor; er hatte zweiundfünfzig, ich sechsunddreißig. Er wollte den Gelben schneiden und verliert achtzehn Augen. Mein Ball stand an der Bande.

Ich machte einen Stoß, daß mein Ball hinauspringen mußte, aber es kam anders. Ich doublierte. Wieder war die Partie gewonnen.

Höre, Peter, sagt er (er nannte mich nicht Petruschka), ich kann dir im Augenblick nicht alles

zahlen, aber in zwei Monaten sollst du sogar dreitausend haben.

Und ganz rot wurde er, und seine Stimme zitterte.

Schön, sage ich, Herr, und stellte das Queue hin. Er ging im Zimmer auf und nieder, der Schweiß rennt ihm nur so von der Stirn.

Peter, sagt er, spielen wir um's Ganze; und kaum, daß er sich das Weinen verbeißt.

Ich sage: Wie, Herr, spielen . . .

Nun komm, spielen wir. Und er reicht mir selbst das Queue. Ich nahm das Queue und warf die Bälle so, daß sie auf den Boden flogen — natürlich, man kann auch mal groß thun.

Spielen wir, Herr, sage ich.

Und er hatte schon solche Eile, daß er selbst den Ball aufhob. Ich denke, die siebenhundert Rubel kriegst du doch nicht, verspielt also lieber, und ich spiele absichtlich schlecht. Was denken Sie?

Warum spielst du absichtlich schlecht? sagt er.

Ihm aber zittern die Hände, und wenn der Ball auf das Netz zuläuft, spreizt er die Finger, verzieht den Mund und streckt Kopf und Hände nach dem Netze hin. Ich sage: Das wird nicht helfen, Herr.

Schön. Als er die Partie gewonnen hatte, sage ich:

Hundertachtzig Rubel kommen mir von Ihnen

und hundertfünfzig Partien. Ich gehe jetzt Abendbrot essen.

Ich stellte mein Queue hin und ging.

Ich setzte mich an ein kleines Tischchen der Thür gegenüber und sehe zu, was wohl aus ihm werden wird. Was soll ich euch sagen? Er geht auf und nieder, sinnt und sinnt. Es sieht ihn niemand; da fährt er sich in die Haare, dann geht er wieder hin und her, brummt etwas vor sich hin und fährt sich wieder in die Haare.



## 2. Abschnitt

Acht Tage lang ließ er sich nicht bliden. Einmal kam er, er sah sehr finster aus, und ging in das Speisezimmer, das Billardzimmer betrat er nicht.

Der Fürst bemerkte ihn. Komm, sagt er, spielen wir eine Partie.

Nein, sagt er, ich spiele nie mehr.

Ach, Thorheit, komm doch.

Nein, sagt er, ich komme nicht. Du, sagt er, hast nichts davon, daß ich mitkomme, und mir wird's Schaden.

Und so hielt er's etwa noch zehn Tage. Dann kam er wieder an einem Feiertage im Grad — er hatte wohl Besuche gemacht —, blieb den ganzen Tag da und hörte nicht auf zu spielen. Am folgenden Tage kam er wieder, am dritten . . . Es

war wieder die alte Leier. Einmal wollte ich wieder mit ihm spielen.

Nein, sagt er, mit dir spiele ich nicht mehr, aber die hundertachtzig Rubel, die ich dir schuldig bin — komm in einem Monat zu mir —, die sollst du haben.

Schön. Der Monat war vorüber, ich ging zu ihm. Wahrhaftig, ich habe kein Geld, sagt er, komme Donnerstag.

Ich ging am Donnerstag hin. Er hatte eine reizende Wohnung.

Der Herr zu Hause? frage ich.

Er ruht, heißt es.

Schön, ich warte.

Er hatte einen leibeigenen Kammerdiener, ein graues, einfaches, altes Männlein, das sich wenig auf Kniffe verstand. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

Ist das ein Leben hier, sagt er, mit dem Herrn! In Schulden stehen wir, und welche Ehre, welchen Nutzen haben wir von diesem Petersburg? Wie wir vom Lande herkamen, ei, dachte ich, das wird ein Leben werden, wie bei dem verstorbenen Herrn — Gott hab' ihn selig! — bei Fürsten, bei Grafen, bei Generalen werden wir verkehren. Da dachten wir, wir nehmen uns eine von den schönen Gräfinnen mit einer großen Mitgift und werden leben wie die Fürsten; und wie ist es nun gekommen? Wir gehen von einem Wirtshaus zum

ändern — schlimm, sehr schlimm! Die Fürstin Ritschschew ist unsere Tante, unsere leibliche Tante, und der Fürst Borotynzew unser Taufpate. Na, nur zu Weihnachten ist er einmal da gewesen, dann hat er sich nicht wieder sehen lassen. Die Leute dort, die lachen mich auch schon aus. Euer Herr, sagen sie, scheint nicht nach dem Vater geraten zu sein. Einmal sage ich zu ihm:

Warum besuchen Sie Ihre Tante nicht, Herr, man sehnt sich nach Ihnen, weil Sie sich so lange nicht haben sehen lassen.

Ach, Demjanjtsch, es ist langweilig dort, sagt er. Da sieh einer, nur im Wirtshaus gefällt es ihm! Wenn er nur ein Amt hätte oder sonst etwas! Nichts von alledem! Die Karten und andere Dinge sind seine Beschäftigung. Und so etwas führt nicht zum Guten . . . Ach—a—ach, wir gehen zu Grunde, um ein Nichts gehen wir zu Grunde! . . . Die verstorbene Herrin — Gott hab' sie selig — hat uns ein reiches Gut hinterlassen, über tausend Seelen und Wald an dreihunderttausend Rubel. Jetzt hat er alles verseht, den Wald hat er verkauft, das Gut hat er zu Grunde gerichtet, nichts ist da. Wo das Auge des Herrn fehlt, natürlich, da ist der Verwalter mehr als der Herr. Und was thut der? Er stopft sich die Taschen voll, ob auch alles darüber zu Grunde geht. Dieser Tage kamen zwei Bäuerlein und führten Klage im Namen des ganzen Gutes.

Er hat das Gut ganz und gar zerstört, sagen sie.

Und was geschah? Er las die Klagen und gab jedem der Bauern zehn Rubel.

Ich komme nächstens hin, sagt er. Wenn ich Geld bekomme, sagt er, bezahle ich alles, und dann reise ich ab.

Aber wie will er zahlen, wenn wir immer mehr Schulden machen? Diesen Winter haben wir mehr oder weniger an die Achtzigtausend verbraucht. Und jetzt ist auch nicht ein barer Rubel im Haus. Und alles kommt von seiner Gutmütigkeit. Es ist gar nicht zu sagen, was das für ein einfacher Herr ist, und darum geht er auch zu Grunde, um ein Nichts geht er zu Grunde.

Und das alte Männlein konnte kaum seine Thränen verbergen.

Um elf Uhr erwachte er und rief mich zu sich.

Ich habe das Geld nicht bekommen, sagt er, ich bin nicht schuld daran. Mach' die Thür zu, sagt er.

Ich machte sie zu.

Höre, sagt er, nimm die Uhr oder die Brillantnadel und verführe sie. Du bekommst mehr als hundertachtzig Rubel dafür, sagt er, und wenn ich das Geld bekomme, so löse ich sie ein, sagt er.

Was ist zu thun, Herr? sage ich, wenn Sie kein Geld haben, ist nichts zu machen. Geben Sie mir wenigstens die Uhr. Ich will Ihnen gerne entgegenkommen.



Die Uhr, sehe ich, kann ihre dreihundert Rubel wert sein.

Schön. Ich versetzte die Uhr für hundert Rubel und brachte ihm den Pfandschein.

Achtzig Rubel kommen mir noch von Ihnen, Herr, und die Uhr wollen Sie gütigst selbst einlösen.

Und so schuldet er mir die achtzig Rubel bis zum heutigen Tag.

Und nun begann er wieder bei uns zu verkehren. Ich weiß nicht, was die beiden miteinander für Geschäfte hatten, aber er kam immer mit dem Fürsten. Und dann geht's hinauf mit Fedotka an den Kartentisch, und auch mit ihm hatten sie allerlei verzwickte Geschäfte: der eine giebt diesem, der jenem Geld, und wer von ihnen der Schuldner ist, daraus kann kein Mensch klug werden.

In dieser Weise verkehrte er zwei Jahre fast jeden Tag bei uns. Sein Aussehen war schon ein ganz anderes geworden: er wurde dreist, es kam sogar vor, daß er bei mir einen Rubel lieh, um dem Kutscher zu zahlen, und daß er mit dem Fürsten um hundert Rubel die Partie spielte.

Er wurde mißmutig, mager, gelb; wenn er kommt, läßt er sich gleich ein Gläschen Absynth geben, speist, trinkt Portwein — und das heitert ihn auf.

Eines Tages kommt er vor dem Mittag — es

war in der Butterwoche — und beginnt ein Spiel mit einem Husaren.

Wollen Sie eine Partie riskieren? sagt er.

Bitte, sagt er; um was?

Eine Flasche Claude Bougeaut, einverstanden?

Es gilt.

Schön. Der Husar gewann, und sie gingen in den Speisesaal.

Sie nehmen an einem Tische Platz, und Nechljudow sagt:

Simon, eine Flasche Claude Bougeaut. Aber merk' dir, gut gewärmt.

Simon ging. Er bringt das Essen, aber keinen Wein.

Nun, sagt er, der Wein?

Simon läuft davon, bringt den Braten.

Gieb den Wein, sagt er.

Simon schweigt.

Wie? Bist du verrückt geworden? Wir sind bald fertig mit dem Essen, und der Wein ist noch nicht da. Wer trinkt Wein beim Dessert?

Simon lief davon.

Der Herr wünscht Sie zu sprechen, sagt er.

Er errötete über das ganze Gesicht und sprang auf.

Was wünscht er? sagt er.

Der Herr aber steht an der Thür.

Ich kann Ihnen keinen Kredit mehr geben, sagt er, wenn Sie mir die Rechnung nicht bezahlen.

Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich in den ersten Tagen des Monats zahlen werde.

Wie Sie belieben, sagt er, aber ich kann nicht immerwährend auf Borg geben, ohne daß Sie mir einen Groschen bezahlen. Ich verliere ohnehin, sagt er, Zehntausende durch den Kredit.

Unbesorgt, mon chère, sagt er, mir können Sie schon Kredit geben. Lassen Sie die Flasche bringen, ich werde mich bemühen, Ihnen sobald als möglich zu zahlen.

Und so lief er davon.

Was giebt's? Wozu hat er Sie rufen lassen? sagt der Husar.

Ah, er hatte mir nur was zu sagen.

Jetzt wär's prächtig, sagt der Husar, ein Gläschen Glühwein zu trinken.

Simon, wird's nun?

Mein Simon lief davon. Wein giebt's wieder nicht. Faul. Er stand vom Tische auf und kam zu mir gerannt.

Um Gotteswillen, Petruschka, sagt er, gib mir sechs Rubel.

Und dabei sah er aus wie Kreide.

Ich habe nichts, Herr, wahrhaftig, und ich bekomme so schon viel von Ihnen.

Ich gebe dir vierzig für die sechs, in einer Woche, sagt er.

Wenn ich Geld hätte, sage ich, hätte ich gewagt, Ihnen nein zu sagen? Aber ich habe wirklich nichts.

Was soll ich euch sagen? — Er sprang auf, biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, läuft im Vorzimmer wie ein Wahnsinniger umher und schlägt sich vor die Stirn.

Ach, sagt er, Gott, o Gott, wo soll das hin?

Er kam gar nicht in den Speisesaal zurück, sprang in einen Wagen und fuhr davon.

Da gab's ein Lachen! Der Husar sagt:

Wo ist denn der Herr, der mit mir gespeist hat?

Er ist fort, heißt es.

Wie? Fort? Hat er mir nichts sagen lassen?

Nichts, heißt es, hat er sagen lassen. Er ist eingestiegen und davongefahren.

Ein netter Bursche, sagt er.

Nun, denke ich, nach dieser Blamage wird er sich lange nicht sehen lassen. Aber nein, am andern Tag gegen Abend kommt er. Er ging in das Billardzimmer, ein Kästchen hatte er bei sich. Er zog den Überzieher aus.

Komm, spielen wir, sagt er.

Er sieht mich von unten herauf an, ganz ärgerlich.

Wir spielten eine Partie.

Genug, sagt er, bring mir Papier und Feder — ich habe einen Brief zu schreiben.

Ich denke an nichts Böses, bringe ihm Papier und lege es auf den Tisch im kleinen Zimmer.

Es liegt bereit, Herr, sage ich.

Schön. Er setzte sich an den Tisch, schrieb und

schrieb, murmelte etwas vor sich hin, dann sprang er auf; er sah ganz verstört aus.

Geh, sagt er, sieh, ob mein Wagen vorgefahren ist.

Es war am Freitag in der Butterwoche. Kein Gast war da; sie waren alle auf Bällen.

Ich war eben nur zur Thür hinausgegangen, nach dem Wagen zu sehen:

Petruschka, Petruschka, schreit er, als wäre er vor etwas erschrocken.

Ich lief zurück und sah, er steht da, freideweiß, und sieht mich an.

Sie haben mich gerufen, Herr, sage ich.

Er spricht kein Wort.

Was befehlen Sie? sage ich.

Er spricht kein Wort.

Ach ja, sagt er, spielen wir noch eine Partie.

Schön. Er gewann.

Wie, sagt er, spiele ich nicht gut?

Ja, sage ich.

Siehst du! Und nun sieh, ob der Wagen schon da ist.

Und er geht im Zimmer auf und nieder.

Ich lief auf die Treppe hinaus, ohne an etwas zu denken; draußen war kein Wagen, ich gehe also zurück. Wie ich so zurückgehe, höre ich etwas, als ob jemand mit dem Queue aufgeschlagen hätte. Ich trete in das Billardzimmer. Sonderbarer Geruch!

Schau, da liegt er am Boden, blutüberströmt, neben ihm ein Pistol. Ich erschrak und konnte kein Wort hervorbringen.

Er zuckt, einmal, noch einmal mit dem Fuß, dann streckt er sich aus; dann röchelt er und streckt sich so der Länge nach hin.

Warum er eine solche Sünde beging, seine Seele zu verderben, weiß Gott; dies Papier hat er hinterlassen, aber ich kann es doch nicht verstehen.

Wahrhaftig, es geschehen seltsame Dinge in der Welt!



„Gott hat mir alles gegeben, was der Mensch verlangen kann, Reichtum, Namen, Verstand, edles Streben. Ich wollte genießen und habe alles in den Kot getreten, was Gutes in mir war.

„Ich bin nicht entehrt, nicht unglücklich, ich habe kein Verbrechen begangen; aber ich habe Schlimmeres gethan. Ich habe meine Gefühle getötet, meinen Verstand, meine Jugend.

„Ich bin verstrickt in ein schmutziges Netz, aus dem ich nicht herausfinden und an das ich mich nicht gewöhnen kann. Ich sinke unaufhörlich, sinke, ich fühle, wie ich sinke, und kann den Fall nicht aufhalten. — — — —

..... „Und was hat mich zu Grunde gerichtet?

War es eine mächtige Leidenschaft, die mich entschuldigen könnte? — Nein.

..... „Meine schönen Erinnerungen!

„Ein entsetzlicher Augenblick des Vergessens, der nie aus meinem Gedächtnis schwinden wird, hat mich zur Besinnung gebracht. Ich war entsetzt, als ich erkannte, welch ein unermesslicher Abgrund mich von dem trennte, was ich sein wollte und konnte. In meiner Einbildung erstanden Hoffnungen, die Traumgedanken meiner Jugend.

„Wo sind sie hin, die lichten Gedanken von Leben, von Ewigkeit, von Gott, die mit solcher Klarheit und Kraft einst meine Seele erfüllten? Wo ist die unfassbare Kraft der Liebe, die mein Herz mit wohlthuernder Wärme erfüllte? — — —

..... „Und wie gut und glücklich hätte ich sein können, wenn ich den Weg gegangen wäre, den mein frischer Verstand und mein kindliches, inniges Empfinden mir zeigte, da ich in's Leben trat! Oft habe ich versucht, die Bahn zu verlassen, die mein Leben eingeschlagen hatte, um wieder diesen lichten Weg zu betreten. Ich sagte mir, ich will alles aufbieten, was an Willenskraft in mir ist. — Ich konnte es nicht. Wenn ich allein war, war's mir unbehaglich, schrecklich; war ich mit anderen zusammen, so hörte ich nicht mehr die innere Stimme und sank immer tiefer und tiefer.

„Endlich kam ich zu der schrecklichen Ueber-



zeugung, daß ich mich nie mehr erheben kann, ich hörte auf, daran zu denken, und wollte vergessen. Aber hoffnungslose Reue peinigte mich noch qualvoller. Da kam mir zum ersten Male der Gedanke an Selbstmord. — — — — —

„Früher hatte ich gedacht, die Nähe des Todes würde meine Seele erheben. Ich habe mich geirrt. In einer Viertelstunde bin ich nicht mehr. Meine Anschauungen haben sich in Nichts geändert. Ich sehe ebenso, ich höre ebenso; derselbe sonderbare Mangel an Folgerichtigkeit, dieselbe Schwäche, derselbe Leichtsinn der Gedanken.“ — — — — —









# Luzern

Aus dem Tagebuche des Fürsten  
Nechljudow



In der ersten Hälfte des Jahres 1857 machte Tolstoj seine erste Auslandsreise. Er besuchte Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz. Im Schweizerhof, der glänzenden Fremdenpension Luzerns, stieg er ab, um von hier aus als Fußgänger die Naturschönheiten der Alpen kennen zu lernen. Aber der Menschenbeobachter in ihm feierte nicht. Ein Ort, in dem Menschen aus aller Herren Länder verkehrten, wie der Schweizerhof, bot ihm Gelegenheit zu mannigfachen Studien. Wie überall war es auch hier das Verhältnis der Gebildeten zu dem Volke, das den Menschenfreund und Dichter am meisten in Anspruch nahm. Und ein für jeden andern winziges Ereignis wird für ihn der Ausgangspunkt einer erschütternden Erzählung mit einem allgemeinen weltumfassenden Schlußgedanken.

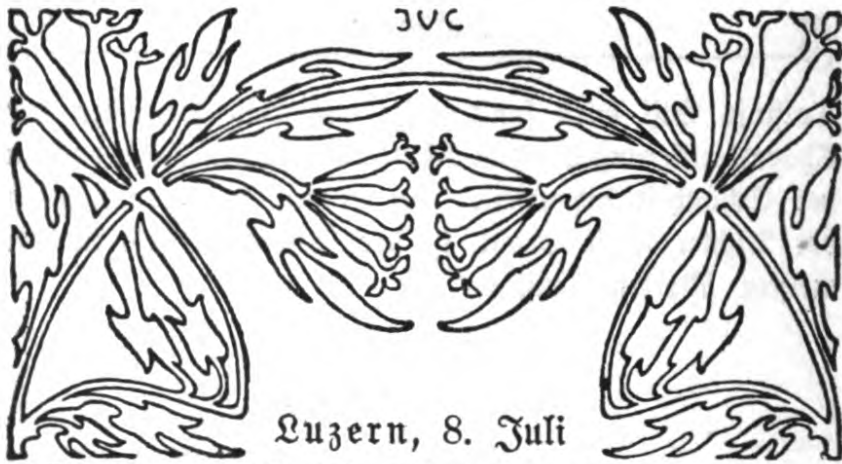
„Luzern“, dem Tolstoj die äußere Form der Aufzeichnungen des Fürsten Nechljudow gegeben hat, beruht demnach auf einem Erlebnis des Dichters. Zum erstenmale begegnen wir hier breiteren philosophischen Betrachtungen. Die Werke Tolstoj's, die wir bisher kennen gelernt haben, enthalten wohl auch eine Fülle von Ideen und allgemeinen Betrachtungen, nirgends aber hat der Dichter wie hier die Schlüsse selbst gezogen, die sich aus den erzählten Thatsachen ergeben.

In stilistischer Hinsicht ist Luzern ein Meisterwerk.



Tolstojs Stil wird sonst mehr von dem Bestreben der Charakterisierung als von Rhythmus und den Forderungen der Schönheit beherrscht. In Luzern, wo hauptsächlich der Dichter selbst spricht, ist der Stil edler, als in den meisten Werken Tolstojs.





Gestern abend bin ich in Luzern angekommen und habe in dem feinsten Gasthause Wohnung genommen, im Schweizerhof.

Luzern, eine alte Kantonsstadt am Ufer des Vierwaldstätter Sees gelegen — sagt Murray — ist eine der romantischsten Städte der Schweiz. Hier kreuzen sich drei Hauptstraßen, und in einer Entfernung von nur einer Stunde Dampferfahrt gelangt man zu dem Rigi, von dem man eine der herrlichsten Ausichten der Welt genießt.

Ob mit Recht oder nicht, andere „Führer“ sagen dasselbe, und daher findet man in Luzern eine Menge von Reisenden aller Nationen, besonders aber Engländer.

Das prächtige, fünfstöckige Gebäude des Schweizerhofes ist erst vor kurzem erbaut. Es steht am Quai, unmittelbar am See, an derselben Stelle, wo in alter Zeit eine hölzerne, überdeckte, langgewundene Brücke war, mit Türmchen an den Ecken und Bildern an den Strebepfeilern. Jetzt ist, dank dem ungeheuren Zufluß der Engländer, ihren Bedürfnissen, ihrem Geschmaç und ihrem Gelde,

die alte Brücke abgebrochen und an ihre Stelle der schöne, liniengerade Quai getreten. Der Quai ist mit geraden, viereckigen, fünfstöckigen Häusern bebaut; vor den Häusern stehen in zwei Reihen kleine Linden mit Stützen und zwischen den Linden, wie sich's gehört, grüne Bänkehen. Das ist der Spazierweg. Hier promenieren die Engländerinnen mit den Schweizerischen Strohhüten und die Engländer in ihren haltbaren und bequemen Anzügen und freuen sich ihres Werks. Die Uferstraße, diese Häuser, diese Linden, diese Engländer würden sich vielleicht wo anders sehr hübsch ausnehmen, nur hier nicht, inmitten dieser eigenartig majestätischen und zugleich unaussprechlich harmonischen und weichen Natur.

Als ich hinaufstieg in mein Zimmer und das Fenster nach dem See öffnete, blendete und erschütterte mich buchstäblich im ersten Augenblicke die Schönheit dieses Wassers, dieser Berge und dieses Himmels.

Ich empfand eine innere Unruhe und das Bedürfnis, in irgend einer Weise der Ueberfülle dessen Ausdruck zu geben, was plötzlich meine Seele ergriffen hatte. Ich hatte den Wunsch, in diesem Augenblicke jemanden zu umarmen, herzlich zu umarmen, ihn zu küssen, zu kneifen, überhaupt mit ihm und mit mir selbst irgend etwas Außerordentliches zu machen.

Es war sieben Uhr abends. Den ganzen Tag

hatte es geregnet, jetzt hatte es sich aufgehheitert. Der See, blau wie brennender Schwefel, dehnte sich mit seinen Röhlein, die wie Punkte aussahen, und mit ihren entschwindenden Spuren, unbeweglich, glatt, wie erhaben vor unseren Fenstern zwischen den bunten, grünen Ufern aus; er zog sich zwischen zwei gewaltige Abhänge eingezwängt und im Dunkel verschwindend hin und schlug an die übereinander gestülpten Berge, Wolken und Gletscher. Im Vordergrunde feuchte, hellgrüne, gleichsam auseinandertretende Ufer mit Schilf, Wiesen, Gärten und Sommerhäuschen, weiterhin die dunkelgrünen, bewachsenen Abhänge mit den Trümmern von Schlössern; im Hintergrunde die zusammenfließenden, bläulich-weißen Gebirgsumrisse mit den sonderbaren felsigen mattleuchtenden Schneegipfeln, alles übergossen von dem zarten, durchsichtigen Azur der Luft und beleuchtet von den warmen Strahlen des Sonnenunterganges, die durch den zerrissenen Himmel brachen. Aber weder auf dem See, noch auf den Bergen, noch am Himmel war auch nur eine einzige gerade Linie sichtbar, eine einzige bestimmte Farbe, ein einziger ruhiger Punkt; überall Bewegung, Unregelmäßigkeit, Willkür, endlose Mannigfaltigkeit und Wechsel von Schatten und Linien, und in allem die Ruhe, die Weichheit, der Einflang und die Notwendigkeit des Schönen. Und hier, inmitten der unbestimmten, wirren, freien Schönheit starrte gerade

unter meinem Fenster dumm und närrisch die weiße Linie des Quais, die Linden mit ihren Stützen und die grünen Bänkehen— armselige, winzige Werke der Menschenhand, die nicht wie die fernen Landhäuschen und Ruinen in der allgemeinen Harmonie der Schönheit aufgingen, sondern ihr größlich widersprachen. Beständig haftete mein Blick, ohne daß ich es wollte, auf dieser entsetzlich geraden Linie des Quais, und in Gedanken wollte ich ihn von mir stoßen, fortschaffen wie einen schwarzen Fleck, der einem auf der Nase gerade unter dem Auge sitzt; aber der Quai und die spazierenden Engländer blieben an Ort und Stelle, und ich bemühte mich vergeblich, einen Gesichtspunkt zu finden, von dem aus ich ihn nicht zu sehen brauchte. Ich fand ihn auch, und so schwelgte ich, bis zur Mahlzeit, ganz allein in dem unvollständigen, aber um so süßer ergötzenden Gefühl, das man empfindet, wenn man in der Einsamkeit die Schönheit der Natur betrachtet.

Um einhalb acht wurde ich zur Mittagstafel gerufen. In einem großen, prächtig ausgestatteten Zimmer im unteren Stockwerk waren zwei lange Tische gedeckt, zum mindesten hundert Gedecke. Drei Minuten etwa dauerte die wortlose Bewegung der Zusammenkunft der Gäste, das Rauschen der Frauenkleider, leichte Schritte, leise Gespräche mit den höflichen, fein gekleideten Kellnern; alle Plätze wurden von Damen und Herren eingenommen, die



sehr schön, sogar reich und überhaupt mit außerordentlicher Sauberkeit gekleidet waren. Wie im allgemeinen in der Schweiz, bildeten den größten Teil der Gäste Engländer, und daher war der Hauptcharakter der allgemeinen Tafel ein strenger, durch die Sitte anerkannter Anstand und ein Mangel an Geselligkeit, der nicht aus dem Stolze hervorging, sondern aus dem geringen Bedürfnis der Annäherung und einer gleichen Genügsamkeit in der bequemen und angenehmen Befriedigung der eigenen Bedürfnisse. Von allen Seiten schimmern die glänzend weißen Spitzen, die glänzend weißen Kragen, die glänzend weißen, echten und unechten Zähne, die glänzend weißen Gesichter und Hände. Aber die Gesichter, von welchen viele sehr schön sind, brüden nur das Bewußtsein des eigenen Wohlbehagens und den gänzlichen Mangel an Teilnahme für die ganze Umgebung aus, wenn sie sich nicht unmittelbar auf die eigene Person bezieht; die glänzend weißen Hände mit den Ringen bewegen sich nur, um den Kragen glatt zu ziehen, um den Braten zu zerschneiden und den Wein in das Glas zu gießen; keine Seelenregung spiegelt sich in ihren Bewegungen. Familien wechseln von Zeit zu Zeit mit leiser Stimme ein paar Worte über den angenehmen Geschmack einer Speise oder des Weines oder über die schöne Aussicht vom Rigi, einzelne Herren und Damen sitzen nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne sich

auch nur einen Blick zuzuwerfen. Wenn von diesen hundert Menschen von Zeit zu Zeit zwei miteinander plaudern, so sprechen sie sicher vom Wetter oder von der Besteigung des Rigi. Messer und Gabeln bewegen sie kaum hörbar auf den Tellern, von den Speisen nimmt man wenig, Erbsen und Obst wird unbedingt mit der Gabel gegessen. Die Kellner, die sich unwillkürlich der allgemeinen Schweigsamkeit fügen, fragen flüsternd, welchen Wein man bestellt. Bei solchen Mahlzeiten wird mir immer drückend, unbehaglich und am Ende traurig zu Mute. Mir ist dann, als hätte ich eine Schuld begangen und müßte bestraft werden, wie in meiner Kindheit, wo man mich für Unarten auf einen Stuhl setzte und spöttisch zu sagen pflegte: „Nun ruhe dich aus, mein Jungchen,“ während in den Andern das junge Blut pocht und im anderen Zimmer das fröhliche Lärmen der Brüder zu hören ist. Früher hatte ich mir Mühe gegeben, mich gegen dieses Gefühl der Beklemmung, das ich bei solchen Mahlzeiten empfand, zu empören, aber vergeblich: alle diese toten Gesichter haben auf mich einen unwiderstehlichen Einfluß, und ich werde dann selbst tot wie sie, ich habe keinen Willen, keinen Gedanken, ich beobachte nicht einmal. Anfangs versuchte ich mit den Nachbarn ein Gespräch zu beginnen, aber außer Phrasen, die offenbar zum hunderttausendsten Male an derselben Stelle und zum hunderttausendsten Male

von derselben Person wiederholt wurden, erhielt ich keine Antwort. Und alle diese Menschen waren doch weder dumm, noch gefühllos, viele von diesen erstorbenen Menschen haben sicher ein ebensolches Innenleben wie ich, viele ein weit mannigfaltigeres und merkwürdigeres. Warum also berauben sie sich gegenseitig eines der schönsten Genüsse des Lebens, — des Genusses des Verkehrs, des Genusses am Menschen?

Wie anders war es in unserer Pariser Pension, wo wir zwanzig Menschen der verschiedensten Nationen, Berufe und Charaktereigenschaften uns unter dem Einflusse der französischen Geselligkeit an der gemeinsamen Tafel wie zu einem Vergnügen zusammenfanden. Dort gab es sofort von dem einen Ende des Tisches zum anderen eine allgemeine Unterhaltung, reich an Scherzen und Witz, oft sogar in gebrochener Sprache. Da plauderte jeder ohne Sorge darüber, wie es ihm glücken würde, was ihm gerade einfiel; dort hatten wir unseren Philosophen, unseren Streithahn, unseren Schönggeist, unseren Narren — und alle gehörten allen; dort schoben wir gleich nach der Mahlzeit den Tisch beiseite und tanzten im Takt oder auch nicht im Takt auf dem staubigen Teppich Polka bis zum späten Abend; dort waren wir vielleicht ein wenig kokette, nicht gerade sehr vernünftige und ehrwürdige Menschen, aber wir waren doch Menschen. Die spanische Gräfin mit ihren

romantischen Abenteuern, der italienische Abbate, der nach der Mahlzeit die Göttliche Komödie vortrug, der amerikanische Doktor, der zu den Tuilerien Zutritt hatte, der junge Dramatiker mit dem langen Haar, die Pianistin, die, wie sie selbst sagte, die schönste Polka der Welt komponiert hatte, die unglückliche, schöne Witwe mit ihren drei Ringen an jedem Finger, wir verkehrten alle miteinander in menschlicher, wenn auch oberflächlicher, aber doch freundschaftlicher Weise und nahmen einer vom andern teils flüchtige, teils tiefere herzliche Erinnerungen mit. Bei den englischen Tables d'hôtes aber denke ich oft, wenn ich all diese Spitzen, Bänder, Ringe, pomadisierten Köpfe und seidenen Kleider sehe: wie viel lebendige Frauen würden mit diesem Puz glücklich sein und wie viele andere Menschen würden sie damit glücklich machen! Es ist sonderbar, daran zu denken, wie viel Freunde und Liebende — höchst glückliche Freunde und Liebende — da vielleicht nebeneinander sitzen, ohne es zu wissen. Und Gott weiß, warum sie dies nicht erfahren und warum einer dem andern nicht das Glück giebt, das sie so leicht einander geben könnten und nach dem sie so sehr begehren.

Mir wurde traurig zu Mute, wie stets nach solchen Mahlzeiten, und ohne den Nachtsch abzuwarten, entfernte ich mich in der trübsten Gemütsstimmung, um in der Stadt umherzuschlendern.

Die engen schmutzigen Straßen ohne Beleuchtung, die geschlossenen Läden, das Zusammentreffen mit betrunkenen Arbeitern und Weibern, welche Wasser holten oder sich beständig umschauend durch die Gassen huschten, vertrieben nicht nur meine traurige Stimmung nicht, sondern verstärkten sie noch. Draußen war es schon ganz dunkel, als ich, ohne mich weiter umzusehen und ohne einen bestimmten Gedanken, nach Hause ging, weil ich hoffte, mich durch den Schlaf von der düsteren Stimmung zu befreien. Mir war entseßlich, herzenskalt, einsam und drückend zu Mute, wie es wohl ohne ersichtliche Ursachen vorkommt, wenn man an einen neuen Ort übersiedelt.

Ich sah immer nur vor mich hin und ging so die Uferstraße entlang auf den Schweizerhof zu, als plötzlich die Töne einer sonderbaren, aber außerordentlich angenehmen, lieblichen Musik mein Ohr trafen. Diese Töne wirkten im Augenblick belebend auf mich, als wäre ein heller, heiterer Sonnenschein in meine Seele gefallen. Mir ward wohl und heiter. Meine schlummernde Empfänglichkeit richtete sich wieder auf, alles, was mich umgab, die Schönheit der Nacht und des Sees, gegen die ich vorher gleichgültig gewesen war, entzückten mich plötzlich wie etwas Neues. Unwillkürlich vermochte ich in einem Augenblicke alles in mich aufzunehmen: den bewölkten Himmel mit den grauen Flöckchen auf dem dunklen Blau, das

von dem emporsteigenden Mond beleuchtet war, den dunkelgrünen, glatten See mit den Flämmchen, die sich in seinem Wasser widerspiegelten, die nebelumflossenen Berge in der Ferne, das Quaken der Frösche aus Fröschenburg und den taufriischen Schlag der Wachteln vom Ufer drüben. Unmittelbar vor mir aber, an der Stelle, von der die Töne kamen und auf welche meine Aufmerksamkeit besonders gerichtet war, erblickte ich im Halbdunkel mitten in der Straße eine Menge Volks, die sich im Halbkreis drängte, und vor der Menge in einiger Entfernung einen winzigen kleinen Mann in schwarzer Kleidung. Hinter der Menge und dem Manne erhoben sich in den dunklen, grauen und blauen, zerrissenen Himmel einige schwarze Pappeln schlank in die Luft, und zu den beiden Seiten der altertümlichen Domkirche ragten majestätisch zwei ernste Turmspitzen zum Himmel.

Ich trat näher heran, die Töne wurden heller; ich unterschied deutlich die fernen, süß in der Abendluft sich wiegenden Akkorde einer Guitarre und einige Stimmen, die einander ablösend nicht ein Thema sangen, sondern in eigener Weise nur die Hauptstellen anschlugen und so das Thema erkennen ließen. Das Thema war eine Art liebliche und anmutige Mazurka. Die Stimmen schienen bald nahe, bald ferne zu sein; bald ertönte ein Tenor, bald ein Baß, bald ein Fistelton mit

rollenden tirolischen Jodlern. Es war kein Lied, es war eine leicht hingeworfene, meisterhafte Skizze eines Liedes. Ich konnte nicht begreifen, was es sein sollte. Aber es war sehr schön. Die wollüstigen, schwachen Akkorde der Guitarre, die liebliche, leichte Melodie und die einsame kleine Gestalt des schwarzen Männleins inmitten der phantastischen Umgebung des dunklen Sees, des hindurchschimmernden Mondes, des schweigsamen, gen Himmel ragenden Turmes und der schwarzen Pappelreihen, alles war so sonderbar, aber so unaussprechlich schön oder erschien mir doch so.

Alle die wirren, unwillkürlichen Eindrücke des Lebens erhielten für mich plötzlich Bedeutung und Reiz. Mir war, als wäre in meiner Seele eine frische, duftige Blume aufgeblüht; statt der Müdigkeit, der Zerstreutheit, der Gleichgültigkeit gegen alles in der Welt, die ich einen Augenblick empfunden hatte, fühlte ich plötzlich ein Bedürfnis nach Liebe, eine Fülle von Hoffnungen und eine grundlose Lebensfreude. Was kann man noch verlangen, was noch begehren — sprach es leise in meiner Brust, da ist sie und umgiebt dich von allen Seiten, die Schönheit und die Poesie. Sauge sie mit vollen großen Zügen in dich ein, genieße sie, soweit deine Kraft reicht. — Was kannst du noch begehren? Alles ist da, alle Glückseligkeit ...

Ich trat näher heran. Das kleine Männlein war, wie mir schien, ein umherziehender Tiroler.

Er stand vor dem Fenster des Gasthofes, den einen Fuß vorgestellt, den Kopf zurückgeworfen, klimperte mit seiner Guitarre und sang mit verschiedenen Stimmen ein anmutiges Lied. Ich empfand sofort Neigung zu dem kleinen Manne und Dankbarkeit für die Wandlung, die er in mir hervorgerufen hatte. Der Sänger trug, soviel ich sehen konnte, einen alten, schwarzen Rod, er hatte schwarzes, kurzes Haar und eine ganz bürgerliche, einfache, alte Mütze auf dem Kopfe. Seine Kleidung hatte nichts Künstlerartiges, aber die nachlässige, kindlich heitere Pose und seine Geberden bildeten mit seinem kleinen Wuchse ein rührendes und zugleich ergögliches Schauspiel. Auf der Freitreppe, an den Fenstern und auf dem Balkon des prächtig erleuchteten Gasthofes standen die Damen in glänzendem Schmuck und in ihren üppigen Kleidern, die Herren mit den glänzenden Kragen, der Pförtner und die Lakaien in den goldgestickten Livreen; auf der Straße stand die Menge im Halbkreis, und weiterhin auf dem Quai unter den Linden hatten sich die vornehm gekleideten Kellner, die Köche mit den weißen Mützen und Schürzen und junge Mädchen, die Arm in Arm lustwandelten, versammelt; alle schienen dasselbe Gefühl zu haben, das ich empfand. Alle standen schweigend um den Sänger herum und lauschten ihm aufmerksam. Rings herrschte Stille, nur in den Zwischenpausen des Liedes hörte man



in weiter Ferne über den See herüber den Ton eines Hammers, und von Fröschenburg kamen in abgerissenen Trillern die Stimmen der Frösche herüber, übertönt von dem feuchten, eintönigen Schlag der Wachteln.

Das kleine Männlein in der Dunkelheit inmitten der Straße schwärmte wie eine Nachtigall Strophe um Strophe, Lied um Lied. Obgleich ich ganz nahe an ihn herangetreten war, hörte sein Gesang nicht auf mir großes Vergnügen zu bereiten. Seine kleine Stimme war ungewöhnlich angenehm, und die Zartheit, der Geschmack und das rhythmische Gefühl, mit welchem er seiner Stimme gebot, war außerordentlich und ließen an ihm eine große natürliche Begabung erkennen. Den Abgesang jeder Strophe sang er immer anders, und man konnte erkennen, daß all diese anmutigen Variationen mühelos und aus dem Stegreif kamen.

In der Menge — sowohl oben im Schweizerhof als auch unten auf dem Damme — hörte man häufig ein beifälliges Flüstern, es herrschte ein achtungsvolles Schweigen. Auf den Balkons und an den Fenstern nahm die Zahl der gepuhten, malerisch im Glanze der Lichter des Hauses an das Geländer gelehnten Frauen immer mehr zu. Die Lustwandelnden blieben stehen, und auf der Uferstraße standen überall unter den Linden Männer und Frauen in Gruppen. In meiner Nähe standen, in einiger Entfernung von der großen

Menge, ein aristokratischer Koch und Lafai und rauchten ihre Cigarren. Der Koch empfand den Zauber der Musik mächtig, bei jedem hohen Fisteltone nicht er dem Lafai mit dem ganzen Kopfe entzündt, erstaunt zu, und stieß ihn mit dem Ellbogen, als wollte er sagen: Wie der singen kann, he? Der Lafai, aus dessen breitem Lächeln ich ersehen konnte, welchen Genuß er empfand, antwortete auf die Püffe des Kochs mit einem Achselzucken, welches bedeuten sollte, ihn könne man nicht so leicht in Erstaunen setzen, er habe schon bedeutend Schöneres gehört.

In einer Pause, als der Sänger hustete, fragte ich den Lafaien, wer er sei und ob er oft herkäme.

Zweimal im Jahr kommt er, antwortete der Lafai, er ist aus dem Aargau, er bettelt sich so durch.

Wie? Ziehen viele solcher Leute herum? fragte ich.

Gewiß, antwortete der Lafai, der nicht gleich verstanden hatte, wonach ich fragte; als er aber meine Frage begriffen hatte, fügte er hinzu: O nein, jetzt sehe ich nur diesen einen, mehr giebt es nicht.

In diesem Augenblicke hatte das kleine Männlein das erste Lied beendet, warf gewandt seine Guitarre zurück und sprach etwas in seiner deutschen Mundart, was ich nicht verstehen konnte,

was aber bei der herumstehenden Menge lautes Lachen hervorrief.

Was sagt er denn? fragte ich.

Er sagt, die Kehle sei ihm trocken, er würde gern Wein trinken, erklärte mir der Lafai, der neben mir stand.

Wie, er trinkt wohl gern Wein?

Das thun sie alle gern, antwortete der Lafai lächelnd und mit einer Handbewegung gegen ihn.

Der Sänger nahm seine Mühe ab, schwang seine Guitarre und ging auf das Haus zu. Er warf den Kopf zurück und wandte sich an die Herrschaften, die an den Fenstern und auf den Balkons standen. Messieurs et mesdames, sagte er mit halb italienischer, halb deutscher Betonung und in dem Tonfall, in welchem Gaukler ihr Publikum anzusprechen pflegen, si vous croyez, que je gagne quelque chose, vous vous trompez; je ne suis qu'un pauvre tiaple. Er hielt inne und schwieg eine Weile, da ihm aber niemand etwas gab, warf er wieder die Guitarre um und sagte: A présent, messieurs et mes dames, je vous chanterai l'air du Righi. Das Publikum oben schwieg, blieb aber stehen und wartete das folgende Lied ab; unten in der Menge lachte man wohl, weil er sich so komisch ausgedrückt hatte, vielleicht auch, weil man ihm nichts gegeben hatte. Ich gab ihm einige Centimes, er ließ sie gewandt von einer Hand in die andere gleiten, schob sie

in die Westentasche, setzte seine Mütze auf und begann wieder das anmutige, liebliche Tiroler Lied zu singen, das er l'air du Righi genannt hatte. Dieses Lied, das er für den Schluß gelassen hatte, war noch schöner als all die vorhergegangenen, und von allen Seiten hörte man in der immer wachsenden Menge Laute des Beifalls. Er hatte das Lied beendet. Wieder schwang er seine Gitarre, wieder nahm er die Mütze, streckte sie vor sich hin, näherte sich auf zwei Schritte den Fenstern und sagte wieder seine unverständliche Phrase: Messieurs et mes dames, si vous croyez, que je gagne quelque chose — die er offenbar für sehr geistreich und wichtig hielt; in seiner Stimme und seinen Bewegungen aber beobachtete ich jetzt eine gewisse Unentschlossenheit und kindliche Scheu, die bei seiner winzigen Gestalt etwas besonders Rührendes hatten. Das vornehme Publikum stand noch immer so malerisch im Scheine der Lampen auf den Balkons und an den Fenstern und ebenso glänzend in seiner kostbaren Kleidung. Die einen plauderten gesittet und artig miteinander, offenbar über den Sänger, der mit ausgestreckter Hand vor ihnen stand, andere blickten aufmerksam und neugierig hinunter auf die kleine schwarze Gestalt; auf einem der Balkons ertönte das wohlklingende und fröhliche Lachen eines jungen Mädchens. In der Menge unten wurden die Reden und das Gespött immer lauter und lauter. Der Sänger

betete zum dritten Male seinen Spruch her, jetzt mit noch schwächerer Stimme, ja, er brachte ihn nicht einmal bis zu Ende und streckte wieder die Hand mit der Mütze aus, ließ sie aber sofort sinken. Und auch dieses Mal warf ihm nicht ein einziger von diesen Hunderten glänzend gekleideter Leute, die sich herangedrängt hatten, um ihm zuzuhören, auch nur einen Heller zu. Die Menge lachte mit-leidslos. Der kleine Sänger schien förmlich noch kleiner zu werden, er nahm seine Guitarre in die andere Hand, hielt seine Mütze über den Kopf und sagte: Messieurs et mes dames, je vous remercie et je vous souhaite une bonne nuit und setzte seine Mütze auf. Die Menge brach in ein lautes jubelndes Lachen aus. Von den Balcons verschwanden die schönen Herren und Damen allmählich in ruhigem Geplauder. Auf den Boulevards begann die Promenade wieder von neuem. Die Straße, die während des Gesanges verstummt war, belebte sich wieder; nur einige Menschen beobachteten den Sänger, ohne an ihn heranzutreten, aus der Entfernung und lachten. Ich hörte, wie das kleine Männlein etwas in seinen Bart brummte, sich umwandte und, als wäre er noch kleiner geworden, mit schnellen Schritten auf die Stadt zuing. Die fröhlichen Spaziergänger, die ihn beobachteten, folgten ihm in einiger Entfernung und lachten.

Ich wußte gar nicht, was ich aus all dem

machen sollte, ich begriff nicht, was es bedeutete, und schaute, an eine Stelle gebannt, gedankenlos in die Dunkelheit auf das winzige Männlein, das sich in der Ferne verlor und mit Riesenschritten auf die Stadt zuing, und auf die lachenden Spaziergänger, die ihm folgten. Ich empfand ein Gefühl des Schmerzes, der Bitterkeit und vor allem der Scham für das kleine Männlein, für die Menge, für mich selbst, als hätte ich um Geld gebeten, als hätte man mir nichts gegeben und über mich gelacht. Und ich ging auch, ohne mich umzusehen, beklommenen Herzens mit schnellen Schritten nach Hause auf die Freitreppe des Schweizerhofes zu. Ich konnte mir noch immer keine Rechenschaft geben von dem, was ich empfand, ich wußte nur, daß etwas Drückendes, Ungelöstes meine Seele erfüllte und mich umflammert hielt.

In dem prächtigen, erleuchteten Thore begegnete mir der Pförtner, der höflich beiseite trat, und eine englische Familie. Der stämmige, schöne, hochgewachsene Mann mit dem schwarzen, englischen Badenbart, dem schwarzen Hut, das Plaid über dem Arme, einen kostbaren Spazierstock in der Hand, führte lässig und selbstbewußt eine Dame am Arm, in einem auffälligen Seidentleid, einem Häubchen mit schillernden Bändern und prachtvollen Spitzen. An ihrer Seite ging ein hübsches, frisches junges Mädchen, in einem anmutigen

Schweizerhut mit einer Feder à la mousquetaire, unter dem die weichen, langen, hellblonden Locken um ihr weißes Gesicht herabfielen. Vor ihnen sprang ein zehnjähriges, rotwangiges Mädchen einher, mit vollen weißen Knien, die unter zarten Spitzen hervorblühten.

Eine wundervolle Nacht, sagte die Dame mit süßer, glückerfüllter Stimme, gerade als ich vorüberging.

Ohe, brummte der Engländer träg vor sich hin. Ihm schien in der Welt so wohl zu sein, daß er selbst zum Sprechen keine Lust hatte. Und ihnen allen schien das Leben auf Erden so friedlich, so behaglich, so rein und licht zu sein, aus ihren Gebärden und ihren Zügen sprach eine solche Gleichgültigkeit gegen alles fremde Leben und eine solche Überzeugtheit davon, daß der Pförtner ihretwegen beiseite getreten und sie begrüßt habe, und daß sie, wenn sie heimkommen, ein sauberes ruhiges Bett und Zimmer finden würden, und daß alles dies so sein müsse, und daß sie auf alles dies ein Recht hätten — daß ich plötzlich unwillkürlich den herumziehenden Sänger mit ihnen verglich, der müde, vielleicht hungrig, beschämt jetzt der lachenden Menge entflohen war, begriff, welches der schwere Stein war, der auf meinem Herzen lag und einen unaussprechlichen Zorn gegen diese Menschen empfand. Ich schritt zweimal an dem Engländer, hin und zurück, vorüber, wich ihm beide

Male nicht aus und stieß ihn mit unsagbarem Genuß mit dem Ellenbogen. Dann ging ich die Treppe herab und eilte in der Dunkelheit auf die Stadt zu in der Richtung, in der das kleine Männlein verschwunden war.

Ich begegnete einer Gruppe von drei Leuten und fragte sie, wo der Sänger sei. Sie lachten und zeigten ihn mir. Er war vor uns. Er ging allein mit schnellem Schritt, niemand hatte sich ihm genähert — er schien noch immer zornig vor sich hin zu brummen. Ich holte ihn ein und schlug ihm vor, noch irgend wohin zu gehen und mit mir eine Flasche Wein zu trinken. Er ging immer noch in demselben Schritt und sah mich mürrisch an; als er aber begriffen hatte, um was es sich handelte, blieb er stehen.

Gut, das nehme ich an, wenn Sie so freundlich sind, sagte er. Gleich hier ist ein kleines Kaffeehaus, hier kann man hinein — ein einfaches, fügte er hinzu, und zeigte auf eine Trinkstube, die noch offen war.

Das Wort „ein einfaches“ brachte mich unwillkürlich auf den Gedanken, nicht in ein einfaches Kaffeehaus zu gehen, sondern in den Schweizerhof, wo die Menschen waren, welche seinem Gesange zugehört hatten. Obgleich er in scheuer Erregung einige Male den Schweizerhof abgelehnt hatte, indem er meinte, es sei dort viel zu fein, bestand ich doch darauf. Er that nun, als ob er



nicht im mindesten verlegen sei, schwang fröhlich seine Gitarre und ging mit mir zurück über die Uferstraße. Einige müßige Spaziergänger waren gleich, als ich auf den Sänger zugetreten war, langsam herangekommen, sie hatten gehört, was ich mit ihm gesprochen, und folgten uns jetzt in lebhaftem Gespräch bis zu der Freitreppe, wahrscheinlich, weil sie von dem Tiroler irgend eine Vorstellung erwarteten.

Ich bestellte bei einem Kellner, der mir im Flur begegnete, eine Flasche Wein. Der Kellner lächelte, warf uns einen Blick zu, antwortete kein Wort und rannte vorüber. Der Oberkellner, an den ich mich mit derselben Bitte wandte, hörte mir ernsthaft zu, betrachtete die scheue, kleine Gestalt des Sängers von Kopf bis zu Fuß und sagte dann in strengem Tone zu dem Pförtner, man solle uns in den Saal zur Linken führen. Dieser Saal zur Linken war die Trinkstube für das Volk. In der Ecke dieses Zimmers wusch ein budliges Mädchen das Geschirr, und die ganze Einrichtung bestand aus nackten Holztischen und Holzbänken. Der Kellner, der eingetreten war, um uns zu bedienen, sah uns mit einem herablassenden, spöttischen Lächeln an, steckte die Hände in die Taschen und führte mit der budligen Geschirrwäscherin ein Gespräch. Er wollte uns offenbar merken lassen, daß er sich in seiner gesellschaftlichen Stellung und seinem Werte unermeslich über den Sänger er-



haben fühlte, und daß es für ihn nicht nur nicht beleidigend, sondern wahrhaft belustigend sei, uns zu bedienen.

Wünschen Sie Landwein, sagte er und blinzelte mir mit einem vielsagenden Blick auf meinen Genossen zu, indem er seine Serviette von einer Hand in die andere gleiten ließ.

Champagner, und vom besten, sagte ich, und bemühte mich, eine recht stolze, würdevolle Haltung anzunehmen. Aber weder der Champagner noch meine vermeintlich stolze und würdevolle Haltung machten Eindruck auf den Diener: er lachte, stand eine Weile da, betrachtete uns, sah recht gemächlich auf seine goldene Uhr und ging mit langsamen Schritten aus dem Zimmer, als ob er spazieren ginge. Bald kam er mit dem Wein und in Begleitung zweier anderer Lakaien zurück. Zwei von ihnen setzten sich zu der Geschirrwäscherin und ergöhten sich mit fröhlicher Aufmerksamkeit und einem freundlichen Lächeln in den Zügen an unserem Anblick, wie Eltern sich an lieben Kindern ergöhen, die artig spielen. Nur die budlige Küchenmagd schien uns nicht spöttisch, sondern mit Teilnahme zu beobachten. Obgleich die Unterhaltung und die Bewirtung des Sängers mir sehr schwer und unbehaglich war unter diesen Lakaienbliden, gab ich mir doch alle Mühe, so unbefangen als möglich zu bleiben. In der Beleuchtung konnte ich ihn besser beobachten. Er war ein sehr kleiner,

proportioniert gebauter, muskulöser Mann, nahezu ein Zwerg, mit borstigem, schwarzem Haar, beständig thränenden, großen, schwarzen Augen ohne Wimpern und mit einem außerordentlich angenehmen, reizend geformten Mündchen. Er trug einen kleinen Badenbart, sein Haar war kurz, seine Kleidung äußerst einfach und ärmlich. Er war unsauber, abgerissen, verbrannt, und hatte im allgemeinen das Aussehen eines notleidenden Menschen. Er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem armen Händler als mit einem Künstler, nur in seinen beständig feuchten, glänzenden Augen und dem zusammengekniffenen Mündchen lag etwas Originelles und Rührendes. Dem Äußern nach hätte man ihn so gut auf 25 wie auf 40 Jahre schätzen können, in Wirklichkeit war er 38 Jahre alt.

Er erzählte mir mit gutmütiger Bereitwilligkeit und sichtbarer Aufrichtigkeit folgendes aus seinem Leben: Er stammte aus dem Aargau. Schon als Kind hatte er Vater und Mutter verloren, andere Verwandte hatte er nicht. Vermögen hatte er nie besessen. Er hatte die Tischlerei erlernt, aber vor 22 Jahren hatte er den Knochenfraß in die Hand bekommen und das hatte ihm die Arbeitsfähigkeit genommen. Er hatte aber von Jugend auf Neigung zum Gesang gehabt, und so begann er zu singen. Die Fremden gaben ihm manchmal ein paar Groschen. Er machte seinen Beruf daraus, kaufte sich eine Gitarre, und so



zieht er nun das achtzehnte Jahr durch die Schweiz und Italien, und singt vor den Gasthäusern. Sein ganzes Gepäc ist die Guitarre und das Beutelchen, in dem er augenblicklich nur anderthalb Francs hatte, die er heute für sein Nachtquartier und Abendbrot brauche. Alljährlich, schon das achtzehnte Mal, durchwandert er alle besseren besuchten Orte der Schweiz: Zürich, Luzern, Interlaken, Chamounix u. s. w. Über den St. Bernhard geht er nach Italien und kommt über den St. Gotthard und durch Savoyen zurück. Augenblicklich fällt ihm das Herumziehen schwer, weil er sich erkältet und einen Schmerz in den Füßen hat, den er Gliedersucht nennt, einen Schmerz, der mit jedem Jahre zunimmt, und weil seine Augen und seine Stimme schwächer werden. Trotzdem begäbe er sich jetzt nach Interlaken, Aix les-Bains und über den kleinen St. Bernhard nach Italien, das er ganz besonders gern habe; er scheint im allgemeinen mit seinem Leben sehr zufrieden zu sein. Als ich ihn fragte, warum er in die Heimat zurückkehre, ob er da Verwandte, ein Haus oder ein Stückchen Land besitze, zog sich sein kleiner Mund wie ein gefalteter Stoff zu einem Lächeln zusammen, und er antwortete mir: *Oui, le sucre est bon, il est doux pour les enfants!* — und blinzelte den Lafaien zu.

Ich verstand kein Wort, in der Gruppe der Lafaien lachte man.

Nichts von alledem; würde ich sonst so herumziehen? erklärte er mir. — Ich kehre immer wieder nach Hause zurück, weil es einen doch immer nach der Heimat zieht.

Und er wiederholte noch einmal mit einem verschmigt selbstgefälligen Lächeln die Wendung: *Oui, le sucre est bon* — und lachte gutmütig. Die Sakaien waren sehr vergnügt und lachten laut, nur die budlige Magd am Waschfaß betrachtete das kleine Männlein ernst mit ihren großen guten Augen und hob ihm die Mütze auf, die während des Gesprächs von der Bank gefallen war. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß herumziehende Sänger, Akrobaten, ja sogar Gaukler sich gern Künstler nennen. Darum spielte ich auch meinem Nachbar gegenüber darauf an, daß er ein Künstler sei. Aber er nahm diesen Vorzug gar nicht für sich in Anspruch, sondern betrachtete sein Geschäft sehr einfach als ein Erwerbsmittel. Als ich ihn fragte, ob er die Lieder, die er singe, selbst mache, wunderte er sich über die seltsame Frage und antwortete: ei woher, es sind ja alles alte Tiroler Lieder.

Aber das Lied vom Rigi ist doch nicht alt, sagte ich.

O, das ist schon vor fünfzehn Jahren entstanden. Ein Deutscher in Basel — ein sehr kluger Mann! — hat es gemacht. Ein vortreffliches



Lied. Er hat es, müssen Sie wissen, für Reisende gemacht.

Und er begann den Wortlaut des Liedes vom Rigi, das ihm so sehr gefiel, herzusagen, indem er ihn in's Französische übersezte:

Willst du auf den Rigi gehen,  
Brauchst bis Weggis keine Schuhe,  
(Weil man mit dem Dampfer fährt).  
Dann von Weggis nimm dir einen Stab.  
Auch ein Mädchen nimm dir untern Arm,  
Nehre ein und trink ein Gläschen Wein.  
Aber trinke nur nicht allzuviel;  
Denn wer trinken will, muß den Wein verdienen...

O, ein trefflich Lied! schloß er.

Die Lafaien fanden wahrscheinlich das Lied sehr hübsch, denn sie waren näher herantreten.

Und wer hat die Musik gemacht? fragte ich.

O, niemand! Um vor den Fremden zu singen, müssen Sie wissen, braucht man etwas Neues.

Als man uns das Eis brachte, und ich meinem Genossen ein Glas Champagner eingoß, wurde ihm offenbar unbehaglich zu Mute. Er sah die Lafaien an und rüdte auf der Bank hin und her. Wir stießen auf die Gesundheit der Künstler an. Er trank ein ganzes Glas und hielt es für nötig, in Gedanken zu versinken und tiefsinnig die Augenbrauen zu heben.

Schon lange habe ich solchen Wein nicht getrunken, je ne vous dis que ça. In Italien ist

der Asti vortrefflich, aber dieser ist noch besser. Ach Italien! . . . Herrlich ist das Leben dort! fügte er hinzu.

Ja, dort weiß man die Musik und die Künstler zu schätzen, sagte ich, denn ich wollte ihn auf den Mißerfolg vom heutigen Abend vor dem Schweizerhofe bringen.

Nein, antwortete er, in der Musik kann ich dort niemandem Genüge thun. Die Italiener sind selbst Musiker, wie es keine mehr auf Erden giebt; nur mit meinen Tyroler Liedern geht es noch. Die sind ihnen etwas Neues.

Nun, sind die Herrschaften dort freigebiger? fuhr ich fort, denn ich wollte ihn veranlassen, meinen Zorn gegen die Bewohner des Schweizerhofes zu teilen. Dort kommt es wohl nicht vor, wie hier, daß in einem ungeheuren Gasthaus, in dem reiche Leute wohnen, hundert Menschen einem Künstler lauschen und ihm nichts geben?

Meine Frage wirkte keineswegs, wie ich erwartet hatte. Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Leuten böse zu sein; im Gegenteil, in meiner Bemerkung sah er einen Vorwurf gegen sein Talent, das nicht vermocht hatte, eine Belohnung zu erringen, und er bemühte sich, das vor mir zu entschuldigen.

Nicht allemal bekommt man viel, antwortete er; zuweilen ist auch die Stimme matt, man ist müde — ich bin doch heute neun Stunden gegangen und

habe fast den ganzen Tag gesungen. Schweres Ding! Und die vornehmen Aristokraten ... haben manchmal auch keine Lust, Tiroler Lieder zu hören.

Aber trotzdem, wie kann man nichts geben? wiederholte ich.

Er verstand meine Bemerkung nicht.

Das macht es nicht, sagte er, die Hauptsache ist, on est très serré pour la police hier zu Lande; hier erlaubt man uns nach den republikanischen Gesetzen nicht zu singen. In Italien kann man singen, so viel einem beliebt, kein Mensch sagt einem ein Wörtchen. Hier, wollen sie es einem erlauben, so erlauben sie es, wollen sie nicht, so können sie einen in's Gefängnis sperren.

Wie ist das möglich?

Gewiß, wenn man jemanden einmal verwarnt hat und er noch einmal singt, kann man ihn in's Gefängnis sperren. Ich habe schon drei Monate gefessen, sagte er lächelnd, als wäre dies eine seiner angenehmsten Erinnerungen.

Ach, das ist schrecklich, sagte ich. Wofür denn?

Das ist hier so nach den neuen republikanischen Gesetzen, — fuhr er immer lebhafter fort. — Sie wollen nicht einsehen, daß auch ein armer Teufel sein Leben fristen muß. Wäre ich kein Krüppel, so würde ich arbeiten. Und daß ich singe, thut es etwa jemandem Schaden? Was soll das heißen? Die Reichen können leben, wie sie wollen, un pauvre tiaple, wie ich, soll auch nicht mehr leben können?



Was sind das für republikanische Gesetze? Wenn es so steht, wollen wir keine Republik . . . Wir wollen einfach . . . wir wollen — er stotzte einen Augenblick, — wir wollen natürliche Gesetze.

Ich goß ihm wieder das Glas voll.

Sie trinken nicht, sagte ich zu ihm.

Er nahm das Glas zur Hand und verneigte sich gegen mich.

Ich weiß, was Sie wollen, sagte er, kniff die Augen zusammen und drohte mir mit dem Finger. Sie wollen mir einen Rausch beibringen und dann sehen, was aus mir wird; aber nein, das wird Ihnen nicht gelingen.

Warum sollte ich Sie berauschen wollen? sagte ich. Ich möchte Ihnen nur ein Vergnügen bereiten.

Es that ihm gewiß leid, daß er mich beleidigt hatte durch die häßliche Auslegung meiner Absicht. — Er war verlegen, erhob sich und ergriff mich am Ellenbogen.

Nein, nein, sagte er, und seine feuchten Augen sahen mich mit einem flehenden Ausdrücke an; ich habe das nur so im Scherz gesagt.

Und gleich darauf leierte er irgend eine entsetzlich wirre und gekünstelte Redensart her, welche besagen sollte, daß ich doch ein guter Kerl sei.

Je ne vous dis que ça, schloß er.

Solcher Art fuhren wir fort zu plaudern und zu trinken, und die Lakaien hörten nicht auf, sich ungeniert an unserem Anblick zu ergötzen und,

wie es schien, über uns lustig zu machen. Trotz meiner fesselnden Unterhaltung konnte mir das nicht entgehen, und ich muß gestehen, ich ärgerte mich immer mehr und mehr darüber. Einer von ihnen hatte sich erhoben, war an das kleine Männlein herangetreten, sah ihm gerade auf den Scheitel und begann zu lächeln.

Ich hatte schon einen tüchtigen Vorrat von Zorn gegen die Bewohner des Schweizerhofes bereit, den ich noch an Niemandem hatte auslassen können, und dieses Lafaienpublikum regte mich, ich muß es gestehen, gerade recht dazu an. Der Pförtner trat in's Zimmer, ohne die Mütze abzunehmen, und setzte sich mit aufgestemmtten Ellbogen neben mich an den Tisch. Dieser letztere Umstand reizte meine Eigenliebe oder meine Eitelkeit, er brachte mich zum Äußersten und ließ den unterdrückten Zorn zum Ausbruch kommen, der sich den ganzen Abend in mir angesammelt hatte. Warum grüßte er mich im Thor, als ich allein war, ehrerbietig, und macht sich jetzt, weil ich mit dem herumziehenden Sänger dasitzte, in grober Weise neben mir breit? Meine Brust glühte von dem heißen Zorn der Entrüstung, den ich gern bei mir sehe, ja sogar ansache, wenn er über mich kommt, weil er beruhigend auf mich wirkt und mir wenigstens auf kurze Zeit eine außerordentliche Geschmeidigkeit, Energie und Kraft aller physischen und moralischen Fähigkeiten giebt.

Ich sprang von meinem Plaze auf.

Warum lachen Sie, schrie ich den Lafaien an, und ich fühlte, wie mein Gesicht blaß wurde und meine Lippen unwillkürlich bebten.

Ich lache nicht, nur so — antwortete der Lafai und zog sich von mir zurück.

Nein, Sie lachen über diesen Herrn, und welches Recht haben Sie, da zu bleiben und hier zu sitzen, wenn Gäste da sind? Wagen Sie es nicht, sitzen zu bleiben, schrie ich.

Der Pförtner brummte etwas vor sich hin, stand auf und ging zur Thür.

Welches Recht haben Sie, über diesen Herrn zu lachen und neben ihm zu sitzen, während er Gast ist und Sie ein Lafai sind? Warum haben Sie heute bei Mittag nicht über mich gelacht und sich nicht neben mich gesetzt? Etwa weil er ärmlich gekleidet ist und auf der Straße singt? — etwa darum? — und weil ich einen feinen Rock habe? Er ist arm, aber tausendmal besser als Sie, davon bin ich überzeugt, denn er beleidigt niemanden, und Sie beleidigen ihn.

Ich habe gar nicht gelacht, was wollen Sie! antwortete mein Feind, der Lafai, schüchtern. Hindere ich ihn vielleicht, hier zu sitzen?

Der Lafai hatte mich nicht verstanden, und meine deutschen Reden waren nutzlos gewesen. Der grobe Pförtner wollte sich des Lafaien annehmen, aber ich fiel so stürmisch über ihn her, daß auch

der Pförtner that, als ob er mich nicht verstünde und nur eine Bewegung mit der Hand machte. Die budlige Küchenmagd am Waschfaß nahm meine Partei. Ob sie meine wütende Stimmung bemerkt hatte und einen Skandal befürchtete, oder ob sie meine Ansicht teilte, sie versuchte zwischen mir und dem Pförtner zu vermitteln, redete ihm zu, still zu sein, weil ich Recht hätte, und bat mich, mich zu beruhigen. „Der Herr hat Recht; Sie haben Recht,“ sagte sie. Der Sänger machte ein ganz jämmerliches, erschrecktes Gesicht und bat mich, weil er offenbar nicht verstand, warum ich im Zorn war und was ich wollte, sobald als möglich fortzugehen. Aber in meiner Brust ward die wütende Redseligkeit immer mehr entfacht. Alles trat in meine Erinnerung, die Menge, die ihn verlacht hatte, die Zuhörer, die ihm nichts gegeben hatten, und um nichts in der Welt wollte ich mich beruhigen. Ich meine, wenn die Kellner und der Pförtner nicht so nachgiebig gewesen wären, ich hätte mich mit Wonne mit ihnen gehauen, oder ich hätte mit einem Stock ein wehrloses englisches Mädchen über den Kopf geschlagen. Wäre ich in diesem Augenblicke in Sewastopol gewesen, ich hätte mich mit Wonne gegen die englische Front auf Hieb und Stich gestürzt.

Und warum haben Sie mich und diesen Herrn in diesen und nicht in jenen Saal geführt, he? fragte ich den Pförtner weiter, indem ich ihn

am Arme ergriff, damit er mir nicht entwische. Mit welchem Recht haben Sie nach dem Aüßeren bestimmen dürfen, daß dieser Herr in diesen und nicht in jenen Saal gehört? Sind nicht in dem Gasthose alle Leute gleich, die zahlen — nicht bloß in einer Republik, sondern in der ganzen Welt? Eure lausige Republik! . . . Schöne Gleichheit! Die Engländer hätten Sie nicht gewagt in dieses Zimmer zu bringen, dieselben Engländer, welche diesem Herrn gelauscht haben, d. h. die ihm jeder einige Centimes gestohlen haben, die sie ihm hätten geben müssen. Wie haben Sie es wagen können, uns diesen Saal anzuweisen?

Der andere Saal ist zugeschlossen, antwortete der Pförtner.

Das ist nicht wahr, schrie ich, der Saal ist nicht zugeschlossen.

Dann wissen Sie es besser.

Ich weiß, daß Sie lügen.

Der Pförtner wandte mir den Rücken.

Ach, was ist da viel zu reden, brummte er.

O nein, da ist wohl zu reden, schrie ich, Sie führen mich sofort in den Saal.

Trotz des Zuredens der Budligen und der Bitten des Sängers, lieber nach Hause zu gehen, rief ich den Oberkellner und ging mit meinem Genossen in den Saal. Als der Oberkellner meine zornige Stimme hörte und mein erregtes Gesicht

sah, wagte er kein Wort des Widerspruchs und sagte mit verächtlicher Höflichkeit, ich könne hingehen, wohin es mir beliebt. Ich konnte dem Pförtner seine Lüge nicht beweisen, denn er war verschwunden, ehe ich in den Saal ging.

Der Saal war wirklich offen und erleuchtet, und an einem der Tische saß ein Engländer mit einer Dame beim Abendessen. Obgleich man uns einen besonderen Tisch angewiesen hatte, setzte ich mich mit dem abgerissenen Sänger ganz nahe an den Engländer heran und befahl, uns die noch nicht ganz leer getrunkene Flasche herzubringen.

Die Engländer blickten erst verwundert, dann erzürnt auf das kleine Männlein, das halb tot, halb lebendig neben mir saß. Sie raunten sich einander etwas zu, dann schob sie den Teller fort, raufchte in ihrem Seidenkleide davon, und beide verschwanden. Ich sah durch die Glasthür, wie der Engländer auf den Kellner zornig einsprach und dabei beständig mit der Hand nach der Richtung zeigte, wo wir saßen. Der Kellner steckte den Kopf durch die Thür und warf uns einen Blick zu. Ich erwartete mit Freuden den Augenblick, wo jemand kommen würde, uns hinauszuführen, und wo es mir möglich wäre, meine ganze Entrüstung gegen sie auszulassen. Aber zum Glück ließ man uns, so unangenehm es mir auch damals war, unbehelligt.

Der Sänger, der erst den Wein abgelehnt hatte,

trank jetzt hastig den ganzen Rest, der in der Flasche war, um nur so schnell als möglich davonzukommen. Aber er dankte mir doch, wie ich glaube, voller Herzlichkeit für meine Einladung. Seine feuchten Augen wurden noch feuchter und glänzender, und er drückte mir seine Dankbarkeit in einem höchst seltsamen, wirren Satze aus. Und doch that dieser Satz, in dem er etwa sagte, wenn alle Menschen die Künstler so ehren würden wie ich, so wäre er glücklich, und er wünsche mir alles Glück, mir sehr wohl. Ich trat mit ihm zusammen in den Flur hinaus. Da standen die Lakaien und mein Feind, der Pförtner, der sich vor ihnen über mich zu beklagen schien. Ich glaube, sie hielten mich alle für einen Verrückten. Ich hielt das kleine Männlein an der Stelle fest, wo sie alle standen, und hier zog ich mit aller Hochachtung, die ich nur mit meiner Person auszudrücken vermag, den Hut und drückte ihm die Hand mit dem gelähmten, verdorrten Finger. Die Lakaien thaten, als schenkten sie mir nicht die geringste Aufmerksamkeit; nur einer von ihnen brach in ein sardonisches Lachen aus.

Als der Sänger nach vielen Verbeugungen in der Dunkelheit verschwunden war, ging ich hinauf in mein Zimmer. Ich wollte alle diese Eindrücke und die thörichte, kindische Wut, die mich so unerwartet erfaßt hatte, ausschlafen. Aber ich fühlte mich zu sehr erregt, um einzuschlafen, und ging

wieder auf die Straße hinunter, um mich so lange zu ergehen, bis ich mich beruhigt haben würde; außerdem aber auch, ich will es nur gestehen, in der unklaren Hoffnung, es könnte sich eine Gelegenheit bieten, mit dem Pförtner, den Lafaien und dem Engländer zusammenzustoßen, um ihnen ihre ganze Grausamkeit und hauptsächlich ihre Ungerechtigkeit klar zu machen. Aber außer dem Pförtner, der mir sofort, als er mich erblickte, den Rücken zuwandte, begegnete ich niemandem, und so ging ich mutterseelenallein die Uferstraße auf und nieder.

Das ist das seltsame Geschick der Poesie! — dachte ich, nachdem ich mich ein wenig beruhigt hatte. — Alle lieben, alle suchen sie, sie allein wird begehrt und gesucht im Leben, und niemand erkennt ihre Macht an, niemand würdigt dieses höchste Gut der Welt, niemand weiß denen Würdigung und Dank, welche es den Menschen vermitteln. Fragt alle Bewohner des Schweizerhofes, welches das höchste Gut auf Erden ist, und alle oder doch neunundneunzig von hundert werden euch mit einem sardonischen Gesichte sagen: Das höchste Gut auf Erden ist das — Geld. „Vielleicht gefällt Ihnen dieser Gedanke nicht, vielleicht paßt er nicht zu Ihren hochfliegenden Ideen — wird er euch sagen — aber was soll man thun, wenn das Menschenleben doch einmal so eingerichtet ist, daß das Geld allein das Glück des Menschen aus-



macht? Ich kann meinem Geist nicht wehren, die Welt zu sehen, wie sie ist — wird er hinzufügen —, das heißt, die Wahrheit zu sehen.“ Armselig ist dein Geist, armselig das Glück, das du begehrt, und ein unglückliches Geschöpf bist du, da du selbst nicht weißt, was dir not thut! . . . Warum habt ihr alle euer Vaterland verlassen, eure Familien, eure Beschäftigung, euren Gelderwerb, und euch in dem kleinen schweizerischen Städtchen Luzern zusammengedrängt? Warum seid ihr heute abend alle auf die Balkons hinausgeeilt und habt mit achtungsvollem Schweigen dem Liede des kleinen Bettlers gelauscht? Und hätte er noch singen wollen, ihr hättet noch länger geschwiegen und gelauscht. Wie, hätte man euch alle für Geld, für Millionen selbst, aus dem Vaterlande jagen und in diesem kleinen Winkelchen Luzern vereinigen können? Hätte man euch für Geld alle auf den Balkons versammeln und auch nur eine halbe Stunde lang zum Schweigen und zur Unbeweglichkeit veranlassen können? — Nein! Was euch so zu handeln veranlaßt, und was ewig mächtiger als andere Triebfedern des Lebens bleiben wird, — ist das Bedürfnis nach Poesie, das ihr nicht anerkennt, aber doch empfindet und ewig empfinden werdet, so lange ein Fünkchen Menschlichkeit in euch wohnt. Das Wort Poesie erscheint euch lächerlich — ihr gebraucht es als eine Art spöttischen Vorwurfs, ihr laßt die Liebe zum Poetischen wohl

bei Kindern und thörichten Mädchen zu, um über sie zu lächeln. Ihr braucht das Positive. Diese Kinder aber sehen das Leben mit gesunden Augen an, sie lieben und wissen das, was der Mensch lieben muß, und was Glück verleiht — euch aber hat das Leben so wirr und verderbt gemacht, daß ihr lachtet über das, was ihr einzig liebet, und daß ihr einzig suchet, was ihr hasset und was euer Unglück ausmacht. Ihr seid so verderbt, daß ihr die Verpflichtung nicht begreift, die ihr gegen den armen Tiroler habet, der euch einen reinen Genuß geboten hat, während ihr euch doch für verpflichtet haltet, umsonst, ohne Nutzen, ohne Vergnügen euch vor einem Lord zu beugen, ja eure Ruhe und eure Bequemlichkeit zu opfern. Welch eine Thorheit, Welch eine unerklärliche Widersinnigkeit! Aber nicht das hat heute abend auf mich den mächtigsten Eindruck gemacht. Diese Blindheit für das, was Glück gewährt, die Unempfänglichkeit für poetische Genüsse vermag ich fast zu begreifen, oder ich bin so daran gewöhnt, da ich ihnen so oft im Leben begegnet bin. Auch die rohe, unbewußte Grausamkeit der Menge war mir nicht neu; was auch die Verteidiger des gesunden Sinnes des Volkes sagen mögen, die Menge ist eine Vereinigung von vielleicht guten Menschen, die aber nur durch die tierischen, niedrigen Triebe zusammengeführt werden, und bringt nur die Schwäche und Grausamkeit der menschlichen Natur zum Aus-

drud. Aber daß ihr, Kinder eines freien, menschlich edlen Volkes — ihr, Christen, ihr . . ., nun, einfach Menschen — auf den reinen Genuß, den euch der unglückliche Mensch, der eure Hilfe anruft, bereitet hat, mit Kälte und Hohn antwortet? O nein doch, in eurem Vaterlande giebt es ja Asyl für Bettler. — Es giebt keine Bettler, es darf keine geben, und es darf das Gefühl des Mitleids nicht geben, auf dem die Bettelei beruht. — Aber er hat gearbeitet, er hat euch eine Freude bereitet, er hat euch angefleht, ihm von euerem Überflusse für seine Arbeit, die ihr entgegennahmt, das Geringste zu geben — und ihr habt ihn mit kaltem Lächeln angesehen, wie eine Sehenswürdigkeit, und von den hundert glücklichen Reichen hat sich nicht ein einziger Mann, nicht eine einzige Frau gefunden, die ihm das Geringste zugeworfen hätte! Von Scham erdrückt ist er von euch fortgegangen, und die gedankenlose Menge hat lachend nicht euch, sondern ihn verfolgt und beleidigt, weil ihr kalthertzig, grausam und ehrlos waret — weil ihr ihm den Genuß, den er euch bereitet hat, stahlet, — dafür hat die Menge ihn beleidigt.

„Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hotel Schweizerhof, in welchem die reichsten Leute wohnen, ein herumziehender, armer Sänger eine halbe Stunde lang seine Lieder zur Guitarre. An die hundert

Menschen hörten ihm zu. Der Sänger bat sie Alle dreimal um eine Gabe. Nicht einer gab ihm das Geringste, und die meisten verlachten ihn.“

Das ist keine Erfindung, sondern eine positive Thatsache, die jedem, dem es beliebt, von den ständigen Bewohnern des Schweizerhofes bestätigt werden kann, nachdem sie aus den Zeitungen festgestellt haben, wer die Engländer waren, die am 7. Juli im Schweizerhof gewohnt haben.

Das ist ein Ereignis, welches die Geschichtsschreiber unserer Zeit mit unauslöschlicher Flammenschrift in das Buch der Geschichte eintragen sollten. Das Ereignis ist bedeutsamer, ernsthafter und von tieferem Sinn, als die Thatsachen, die wir in Zeitungen und Geschichtsbüchern finden. Daß die Engländer tausend Chinesen getötet haben, bloß weil die Chinesen nichts für bar kaufen und ihr Land die fliegende Münze verschlingt; daß die Franzosen noch tausend Rabynen getötet haben, bloß weil in Afrika das Getreide gut gedeiht und weil ein ununterbrochener Krieg der Ausbildung des Heeres förderlich ist; daß der türkische Gesandte in Neapel kein Jude sein dürfe, und daß Kaiser Napoleon in Plombières zu Fuß spazieren geht und seinem Volke schwarz auf weiß versichert, daß er nur nach dem Willen des ganzen Volkes den Thron bestiegen: das alles sind leere Worte, die längst Bekanntes verhüllen oder aus-

sprechen; aber das Ereigniß, das in Luzern am 7. Juli stattgefunden hat, scheint mir völlig neu, merkwürdig, und steht nicht mit den ewigen schlechten Seiten der Menschennatur im Zusammenhang, sondern mit einer bestimmten Epoche der Entwicklung unserer Gesellschaft. Das ist eine Thatsache, nicht für die Geschichte menschlicher Thaten, sondern für die Geschichte des Fortschritts und der Civilisation.

Wie kommt es, daß diese unmenschliche Thatsache, die in keinem deutschen, italienischen oder französischen Dörfchen möglich wäre, hier möglich ist, wo die Civilisation, die Freiheit und die Gleichheit ihren höchsten Grad erreicht haben, wo auf ihren Reisen die civilisirtesten Menschen der civilisirtesten Nationen zusammenkommen? Wie kommt es, daß diese hochgebildeten, humanen Menschen, die im allgemeinen zu jeder ehrenhaften, humanen Sache fähig sind, kein menschliches Mitgefühl für eine persönliche Gutthat besitzen? Wie kommt es, daß diese Leute, die in ihren Palästen, ihren Meetings und Vereinigungen mit dem höchsten Eifer für die Lage der ehelosen Chinesen in Indien sorgen, für die Verbreitung des Christentums und die Bildung von Gesellschaften zur Besserung der gesamten Menschheit — in ihrem Innern nicht die einfache, ursprüngliche Empfindung des Menschen für den Menschen finden? Gibt es etwa eine solche Empfindung nicht, hat der

Dünkel, der Ehrgeiz, der Eigennutz ihre Stelle eingenommen, leitet er diese Menschen in ihren Palästen, auf ihren Meetings, in ihren Vereinigungen? Widerspricht etwa die Verbreitung der vernünftigen, selbstfüchtigen Menschheitsvereinigung, die man die Civilisation nennt, dem Bedürfnis der instinktiven, selbstlosen Vereinigung? Und ist dies etwa jene Gleichheit, für die so viel unschuldiges Blut vergossen, so viele Verbrechen begangen wurden? Können die Völker glücklich sein wie die Kinder bei dem bloßen Klange des Wortes „Gleichheit“?

Gleichheit vor dem Gesetz? . . . . Ja, bewegt sich denn das ganze Leben der Menschen in dem Bereiche des Gesetzes? Nur das tausendste Teilchen unterliegt dem Gesetz, das Übrige bewegt sich außerhalb desselben, in dem Bereich der Sitte und der gesellschaftlichen Anschauungen. Aber in der Gesellschaft ist der Lakai besser gekleidet als der Sänger und darf ihn ungestraft beleidigen. Ich bin besser gekleidet als der Lakai und beleidige ungestraft den Lakaien. Der Pförtner hält mich für etwas Höheres, den Sänger für etwas Niedrigeres als sich; als er mich mit dem Sänger zusammengehen sah, betrachtete er sich als gleichgestellt und wurde grob. Ich wurde heftig gegen den Pförtner, und der Pförtner stellte sich wieder unter mich. Der Lakai wurde heftig gegen den Sänger, und der Sänger stellte sich unter ihn.

Ist das ein freier Staat — was man einen wahrhaft freien Staat nennt, in welchem auch nur ein Bürger lebt, den man in's Gefängnis wirft, weil er, ohne jemandem zu schaden, ohne jemandem hinderlich zu sein, das eine ausübt, was er kann, um nicht Hungers zu sterben?

Ein unglückliches, bejammernswertes Geschöpf ist der Mensch, der in dieses ewig wogende, endlose Meer des Guten und Bösen, der Thatfachen, der Vorstellungen und Widersprüche geworfen ist mit seinem Bedürfnis nach endgültigen Lösungen. Jahrhunderte kämpfen und mühen sich die Menschen, um Gut und Nichtgut voneinander zu trennen. Jahrhunderte vergehen, und was auch immer die unbeirrte Vernunft auf die Waagschale des Guten oder Bösen werfen mag, die Schalen werden nicht schwanken, und auf jeder Seite wird so viel Gutes wie Böses sein. Wollte doch der Mensch nur lernen, nicht entscheidend, endgültig zu urteilen und zu denken und keine Antworten auf Fragen zu geben, die ihm nur darum gegeben sind, damit sie ewig Fragen bleiben! Wollte er nur begreifen, daß jeder Gedanke so falsch wie richtig ist: falsch, weil der Mensch einseitig ist, weil er unfähig ist, die ganze Wahrheit zu umfassen, und richtig, weil eine Seite menschlicher Bestrebungen in ihm ihren Ausdruck findet. Wir haben uns Rubriken in diesem ewig wogenden, endlos wechselnden Chaos von Gut und Böse ge-

Schaffen, wir haben in unserer Vorstellung Linien in diesem Meer gezogen und erwarten, daß auch das Meer sich so theile. Als gäbe es nicht Millionen andere Einteilungen von ganz anderem Gesichtspunkt aus, auf einer anderen Fläche! Gewiß, diese neuen Unterabteilungen entwideln sich in Jahrhunderten, aber auch der Jahrhunderte sind Millionen vergangen und werden noch Millionen vergehen; die Civilisation ist das Gute, die Barbarei ist das Böse; die Freiheit ist das Gute, die Unfreiheit ist das Böse. Und dies eingebilddete Wissen vernichtet die instinktiven, beglückendsten, ursprünglichen Bedürfnisse nach dem Guten in der menschlichen Natur. Und wer will mir erklären, was Freiheit, was Despotismus ist, — was Civilisation, was Barbarei? Und wo die Grenzen des einen und des anderen liegen? In wessen Seele ist dieses Maß des Guten und Bösen so unerschütterlich fest, daß er alle flüchtigen, wirren Thatfachen mit ihm zu messen vermöchte? Wessen Verstand ist so groß, daß er selbst in der unbeweglichen Vergangenheit alle Thatfachen zu umfassen und abzuwägen vermöchte, und wer hat je einen Zustand gesehen, wo Gutes und Böses nicht bei einander ruhten? Und woher weiß ich, daß ich nicht bloß darum mehr von dem einen, als von dem anderen sehe, weil ich nicht auf dem rechten Platze stehe? Und wer ist imstande, sich im Geiste auch nur einen Augenblick so ganz vom



Leben zu lösen, um es unabhängig von oben herab zu betrachten? . . . . . Einen, nur einen unfehlbaren Führer haben wir, den Weltengeist, der uns alle insgesamt und jeden einzelnen durchdringt und in jeden das Streben nach dem gelegt hat, was gut ist — derselbe Geist, der im Baume wirkt, auf daß er der Sonne entgegenwachse, der in der Blume wirkt, auf daß sie Samen ausstreue zum Herbst, und der in uns wirkt, uns unbewußt, daß wir zu einander streben.

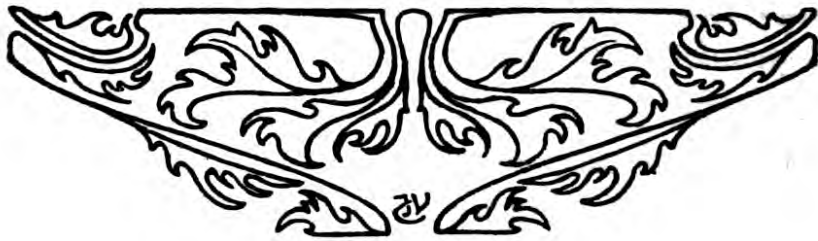
Und diese eine unfehlbare, beglückende Stimme übertönt die lärmende, hastige Entwicklung der Civilisation. Wer ist mehr Mensch und wer mehr Barbar: jener Lord, der bei dem Anblick des fadenſcheinigen Rodes des Sängers wütend vom Tiſche fortrannte, ihm nicht den millionsten Teil seines Vermögens gab, und jetzt gesättigt in seinem hellen, ruhigen Zimmer ſißt und ruhig über die Angelegenheiten Chinas ſpricht und die Mordthaten, die dort begangen werden, berechtigt findet — oder der kleine Sänger, der mit der Gefahr seiner Freiheit, mit einem Franc in der Taſche zwanzig Jahre, ohne jemandem Schaden zu thun, Berg und Thal durchwandert und die Menschen mit seinem Gesange erfreut, den man heute gekränkt, ja nahezu geſchlagen hat, und der müde, hungrig und beſchämt ein dürftiges Nachtlager auf faulem Stroh aufſucht?

In dieſem Augenblick vernahm ich von der

Stadt her durch die Totenstille der Nacht aus weiter, weiter Ferne die Guitarre des kleinen Mannes und seine Stimme.

Nein, sprach es in mir unwillkürlich, du hast nicht das Recht, ihn zu beklagen und dem Lord wegen seines Wohlstands böse zu sein. Wer hat das innere Glück abgewogen, das in der Seele eines jeden von diesen Menschen liegt? Er sitzt jetzt irgendwo auf einer schmutzigen Schwelle, schaut empor nach dem glänzenden, vom Mond bestrahlten Himmel und singt freudig in die stille, duftige Nacht hinaus; in seiner Seele ist kein Vorwurf, kein Zorn, keine Reue. Und wer weiß, was jetzt in der Seele aller dieser Menschen vorgeht, die hinter diesen reichen, hohen Mauern sitzen? Wer weiß, ob sie alle zusammen so viel sorglose, sanfte Lebensfreude, so viel innere Harmonie haben, als in der Seele dieses kleineren Mannes lebt. Unendlich ist die Güte und die Weisheit dessen, der allen diesen Widersprüchen zu sein gestattet und befohlen hat. Dir nur, du nützlicher Wurm, der du verwegen, freventlich versuchst, seine Gesetze, seine Pläne zu durchdringen, — nur dir erscheinen sie widerspruchsvoll. Er schaut mild aus seiner lichten, unermesslichen Höhe hernieder und freut sich der unendlichen Harmonie, in der ihr alle euch voller Widersprüche in alle Ewigkeit bewegt. In deinem Stolz wähnstest du dich von dem Gesetze der Allgemeinheit losreißen

zu können. Nein, auch du mit deinem Kleinlichen, niedrigen Zorn gegen die Kasaien — auch du entsprachst dem Harmoniebedürfnis des Ewigen und Unendlichen . . . . .





# Albert

Eine Erzählung



„Albert“ — im Jahre 1857 auf der Reise durch Frankreich, während eines Aufenthalts in Dijon, in einem Zuge niedergeschrieben — entstammt den Petersburger Erinnerungen des Dichters. Nicht der Zeit nach der Belagerung Sewastopols (1856), sondern den frühesten Jugendjahren, da sich Tolstoj in Petersburg aufhielt, um sein juristisches Examen zu machen.

Er hatte in einem Ballhause einen deutschen Musiker, Namens Rudolph, kennen gelernt, und da er in ihm ein großes Talent schätzte, sich seiner liebevoll angenommen. Widrige Schicksale hatten Rudolph in das fremde Land verschlagen und widrige Leidenschaften hatten ihn heruntergebracht. Tolstoj nahm ihn auf sein Landgut mit und studierte unter seiner Leitung die deutsche Musik, besonders Beethoven.

„Albert“ ist die dichterische Einkleidung dieses persönlichen Erlebnisses, mit dem noch Eindrücke aus andern Aufenthaltszeiten in der Hauptstadt zu einem Bilde vereinigt worden sind.

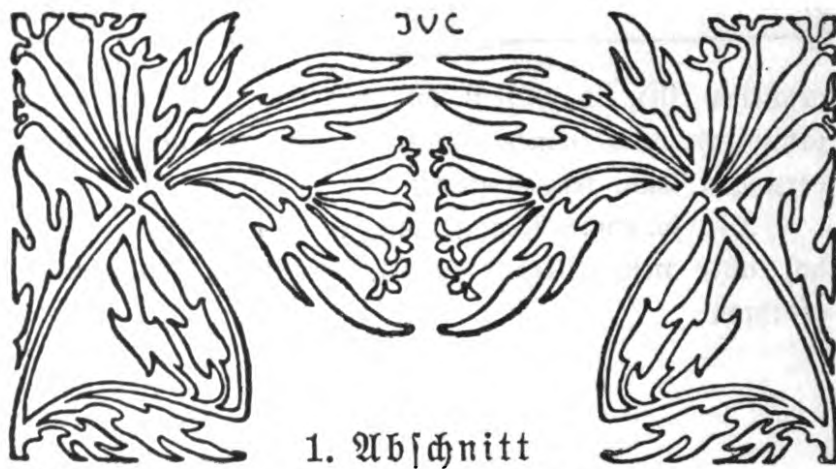
Wir werden bei Tolstoj noch oft den Schilderungen des Untergangs gut beanlagter Naturen unter bestimmten Lebensbedingungen, an welchen die Gesellschaft die Schuld trägt, begegnen; ja, wären wir ganz in chronologischer Ordnung vorgegangen (was auch in der Moskauer Originalausgabe, die uns zum Muster dient, nicht

geschehen ist), so hätten wir in den Kaukasischen Erzählungen aus seinen jüngeren Jahren solche Schilderungen schon kennen gelernt.

Die folgende Uebersetzung ist von August Scholz, hat aber viele Veränderungen und viele Ergänzungen erfahren.

R. L.





Es war bereits in der dritten Nachtstunde, als fünf reiche junge Leute in ein Petersburger Balllokal einkehrten, um sich noch ein Weilchen zu amüsieren.

Mit dem Champagner wurde nicht gefargt, die meisten der Herren waren sehr jung, die Mädchen waren hübsch, das Klavier und die Geige spielten eine Polka nach der andern, Tanz und Lärm hörten nicht auf; aber trotz alledem war es langweilig und ungemütlich, die richtige Stimmung wollte nicht aufkommen, und jeder Einzelne hatte, wie es bisweilen so geschieht, die Empfindung, als ob das alles doch recht albern und überflüssig wäre.

Mehrmals machten sie den Versuch, einen flotten Ton anzuschlagen, aber diese erzwungene Lustigkeit war noch schlimmer als die Langeweile.

Einer von den fünf jungen Leuten, der mit sich selbst, mit seiner Gesellschaft und überhaupt mit dem ganzen Abend noch unzufriedener war als die andern, erhob sich mit dem Gefühle des

Widerwillens, nahm seinen Hut und verließ den Saal in der Absicht, sich in aller Stille davonzumachen.

Das Vorzimmer war leer, aus dem anstoßenden Gemach jedoch hörte man durch die angelehnte Thür zwei Stimmen, die miteinander zu streiten schienen. Der junge Mann blieb stehen und horchte.

Es geht nicht, es sind Gäste da, sagte eine weibliche Stimme.

Lassen Sie mich doch, bitte! flehte eine schwache männliche Stimme.

Nein, ich kann Sie ohne Madames Erlaubnis nicht einlassen, versetzte die weibliche Person. Wohin wollen Sie denn? Ach, seh' doch einer! . . .

Die Thür flog auf, und auf der Schwelle erschien eine seltsame männliche Gestalt. Als die Dienerin den Gast erblickte, verstummte sie, während die seltsame Gestalt mit einer schüchternen Verbeugung vorüberschwankte und auf die Thür des Tanzsaales zuschritt. Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, mit einem schmalen, gebeugten Rücken und langem, wirrem Haar. Er trug einen kurzen Überrock und abgerissene, enge Beinkleider über groben, schmutzigen Stiefeln. Der dünne weiße Hals war unordentlich mit einer Kravatte umschlungen, die wie ein Strick aussah. Aus den Ärmeln guckte das schmutzige Hemd hervor, das dünne, knochige Hände umschloß. Trotz der un-



gewöhnlichen Magerkeit des Körpers war indessen das Gesicht des Unbekannten nicht unschön: sein Teint war weiß, die Wangen waren sogar über dem dünnen Badenbart und Schmurrbart frisch gerötet. Das ungekämmte lange Haar war in den Nacken gestrichen und ließ eine nicht sehr hohe, aber auffallend reine Stirn frei. Die dunklen, matten Augen hatten einen weichen, höflichen und dabei ernststen Ausdruck, der mit einem anmutigen Zuge um die feingeschnittenen, frischen Lippen harmonisch zusammenzufließen schien.

Nachdem der Unbekannte ein paar Schritte gegangen war, blieb er plötzlich stehen, wandte sich zu dem jungen Manne um und lächelte. In seinem Gesichte lag der Ausdruck der Müdigkeit; doch hatte sein Lächeln etwas so Anmutiges und Reizendes, daß der junge Mann unwillkürlich mitlächelte.

Wer ist das? fragte er leise die Dienerin, als die sonderbare Gestalt in dem Tanzsaale verschwunden war.

Ein verrückter Musikant vom Theater, versetzte diese. Er kommt manchmal zu unserer Wirtin.

Wo bist du denn, Delessow? wurde auf einmal aus dem Saale in das Vorzimmer hineingerufen.

Der junge Mann, der mit dem Namen Delessow angeredet worden, kehrte in den Saal zurück.

Der Musiker stand an der Thür und sah den

Tanzenden zu; sein Lächeln, sein Blick und die tattschlagenden Füße verrieten, welches Vergnügen ihm dieses Schauspiel bereitete.

Nun, so gehen Sie doch auch tanzen, sagte einer der Gäste zu ihm.

Der Musiker verbeugte sich und blickte fragend nach der Wirtin hinüber.

Gehen Sie, gehen Sie — warum nicht, wenn die Gäste Sie dazu einladen? rief sie ihm zu.

In den mageren, schwachen Körper des Musikers kam auf einmal Bewegung; blinzeln, lächelnd und mit dem Gesichte zuckend, begann er mit unbeholfenen, schleppenden Tritten im Saale umherzuhüpfen. Er geriet mitten in eine Quadrille und stieß unerwartet mit einem flotten jungen Offizier zusammen, der mit ganzer Seele beim Tanze war und die prächtigsten Pas ausführte. Die schwachen, dünnen Beine des Musikers waren nicht imstande, das Gleichgewicht zu halten, er knickte jäh zusammen, flog ein paar Schritte zur Seite und fiel, so lang er war, auf den Boden nieder. Obwohl er hart aufgefallen war und sich ohne Zweifel weh gethan hatte, begannen im ersten Moment fast alle zu lachen.

Eine Weile blieb der Gefallene regungslos liegen. Die Gäste verstummten, sogar das Klavier hörte auf zu spielen; Delessow und die Wirtin waren die ersten, die auf den Musiker zueilten. Er stützte seinen Kopf auf den Ellbogen und starrte

trüb zu Boden. Als man ihn aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt hatte, strich er mit einer raschen Bewegung seiner knöchigen Hand das Haar von der Stirn und begann zu lächeln, ohne die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten.

Herr Albert! Herr Albert! sagte die Wirtin, haben Sie sich weh gethan? Wo denn? Ich sagte doch gleich, Sie sollten nicht tanzen . . . Er ist so schwach, fuhr sie fort, indem sie sich an die Gäste wandte, kaum daß er gehen kann — wie soll er da noch tanzen!

Wer ist er denn eigentlich? fragte man die Wirtin.

Ein armer Kerl, ein Künstler. Ein ganz prächtiger Mensch, aber so jämmerlich, wie Sie sehen.

Sie sprach diese Worte, ohne auf die Gegenwart des Musikers irgend welche Rücksicht zu nehmen. Dieser erwachte plötzlich aus seiner Betäubung, zuckte jäh, wie erschreckend, zusammen und stieß die umstehenden Gäste zur Seite.

Schadet nichts, sagte er, indem er mit sichtlicher Anstrengung vom Stuhle aufstand.

Um zu zeigen, daß ihm in der That nichts weh thue, schritt er mitten in den Saal und wollte von neuem zu hüpfen anfangen, doch geriet er bald wieder in's Schwanken und wäre sicherlich gefallen, wenn man ihn nicht aufgehalten hätte.

Die Gäste schwiegen, sein Anblick machte einen

peinlichen Eindruck auf die Gemüther. Mit erlöschendem Blicke, als ob er die Anwesenheit der Gäste vergessen hätte, begann er mit der Hand seine Knie zu reiben. Plötzlich jedoch warf er den Kopf zurück, strich sich mit derselben abgeschmachten Geste wie vorher durch das dunkle Haar, schritt auf den Geiger zu und nahm ihm die Violine aus der Hand.

Schadet alles nichts, wiederholte er noch einmal, indem er die Geige schwenkte. Wollen ein bißchen musizieren, meine Herren!

Was für ein sonderbarer Mensch! meinten etliche der Gäste.

Vielleicht geht in diesem unglücklichen Geschöpfe ein großes Talent zu Grunde, bemerkte einer.

Jämmerlich, recht jämmerlich, sagte ein anderer.

Und was für ein hübsches Gesicht! bemerkte Delessow. Es scheint wirklich etwas Ungewöhnliches in ihm zu stecken. Nun, wir werden ja sehen . . .



Albert hatte indessen, ohne die Leute weiter zu beachten, die Violine an die Schulter gelegt und stimmte die Saiten, indem er langsam vor dem Klavier auf und ab ging. Seine Lippen nahmen einen leidenschaftslosen Ausdruck an, die Augen schienen zu verschwinden; der schmale, kno-

chige Rücken, der lange weiße Hals, die schiefen Beine und der struppige schwarze Kopf boten einen absonderlichen, dabei keineswegs lächerlichen Anblick. Als die Saiten gestimmt waren, strich er rasch mit dem Bogen darüber hin und wandte sich, indem er den Kopf zurückwarf, zu dem Klavierspieler, der sich anschickte, ihn zu begleiten.

Mélancolie G-dur! rief er ihm mit einer befehlenden Handbewegung zu. Gleich darauf lächelte er anmutig, als ob er wegen seines selbstbewußten Benehmens um Entschuldigung bitten wollte, strich nochmals mit der Rechten, welche den Bogen hielt, durch sein Haar, musterte das Publikum mit freundlicher Miene und blieb etwas seitwärts vor dem Klavier stehen. Weich und fließend strich er über die Saiten, ein reiner, klarer Ton drang durch das Zimmer, und tiefe Stille trat ein.

Frei und melodisch entströmten die Klänge des Themas den Saiten, indem sie die Seelen der Zuhörer gleichsam plötzlich mit unerwartet klarem, beruhigendem Lichte erhellten. Kein Mißklang, kein allzu starker Ton störte die Andacht der Hörer; alle Töne erklangen klar, schön und inhaltsvoll. Schweigend, in Hoffnung erzitternd, folgten alle ihrer Entfaltung. Aus dem Zustande der Langeweile, der lärmenden Zerstreuung und des seelischen Schlafes, in dem sie sich alle soeben noch befunden hatten, waren sie plötzlich und unbe-

merkt in eine völlig andere, längst vergessene Welt hinübergeführt worden. Bald bemächtigte sich ihrer Seelen das Gefühl stiller Betrachtung des Vergangenen, bald eine leidenschaftliche, heiße Erinnerung entschwundenen Glückes, bald grenzenlose Begierde nach Macht und Glanz und dann das Gefühl der Demut, der ungestillten Liebe, der Melancholie. Sanft traurige Töne wechselten ab mit abgerissen verzweifelten Klängen und flossen in harmonischem Durcheinander so gleichmäßig, so kraftvoll und dabei so glatt und weich dahin, daß man nicht Töne zu hören vermeinte, sondern den lebensvollen, warmen Strom einer herrlichen, längst bekannten, und doch zum erstenmal in's Bewußtsein tretenden Poesie in die Seele aufzunehmen glaubte. Mit jeder Note schien Albert höher und höher zu wachsen, seine Mißgestalt und sein seltsames Wesen waren vergessen. Mit dem Sinn die Violine festhaltend und mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit seinen eigenen Tönen folgend und seine Füße krampfhaft bewegend, richtete er sich bald hoch auf, bald suchte er mit einer Biegung des Rückens den Wendungen der Töne zu folgen. Die linke Hand schien gleichsam erstarrt in ihrer angespannten Haltung, nur die Finger griffen krampfhaft zuend in die Saiten; die Rechte bewegte sich in schönen weichen Biegungen auf und nieder. Sein Antlitz strahlte in steter freudiger Begeisterung, in den Augen

lag heller, feuriger Glanz, die bebenden Rüstern weiteten sich, die roten, geöffneten Lippen schienen Wollust zu atmen.

Bisweilen neigte er den Kopf tiefer auf die Geige, die Augen schlossen sich, und das halb von dem langen Haar verdeckte Gesicht erstrahlte in seligem Lächeln. Dann richtete er sich auf einmal rasch empor, indem er den Fuß vorstellte, und die reine Stirn und der glänzende Blick, den er im Zimmer umherschweifen ließ, strahlte von Stolz und Würde und Machtbewußtsein. An einer Stelle hatte der Klavierspieler einen falschen Ton gegriffen, da zuckte es wie ein heftiger körperlicher Schmerz über das Gesicht und die ganze Gestalt des Musikers. Er hielt einen Augenblick inne und rief mit dem Ausdruck kindlichen Argers, indem er mit dem Fuße aufstampfte: Moll, C-moll! Der Klavierspieler verbesserte sich, Albert schloß die Augen, lächelte, und indem er sich selbst, sein Publikum und die ganze Welt vergaß, gab er sich selig seiner Aufgabe hin.

Andächtiges Schweigen herrschte in dem Saale, so lange Albert spielte; alle schienen nur in den Tönen zu leben und zu atmen, die er seinem Instrument entlockte. Der flotte junge Offizier saß unbeweglich auf einem Stuhle am Fenster, den Blick starr nach der Decke gerichtet, und holte schwer und langsam Atem. Die Tänzerinnen saßen stumm an den Wänden und wechselten nur ab und

zu halb beifällige, halb staunende Blicke. Das feiste, lächelnde Gesicht der Wirtin strahlte vor Seligkeit. Der Klavierspieler schien sich gleichsam mit den Augen an Alberts Gesicht festgesaugt zu haben und folgte mit ängstlicher Miene seinem Spiele. Einer der Gäste, der mehr als die übrigen getrunken hatte, lag ausgestreckt auf dem Divan und suchte ängstlich jede Bewegung zu vermeiden, um seine Rührung vor den andern nicht zu verraten. Delessow hatte eine ganz ungewöhnliche Empfindung: es war ihm, als ob ein eisigkalter Reifen, der bald enger, bald weiter wurde, sich um seine Stirn legte. Er fühlte, wie die Haarwurzeln auf seinem Kopfe sich aufrichteten, ein Frostschauer lief über seinen Rücken; er hatte die Empfindung, als ob etwas in seiner Kehle immer höher und höher stiege und ihn wie mit Nadelstichen in Nase und Gaumen reizte; ehe er es merkte, wurden seine Wangen feucht. Er schüttelte sich und suchte seine Thränen heimlich zu trodnen, aber immer neue drängten sich hervor und flossen über sein Gesicht. Alberts Spiel hatte einen eigentümlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht; schon die ersten Töne hatten ihn in seine Jugend zurückversetzt. Der lebensmüde, entnerzte, vor der Zeit gealterte Mann sah sich als siebzehnjährigen, selbstzufriedenen Jüngling in voller Jugendschönheit, von seliger Thorheit und unbewußtem Glück erfüllt. Seine erste Liebe kam ihm



in Erinnerung, die Liebe zu einer Cousine im rosa Kleidchen, das erste Geständnis seiner Gefühle in der Lindenallee, der unverständene, selige Zauber eines flüchtigen Kusses, die geheimnisvolle, rätselhafte Harmonie der Natur, welche sie damals umgab. Und inmitten dieses köstlich schönen Bildes schwebte Sie, wie in einem Nebel unbestimmter Hoffnungen, unverständener Wünsche und unerschütterlichen Glaubens an die Möglichkeit eines unmöglichen Glückes. All die köstlichen Augenblicke jener Zeit traten ihm einer nach dem andern vor die Seele, aber nicht wie die flüchtigen Momente der enteilenden Gegenwart, sondern wie stetige Zustände einer bleibenden Seligkeit. Mit Entzünden versenkte er sich in die Betrachtung dieser Bilder, und er weinte — weinte, nicht um den Verlust der Zeit, die er besser hätte nützen können (hätte man ihm diese Zeit zurückgegeben, er hätte nicht versucht, sie besser zu nützen), er weinte nur, weil die Zeit vorüber war und weil sie nie wiederkehrte. Die Erinnerungen traten von selbst vor seine Seele, und Alberts Geige sagte immer dasselbe. Sie sagte: „Vergangen ist für dich, für immer vergangen die Zeit der Kraft, der Liebe und des Glücks, vergangen, und nimmer kehrt sie zurück. Weine um diese Zeit, laß alle deine Thränen fließen, stirb in den Thränen, die du um das Verlorene weinst — das ist das einzige Glück, das dir jetzt noch geblieben ist.“

Bei dem Schlusse der letzten Variation wurde Alberts Gesicht schön, die Augen glühten, große Schweißtropfen perlten über seine Stirn, an der die Adern deutlich hervortraten, der ganze Körper schien mehr und mehr in Bewegung zu kommen, und die bleich gewordenen Lippen schlossen sich nicht mehr, als ob sie in vollen Zügen Wonne schlürfen wollten.

Plötzlich ging ein heftiges Zittern über seinen Körper, er warf sein Haar in den Nacken, ließ die Hände mit der Geige sinken und überflog mit einem stolzen, glücklichen Lächeln seine Zuhörer. Dann krümmte sich sein Rücken, der Kopf sank auf die Brust, die Lippen schlossen sich, das Feuer der Augen erlosch, und als ob er sich seiner selbst schämte, blickte er schüchtern um sich und ging mit schwankenden Schritten in das Nebenzimmer.



Etwas Eigentümliches war mit allen Anwesenden vorgegangen, etwas Eigentümliches lag in der Totenstille, die Alberts Spiele gefolgt war, als hätte jeder sagen wollen und doch nicht können, was das alles bedeutete: das heiße, im Kerzenglanz strahlende Zimmer, die gepuhten Schönen, der hereindämmernde Morgen, das heftig erregte Blut und der reine Eindruck der verflungenen Töne. Niemand aber versuchte ihrem Inhalt Aus-

druck zu geben; im Gegenteil, fast alle sträubten sich dagegen, da sie nicht die Kraft hatten, sich ganz dem hinzugeben, was ihnen den neuen Eindruck enthüllt hatte.

Er spielt gar nicht übel, sagte der Offizier.

Wunderbar! meinte Delessow, indem er verstohlen mit dem Ärmel seine Thränen wegwischte.

Ich dünkte, es ist Zeit, zu fahren, meine Herren, sagte der Gast, der auf dem Divan lag, indem er eine bequemere Lage einnahm. Man muß ihm wohl etwas geben, wir wollen zusammenlegen ...

Albert saß unterdessen allein auf dem Sofa im Nebenzimmer. Er stützte sich mit dem Ellbogen auf die knöchigen Knie und fuhr sich mit den schweißigen Händen über das Gesicht, indem er sein Haar zurecht strich und glücklich vor sich hinlächelte.

Man sammelte eine ganz beträchtliche Summe, und Delessow nahm sie, um sie Albert zu übergeben. Delessow befand sich noch ganz unter dem außerordentlichen, mächtigen Eindruck des Spieles, und unter diesem Eindruck wohl kam ihm der Gedanke, für diesen Menschen etwas zu thun. Er beschloß, ihn zu sich zu nehmen, ihn mit besserer Kleidung zu versehen, ihm womöglich eine Stelle zu verschaffen — mit einem Worte, ihn seiner kläglichen Verkommenheit zu entreißen.

Nun, Sie sind wohl müde? sagte Delessow, indem er auf den Geiger zutrat.

Albert lächelte.

Sie haben in der That Talent, fuhr Delessow fort, Sie sollten sich ernsthaft mit Ihrer Kunst beschäftigen und öffentlich auftreten.

Ich möchte etwas trinken, sagte Albert, gleichsam erwachend.

Delessow brachte Wein, und der Musiker trank gierig zwei Glas aus.

Prächtiger Wein! sagte er.

Die „Mélancolie“ ist ein herrliches Stück, bemerkte Delessow.

O gewiß, gewiß, versetzte Albert lächelnd. Aber entschuldigen Sie nur, ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen, Sie sind vielleicht ein Graf oder ein Fürst: könnten Sie mir nicht vielleicht etwas Geld leihen? Er schwieg ein Weilchen. Ich besitze nichts, ich bin ein armer Teufel. Zurückgeben kann ich's nicht.

Delessow errötete mit einem peinlichen, verlegenen Gefühle und beeilte sich, dem Musiker das gesammelte Geld zu übergeben.

Danke Ihnen bestens, sagte Albert, indem er hastig nach dem Gelde griff. Nun wollen wir musizieren, ich will Ihnen spielen, so viel Sie wollen. Aber vorher muß ich etwas trinken ... ja, trinken ... sagte er, indem er sich erhob.

Delessow brachte ihm nochmals Wein und bat ihn, neben ihm Platz zu nehmen.

Entschuldigen Sie, wenn ich offen mit Ihnen

reden werde, begann er dann. Ihr Talent interessiert mich sehr lebhaft. Sie scheinen sich in schlechter Lage zu befinden?

Albert sah bald Delessow, bald die Wirtin an, die soeben in das Zimmer getreten war.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Hilfe anbiete, fuhr Delessow fort. Wenn Sie irgend etwas nötig haben, so stehe ich Ihnen gern zu Diensten. Ich lebe ganz allein und habe eine geräumige Wohnung — vielleicht könnten Sie für einige Zeit zu mir ziehen?

Albert lächelte, ohne etwas zu erwidern.

Nun, weshalb bedanken Sie sich denn nicht? sagte die Wirtin. Das ist doch eine große Wohlthat für Sie! Ich möchte es Ihnen jedoch nicht raten, wandte sie sich dann mit abmahnendem Kopfschütteln an Delessow.

Bin Ihnen sehr dankbar, sagte Albert, indem er Delessows Hand mit seinen feuchten Händen ergriff. Jetzt aber wollen wir musizieren, nicht wahr?

Die übrigen Gäste waren indessen bereits im Begriff, aufzubrechen, und verließen, so sehr sie auch Albert zu bleiben bat, den Tanzsaal.

Albert nahm von der Wirtin Abschied, setzte seinen abgeschabten, breitrandigen Filzhut auf, hing seinen alten leichten Almaviva — das einzige wärmere Kleidungsstück, das er besaß — um die

Schultern und trat zugleich mit Delessow zur Thür hinaus.

Delessow nahm mit seinem neuen Bekannten in seinem Wagen Platz und fuhr davon. Ein widerlicher Geruch von Branntwein und Unsauberkeit, der von dem Musiker ausging, fiel ihm unangenehm auf; er begann seinen Einfall zu bereuen und sich kindische Weichherzigkeit und Unüberlegtheit vorzuwerfen. Dabei war alles, was Albert sprach, so dumm und gewöhnlich. Sein Rausch war in der frischen Luft erst recht zum Durchbruch gekommen, so daß Delessow schlimm wurde. „Was beginne ich nun mit ihm?“ dachte er.

Eine Viertelstunde etwa waren sie gefahren, als Albert auf einmal verstummte und dann plötzlich in der Wagenecke laut zu Schnarchen begann, während sein Hut ihm, ohne daß er es merkte, vom Kopfe fiel. Mit eintöniger Gleichmäßigkeit knirschten die Räder auf dem hartgefrorenen Schnee. Das schwache Licht der Morgendämmerung drang nur mit Mühe durch das mit Eisblumen bedeckte Wagenfenster.

Delessow begann seinen Nachbar zu mustern. Der lange, vom Mantel umhüllte Körper lag leblos neben ihm. Delessow war's, als schaukelte der lange Kopf mit der großen dunklen Nase auf dem Rumpfe hin und her; da er aber näher hinsah, erkannte er, daß das, was er für Nase und Gesicht gehalten hatte, das Haar war, und

daß das wirkliche Gesicht niedriger lag. Er neigte sich vor und betrachtete Alberts Züge. Da überraschte ihn von neuem die Schönheit der Stirn und des friedlich geschlossenen Mundes.

Unter dem Einfluß der schlaflos verbrachten Nacht und der angespannten Nerven, die immer noch von der Musik, die er gehört hatte, nachzitterten, lebte in Delessow von neuem jene herrliche, glückselige Welt auf, in die er heute Nacht zurückgeschaut hatte. Wieder trat jene glückliche, hochgestimmte Zeit der Jugend ihm lebhaft vor die Seele, und er hörte auf, seinen Einfall zu bedauern. Er empfand in diesem Moment eine aufrichtige, herzliche Zuneigung für Albert und faßte den festen Entschluß, ihm zu helfen.



#### 4. Abschnitt

Als Delessow am nächsten Morgen gewedt wurde, damit er den Dienst nicht versäume, sah er sich ganz verwundert in seinem Zimmer um und betrachtete mit einem unangenehmen Gefühle den alten Bettschirm, den Diener und die Uhr auf dem Nachttisch. „Aber was hätte ich denn sonst erwarten sollen, außer dieser faden Alltäglichkeit?“ fragte er sich selbst. Dann fielen ihm auf einmal die dunklen Augen und das glückliche Lächeln des Musikers ein, das Motiv der „Mélancolie“

klang ihm in den Ohren, und die ganze sonderbare Nacht, die er verbracht hatte, lebte plötzlich vor ihm auf.

Er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, ob er wohl oder übel daran gethan hatte, den Musiker zu sich zu nehmen. Während er sich anzog, traf er in Gedanken seine Anordnungen für den ganzen Tag; dann nahm er seine Akten, gab die nötigen Befehle, warf seinen Mantel um und zog die Galoschen über die Stiefel. Als er bei dem Speisezimmer vorüberkam, warf er einen Blick durch die Thür. Albert lag halb entblößt in seinem schmutzigen, zerrissenen Hemd auf dem mit Saffianleder überzogenen Divan, auf welchem man gestern den Schwerberauschten gebettet hatte; er hatte den Kopf in die Rissen vergraben und schien in bleiernem Schlafe zu liegen.

Es ist doch nicht recht, dachte Delessow unwillkürlich. Höre einmal, sagte er darauf zu seinem Diener, — gehe doch gefälligst zu Borjusowskij und bitte ihn in meinem Namen auf zwei Tage um seine Geige. Und wenn der Herr da drinnen erwacht, dann bringe ihm Kaffee und suche etwas von meiner Wäsche und von meinen abgelegten Kleidern für ihn heraus. Sorge mir so gut als möglich für ihn, verstanden?

Als Delessow spät am Abend nach Hause zurückkehrte, fand er zu seinem Erstaunen Albert nicht vor.



Wo ist er denn? fragte er den Diener.

Sogleich nach dem Mittagessen sind sie fortgegangen, versetzte dieser, nahmen einfach die Geige und gingen fort. In einer Stunde wollten sie zurück sein, und nun sind sie noch immer nicht da.

Hm, hm, ärgerlich, sagte Delessow. Wie konntest du ihn nur gehen lassen, Sachar!

Sachar war ein Petersburger Lafai, der bereits acht Jahre bei Delessow in Diensten stand. Als alleinstehender Junggeselle hatte Delessow ihn unwillkürlich zu seinem Vertrauten gemacht und fragte ihn gern bei allem, was er vornahm, um seine Meinung.

Wie ich ihn gehen lassen konnte? versetzte Sachar, indem er mit dem Petschaft an seiner Uhrkette spielte. Wenn Sie mir gesagt hätten, Dmitrij Iwanowitsch, daß ich ihn zurückhalten soll, dann hätte ich ihn hier beschäftigen können. Sie haben jedoch nur von Kleidern gesprochen.

Hm, ärgerlich. Was hat er denn in meiner Abwesenheit hier getrieben?

Sachar lächelte.

Man kann ihn wirklich einen Künstler nennen, Dmitrij Iwanowitsch, begann er darauf. Sobald sie erwachten, verlangten sie Madeira, dann unterhielten sie sich in einem fort mit der Köchin und dem Diener von nebenan. So komisch sind sie ... aber von gutem Charakter. Ich gab ihnen Thee, brachte das Mittagessen — nichts wollten sie allein

essen, zu allem luden sie mich ein. Und was nun das Geigenspielen betrifft, so muß man wirklich sagen, daß es selbst bei Isler\*) nur wenige solche Künstler giebt. Einen solchen Menschen kann man schon bei sich halten. Wie er uns das: „Stromabwärts Mütterchen Wolga“ spielte, da war's, als ob ein Mensch weinte. Wirklich sehr schön! Von allen Stodwerken kamen die Leute zu uns in den Flur, um zuzuhören.

Nun, und hast du ihm etwas zum Anziehen gegeben? unterbrach ihn der Herr.

Freilich, ich habe ihm eins von Ihren Nachhemden gegeben und meinen Paletot. Einem solchen Menschen kann man schon helfen — wirklich ein lieber Mensch! — Sachar lächelte. — Immer fragten sie mich, was für einen Rang Sie haben, ob Sie vornehme Bekannte haben, und wie viel Seelen Sie besitzen.

Nun, schon gut! Jetzt mußt du nur sehen, daß du ihn findest, und das eine merke dir: gieb ihm nichts zu trinken, sonst wird's noch schlimmer mit ihm.

Ganz richtig, bemerkte Sachar, er scheint von schwacher Gesundheit. Mein früherer Herr hatte einen Verwalter, der war gleichfalls . . .

Delessow kannte bereits die Geschichte dieses Verwalters, der sich zu Schanden getrunken hatte;

---

\*) Petersburger Concertlokal.

er ließ Sachar nicht zu Ende erzählen und befahl ihm, möglichst rasch sein Schlafzimmer für die Nacht in Ordnung zu bringen und sich dann auf die Suche nach Albert zu begeben.

Er legte sich zu Bett und löschte das Licht aus, doch konnte er lange nicht einschlafen — immer wieder kam ihm Albert in den Sinn. „Vielleicht werden viele meiner Bekannten die Sache sonderbar finden, — dachte Delessow, — aber man thut so selten etwas für einen Mitmenschen, daß man Gott danken muß, wenn sich einmal eine Gelegenheit dazu bietet. Ich werde ihn nicht fortlassen, alles will ich thun, ja alles, was ich vermag, um ihm zu helfen. Vielleicht ist er gar nicht verrückt, sondern nur dem Trunke ergeben. Die Sache wird mich gar nicht so teuer kommen: wo einer lebt, können auch zwei satt werden. Mag er zuerst hier bei mir bleiben, dann wollen wir ihm eine Stelle suchen oder ein Konzert für ihn veranstalten. Jedenfalls muß er erst auf die Beine gebracht werden, dann wird man ja sehen.

Diese Betrachtungen versetzten Delessow in eine angenehme, selbstzufriedene Stimmung.

„Wahrhaftig, ich bin gar kein so schlechter Mensch, sagte er sich; vielleicht bin ich sogar ein ganz guter Mensch — im Vergleich zu andern sogar ein sehr guter Mensch . . .“

Er war bereits im Begriff, einzuschlafen, als

ihn das Anarren einer Thür und Schritte im Vorzimmer weckten.

„Ich will in Zukunft strenger gegen ihn sein, dachte er, es ist besser; um seiner selbst willen muß ich es sein.“

Er zog die Glode.

Nun, hast du ihn gebracht? fragte er Sachar, der in das Schlafzimmer trat.

Ein bejammernswerter Mensch, Dmitrij Zwawowitsch, versetzte Sachar, indem er bedeutungsvoll den Kopf schüttelte und die Augen schloß.

Was denn? Ist er betrunken?

Sehr angegriffen . . .

Hat er die Geige bei sich?

Ich habe sie mitgebracht — die Wirtin hat sie mir gegeben.

Nun, laß ihn nur jetzt nicht zu mir herein, bring' ihn zu Bett, und laß ihn morgen unter keinen Umständen aus dem Hause gehen.

Noch hatte jedoch Sachar das Schlafzimmer nicht verlassen, als Albert über die Schwelle trat.



5. Abschnitt

Sie wollen schon schlafen? — sagte Albert lächelnd. — Und ich war dort, bei Anna Zwawowna. Habe einen sehr angenehmen Abend verbracht: wir haben musiziert und gelacht, sehr angenehme Gesellschaft war da. Geben Sie mir

doch etwas zu trinken — nur kein Wasser, fügte er hinzu, indem er auf die Wasserkaraffe wies, die auf dem Nachttische stand.

Albert war ganz derselbe wie gestern: dasselbe anmutige Lächeln verklärte sein Gesicht, seine Stirn erschien ebenso klar und edel und seine Haltung ebenso hingällig. Sachars Paletot war ihm recht gut zu statten gekommen, und der reine, breite Kragen des ungestärkten Nachthemdes, der den langen weißen Hals umgab, verlieh seinem Kopfe ein zugleich malerisches und unschuldig kindliches Aussehen. Er setzte sich auf Delessows Bett und blickte ihm schweigend, mit einem freudigen, dankbaren Lächeln in's Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich, und Delessow fühlte sich plötzlich wieder im Banne seines Lächelns. Seine Schläfrigkeit verging, er vergaß, daß er fortan mit Albert hatte streng verfahren wollen, und fühlte im Gegenteil den lebhaften Wunsch, mit ihm recht heiter und ausgelassen zu sein, zu musizieren und zu plaudern, sei es auch bis zum Morgen. Er ließ durch Sachar eine Flasche Wein, Cigaretten und die Geige bringen.

Ei, das ist prächtig, sagte Albert, es ist noch früh, wir wollen musizieren. Ich werde Ihnen vorspielen, so viel Sie wollen.

Mit zufriedener Miene brachte Sachar eine Flasche Lafitte und zwei Weingläser, für Albert ein Päckchen leichter Cigaretten und die Geige.

Delessow schickte ihn schlafen, Sachar jedoch zog es vor, sich eine Cigarre anzuzünden und im Nebenzimmer zu bleiben.

Wir wollen lieber plaudern, sagte Delessow zu dem Musiker, der sich anschickte, die Geige zu stimmen.

Albert setzte sich gehorsam auf den Rand des Bettes und begann von neuem selig zu lächeln.

Ah ja, sagte er, indem er sich plötzlich mit der Hand gegen die Stirn schlug und eine erwartungsvolle, wichtige Miene annahm. (Sein Gesichtsausdruck schien immer im Voraus zu verkünden, was er sagen wollte.) Erlauben Sie eine Frage . . . er hielt ein Weilchen inne — jener Herr, der gestern abend mit Ihnen war — Sie nannten ihn N. — ist er nicht der Sohn des bekannten N.?

Sein leiblicher Sohn, antwortete Delessow, der nicht begriff, weshalb das Albert interessieren konnte.

So, so, versetzte Albert mit zufriedennem Lächeln. Ich habe sogleich in seinen Manieren etwas besonders Aristokratisches bemerkt. Ich liebe die Aristokratie: es liegt etwas Schönes, Harmonisches in der Erscheinung eines Aristokraten. Und dieser Offizier, der so wundervoll tanzt, fuhr er fort, auch er hat mir sehr gut gefallen, er ist so lebenslustig und so zuvorkommend . . . er ist der Adjutant N. N., nicht wahr?

Welchen meinen Sie denn? fragte Delessow.

Den, der beim Tanzen mit mir zusammen-  
gestoßen ist. Er muß ein reizender Mensch sein.

Im Gegenteil, ein ganz fader Bursche, ent-  
gegnete Delessow.

O, nicht doch, fiel Albert lebhaft ein, er hat  
etwas sehr, sehr Angenehmes in seinem Wesen.  
Außerdem ist er ein tüchtiger Musiker — er trug  
heute dort etwas aus einer Oper vor. Schon  
lange hat mir niemand so gut gefallen.

Gewiß, er spielt hübsch, aber ich mag sein  
Spiel nicht, sagte Delessow, der seinen Gast gern  
auf ein musikalisches Thema bringen wollte. Er  
hat kein Verständnis für klassische Musik, und  
diese Donizetti und Bellini — das ist doch keine  
Musik! Sie sind gewiß derselben Meinung?

O nein, nein, entschuldigen Sie, versetzte  
Albert in weichem Tone, mit einem Anflug  
von Widerspruch. Die alte Musik ist Musik, aber  
auch die neue Musik ist Musik, auch in der  
neuen Musik giebt es ungewöhnliche Schönheiten.  
Nehmen Sie zum Beispiel die Sonnambule, oder  
das Finale in der Lucia, oder Chopin, oder  
Robert? Ich sage mir oft, fuhr er fort, nach-  
dem er eine Weile innegehalten hatte, als ob er  
seine Gedanken sammelte, wenn Beethoven noch  
lebte, er würde beim Anhören der Sonnambule  
vor Freude weinen. Überall findet man Schönes.  
Ich hörte die Sonnambule zum ersten Male, als  
die Viardot und Rubini hier waren; das war

ein Genuß! rief er mit blihenden Augen, indem er begeistert beide Arme ausstreckte, als wollte er etwas aus seiner Brust hervorholen. — Noch eine Weile, und man hätte es nicht ertragen können.

Nun, und wie finden Sie jetzt unsere Oper? fragte Delessow.

Die Bozio ist gut, sehr gut, versetzte Albert. Sie singt ganz herrlich, aber hier — er wies auf seine eingefallene Brust — weiß sie nicht zu packen. Eine Sängerin muß Leidenschaft haben, und die besitzt sie nicht. Man hört sie gern, aber ihr Gesang rührt nicht.

Und Lablache?

Ich habe ihn noch in Paris im Barbier von Sevilla gehört. Damals war er einzig, jetzt aber ist er alt. Er ist kein Künstler mehr, er ist eben alt.

Was macht es denn aus, daß er alt ist? Er ist trotzdem gut in Ensemble-Nummern, sagte Delessow, der immer so über Lablache geurteilt hatte.

Was das ausmacht? versetzte Albert in strengem Tone. Er darf nicht alt sein. Die Kunst verlangt vieles, vor allem Feuer! rief er aus, indem er ganz begeistert beide Hände emporstreckte.

Seine eigene Gestalt schien bei diesen Worten ganz von innerem Feuer zu glühen.



Äh mein Gott! begann er dann plötzlich. Sie kennen wohl den Künstler Petrow nicht?

Nein, ich kenne ihn nicht, versetzte Delessow lächelnd.

Wie gern möchte ich Sie mit ihm bekannt machen, Sie würden wirklich ein Vergnügen darin finden, sich mit ihm zu unterhalten. Wie faßt der die Kunst auf! Ich bin ihm früher oft bei Anna Swanowna begegnet, sie ist jedoch jetzt aus irgend einem Grunde nicht gut auf ihn zu sprechen. Ich wünschte recht sehr, daß Sie ihn kennen lernten, er ist ein großes, großes Talent.

Wie, er malt? fragte Delessow.

Ich weiß es nicht . . . ich glaube, nein. Er hat aber an der Kunstakademie studiert. Was für Ideen der hat! Man muß wirklich staunen über das, was er bisweilen vorbringt. O, Petrow ist ein großes Talent, nur führt er leider ein sehr lustiges Leben, fügte Albert lächelnd hinzu. Gleich darauf erhob er sich von dem Bett, nahm die Geige und begann sie zu stimmen.

Sie sind wohl schon lange nicht in der Oper gewesen? fragte ihn Delessow.

Albert wandte sich nach ihm um und seufzte.

Äh, ich kann nicht mehr! sagte er, indem er sich nach dem Kopfe faßte und sich wieder neben Delessow setzte. Ich will's Ihnen sagen, fuhr er flüsternd fort, ich kann nicht mehr hingehen, darf dort nicht mehr spielen, denn ich besitze nichts,



gar nichts — keine Kleider, keine Wohnung, keine Geige. Ein abscheuliches Leben, ein abscheuliches Leben, wiederholte er mehrmals. Wozu sollte ich auch hingehen, wozu? Man braucht das nicht, sagte er lächelnd. Ach, „Don Juan“ . . .

Und er schlug sich vor den Kopf.

Wir wollen einmal zusammen hingehen, sagte Delessow.

Ohne etwas zu erwidern, sprang Albert auf, griff nach der Geige und begann das Finale aus dem ersten Akt des Don Juan zu spielen, indem er jedesmal in seiner Weise den Inhalt der Oper erzählte.

Als Albert die Melodie des Sterbenden Komthurs spielte, überlief es Delessow schauerlich kalt.

Nein, ich kann jetzt nicht weiter, sagte Albert, indem er die Geige weglegte, ich habe zu viel getrunken.

Gleich darauf ging er jedoch an den Tisch, goß sich ein volles Glas Wein ein, trank es in einem Zuge aus und setzte sich wieder auf das Bett zu Delessow.

Delessow verwandte keinen Blick von Albert; dieser lächelte von Zeit zu Zeit, und auch Delessow lächelte. Sie schwiegen beide, doch vermittelten ihre Blicke und ihr Lächeln mehr und mehr zwischen ihnen eine warme, freundschaftliche Beziehung. Delessow fühlte sich immer näher zu diesem Menschen hingezogen und empfand in seiner Gesellschaft

ein ihm selbst nicht ganz verständliches Gefühl der Freude.

Waren Sie einmal verliebt? fragte er plötzlich.

Albert versank einen Augenblick in Nachdenken, dann überflog ein trauriges Lächeln seine Züge. Er beugte sich zu Delessow hinüber und blickte ihm aufmerksam in die Augen.

Weshalb fragen Sie mich das? sagte er flüsternd. Doch ich will Ihnen alles erzählen, Sie gefallen mir, — fuhr er fort, nachdem er sich im Zimmer umgesehen hatte. Ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen, alles will ich Ihnen erzählen, wie es gewesen ist, von Anfang an. Er hielt inne, und seine Augen nahmen einen seltsamen, scheuen Ausdruck an. Sie wissen, daß ich etwas schwach von Verstand bin, sagte er plötzlich. Freilich, freilich, fuhr er fort, Anna Iwanowna hat es Ihnen ohne Zweifel erzählt. Sie sagt allen, daß ich verrückt bin! Es ist nicht wahr, sie scherzt nur, im übrigen ist sie eine recht gute Frau. Ganz gesund bin ich freilich seit einiger Zeit nicht. — Albert schwieg von neuem und starrte mit seinen weitgeöffneten Augen nach der dunklen Thür. — Sie fragen, ob ich verliebt war . . . ja, ich war verliebt, flüsterte er, indem er die Augenbrauen emporzog. Es ist schon lange her — damals, als ich noch meine Stelle im Theater hatte. Ich spielte die zweite Geige in der Oper, und sie saß im ersten Range links, in der Loge . . .

Albert stand auf und neigte sich zu Delessows Ohr hinab.

Nein, weshalb sie nennen? sagte er, Sie kennen sie sicherlich — alle Welt kennt sie . . . Ich schwieg und schaute sie nur an . . . ich wußte, daß ich nur ein armer Künstler und sie eine vornehme Dame war. O, ich wußte das sehr gut. Ich blidte nur immer nach ihr hin und dachte an nichts weiter.

Albert begann nachzuspinnen — er schien sich in seine Erinnerungen zu verlieren.

Wie es eigentlich geschehen konnte, ist mir unbegreiflich, genug, man ließ mich eines Tages kommen und sagte mir, ich sollte sie auf der Violine begleiten . . . Was sollte ich thun — ich, ein armer Künstler? — fuhr er kopfschüttelnd, mit trübseligem Lächeln fort. Doch nein, ich kann's nicht erzählen, ich kann nicht, fügte er hinzu, indem er sich an den Kopf faßte. Ach, wie glücklich war ich!

Wie, und sind Sie oft bei ihr gewesen? fragte Delessow.

Einmal, nur ein einziges Mal . . . Doch ich war selber schuld — ich wurde verrückt. Ich, ein armer Künstler, und sie — eine Dame der Aristokratie! Ich hätte gar nicht mit ihr sprechen sollen, aber ich verlor den Verstand und beging Thorheiten. Seit jener Zeit ist alles mit mir zu Ende. Petrow hat das Richtige getroffen: es wäre besser gewesen, wenn ich sie nur im Theater gesehen hätte . . .

Was haben Sie denn angestellt? fragte Delessow.

Ach, lassen Sie, lassen Sie, ich kann das nicht erzählen.

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und verstummte plötzlich.

Ich war zu spät in's Theater gekommen. Ich hatte an jenem Tage mit Petrow gezecht und war zerstreut. Sie saß in ihrer Loge und sprach mit einem General. Wer dieser General war, kann ich nicht sagen. Sie saß ganz vorn, ihren Arm hielt sie auf der Logenbrüstung; sie trug ein weißes Kleid und ein Perlenhalsband. Sie sprach mit ihm und sah dabei nach mir hin. Zweimal sah sie zu mir herüber. Sie trug ihr Haar, sehen Sie, so. Ich spielte nicht, ich stand neben dem Bass und sah sie an, da wurde mir zum erstenmal sonderbar zu Mute. Sie lächelte dem General zu und schaute nach mir hin. Ich hatte das Gefühl, als ob sie von mir spräche, und plötzlich sah ich, daß ich nicht im Orchester war, sondern neben ihr in der Loge stand und ihre Hand festhielt, an dieser Stelle. Was konnte das nur sein, sagen Sie? fragte Albert nach einer kurzen Pause.

Ihre lebhafteste Phantasie, versetzte Delessow.

O nein, nein . . . doch ich verstehe nicht zu erzählen, sagte Albert stirnrunzelnd. Ich war auch damals schon arm, ich hatte keine Wohnung und blieb oft im Theater über Nacht.

Wie, im Theater? In dem finsternen, leeren Saale?

O, ich glaube nicht an die Dummheiten! Aber hören Sie weiter ... Als alle gegangen waren, begab ich mich in die Loge, in der sie zu sitzen pflegte, und legte mich dort schlafen. Das war meine einzige Freude. Was für herrliche Nächte habe ich da verbracht! Nur einmal fing's wieder mit mir an. In der Nacht sah ich vieles in meiner Phantasie ... doch nein, ich kann Ihnen das nicht erzählen, unterbrach er sich, die Augen niederschlagend. Was kann das nur gewesen sein? fragte er.

Seltzam, meinte Delessow.

Nicht doch, hören Sie weiter! — Er rüdte ganz nahe an Delessow heran und fuhr im Flüstertone fort: Ich küßte ihre Hand und weinte vor ihr und sprach viel mit ihr. Ich atmete den Wohlgeruch ein, der ihrem Kleide entströmte, ich hörte ihre Stimme. O, sie hat in dieser einen Nacht viel gesagt. Dann nahm ich die Geige und begann ganz leise zu spielen. Und ich spielte ausgezeichnet. Aber plötzlich wurde mir so bange — nicht vor Gespenstern, denn an solche Dummheiten glaube ich nicht — sondern um meinen Kopf wurde mir bange, — sagte er mit liebenswürdigem Lächeln, indem er sich mit der Hand an die Stirn griff, — für meinen armen Verstand begann ich zu fürchten: es schien mir, als ob da drinnen in meinem Kopfe etwas vor-

gegangen wäre. Vielleicht habe ich mich auch geirrt, was meinen Sie?

Beide schwiegen ein paar Minuten, dann begann Albert still lächelnd deutsch zu singen:

Und wenn die Wolken sie verhüllen,  
Die Sonne bleibt doch ewig klar.

Nicht wahr, so ist es doch? fügte er hinzu. Dann fuhr er fort:

Ich auch habe gelebt und genossen.

Ach, wie würde der alte Petrow Ihnen das alles klar machen!

Delessow sah ganz erschrocken in das heftig erregte, bleiche Gesicht des Geigers.

Kennen Sie den Juristenwalzer? — rief Albert auf einmal, und ohne die Antwort abzuwarten, sprang er auf, nahm die Geige und begann einen munteren Walzer zu spielen. Er war ganz aus dem Häuschen und schien zu glauben, daß das ganze Orchester mit ihm spiele; er lächelte, schüttelte sich und bewegte während des Spiels die Beine, als ob er tanzen wollte. Sein Spiel war ganz ausgezeichnet.

Genug von der Lustigkeit, — sagte er, als er den Walzer beendet hatte, indem er die Geige schwenkte. Ich gehe jetzt fort, — sagte er, nachdem er eine Weile schweigend dageessen hatte — kommen Sie nicht mit?

Wohin denn? fragte Delessow erstaunt.

Zu Anna Zwanowna wollen wir gehen, dort geht's fidel zu: Musik, und Menschen, und Leben . . .

Delessow war einen Moment nicht abgeneigt, doch besann er sich und suchte Albert zum Dableiben zu bestimmen.

Nur auf eine Minute möchte ich hin.

Nicht doch, lassen Sie es lieber.

Mit einem Seufzer legte Albert die Geige auf den Tisch.

Soll ich wirklich bleiben?

Noch einen Blick warf er auf den Tisch (die Flasche war leer), wünschte Delessow gute Nacht und verließ das Zimmer.

Delessow flingelte.

Höre mal, sagte er zu Sachar, laß Herrn Albert morgen auf keinen Fall fortgehen, ohne mir ein Wort zu sagen.



#### 6. Abschnitt

Der nächste Tag war ein Feiertag. Delessow saß, nachdem er aufgestanden war, in seinem Gastzimmer beim Kaffee und las ein Buch. In dem Nebenzimmer, in dem Albert schlief, regte sich noch nichts.

Sachar öffnete behutsam die Thür und warf einen Blick in das Speisezimmer.

Stellen Sie sich vor, Dmitrij Zwanowitsch,



auf dem bloßen Divan liegt er und schläft! Gar nichts wollte er sich zurecht machen lassen. Bei Gott, wie ein kleines Kind. Ein richtiger Künstler, wahrhaftig.

Gegen zwölf Uhr hörte man durch die Thür tiefes Aufseufzen und Husten.

Sachar begab sich von neuem in das Speisezimmer. Delessow hörte, wie Albert ihn mit flehender Stimme um etwas bat und Sachar seine Bitte in gutmütigem Tone abschlug.

Nun, was giebt es? fragte er Sachar, als dieser zu ihm in's Zimmer trat.

Er langweilt sich, Dmitrij Iwanowitsch, will sich nicht waschen, ist ganz traurig. Immer will er etwas zu trinken haben.

Nein, wenn ich es mir einmal vorgenommen habe, dann will ich auch meinem Entschlusse treu bleiben, sagte sich Delessow.

Er verbot Sachar, dem Musiker Wein zu geben, und machte sich wieder an sein Buch, doch horchte er unwillkürlich nach dem Speisezimmer hinüber. Dort regte sich nichts, nur von Zeit zu Zeit hörte man ein schweres, aus der Brust kommendes Husten und Auswerfen. Wohl zwei Stunden waren vergangen. Delessow fleidete sich an, um auszugehen, warf jedoch vorher noch einen Blick zu seinem Mitbewohner hinein. Albert saß unbeweglich, den Kopf auf die Hand gestützt, am Fenster. Er wandte sich um. Sein Gesicht war

gelb, runzelig, der Ausdruck seiner Züge nicht nur traurig, sondern tief unglücklich. Er versuchte gleichsam zum Gruße zu lächeln, doch nahm sein Gesicht dabei eine noch trübseligere Miene an. Es schien, als ob er jeden Augenblick in Thränen ausbrechen würde. Mühsam stand er auf und verneigte sich.

Wenn ich nur ein Gläschen gewöhnlichen Branntweins bekommen könnte, begann er in flehendem Tone. Bitte recht sehr, ich bin so schwach!

Kaffee wird Ihnen nach meiner Ansicht besser bekommen.

Alberts Gesicht verlor plötzlich seinen kindlichen Ausdruck. Mit kaltem, trübem Blick sah er zum Fenster hinaus und ließ sich schwach auf den Stuhl niedersinken.

Wollen Sie nicht etwas frühstücken?

Danke sehr, nein — ich habe keinen Appetit.

Vielleicht möchten Sie Geige spielen — Sie stören mich durchaus nicht, sagte Delessow, indem er ihm die Geige auf den Tisch legte.

Albert sah mit verächtlichem Lächeln nach der Geige hinüber.

Nein, ich bin zu schwach, ich kann nicht spielen, versetzte er, indem er das Instrument zur Seite stieß.

Delessow schlug ihm einen Spaziergang vor, dann fragte er, ob er nicht am Abend mit ihm

das Theater besuchen wollte, aber Albert schwieg beharrlich und machte ihm nur jedesmal eine tiefe Verbeugung. Delessow verließ seine Wohnung, machte ein paar Besuche, folgte zum Mittagessen einer Einladung in einem befreundeten Hause und kehrte vor dem Theater nach seiner Wohnung zurück, um seine Kleider zu wechseln und sich zu erkundigen, was der Musiker mache. Albert saß in dem dunklen Vorzimmer und starrte, den Kopf auf die Hand stützend, auf den glühend erhitzten Ofen. Er war sauber angezogen, gewaschen und gekämmt; seine Augen jedoch waren trübe, ohne jedes Leben, und in seiner ganzen Gestalt drückte sich mehr noch als am Morgen Schwäche und Ermüdung aus.

Nun, haben Sie zu Mittag gegessen, Herr Albert? fragte Delessow.

Albert bejahte durch ein Kopfnicken, blidte rasch Delessow in's Gesicht und schlug dann wie erschrocken die Augen nieder. Ein peinliches Gefühl beschlich Delessow.

Ich habe soeben mit dem Direktor über Sie gesprochen, sagte er, indem er gleichfalls die Blicke senkte — er würde Sie sehr gern annehmen, wenn Sie ihm etwas vorspielen wollten.

Danke sehr, ich kann nicht spielen, murmelte Albert kaum verständlich und begab sich in sein Zimmer, indem er ganz leise hinter sich die Thür zuzog.

Ein paar Minuten darauf hob sich die Thürflinke ebenso leise, und Albert trat mit der Violine bei Delessow ein. Er warf Delessow einen raschen, boshaften Blick zu, legte die Geige auf einen Stuhl und entfernte sich wieder.

Delessow zuckte die Achseln und lächelte.

„Was soll ich nun noch thun? Worin bin ich schuldig?“ dachte er.

Nun, was macht der Musiker? war seine erste Frage, als er spät am Abend nach Hause zurückkehrte.

Schlecht steht's mit ihm, entgegnete Sachar in gutmütigem Tone und mit klangvoller Stimme. Seufzt immer nur und hustet und spricht nichts, nur um Branntwein hat er mich wohl an die fünf Mal gebeten. Ein Gläschen habe ich ihm dann auch gegeben. Wenn wir nur nicht zu streng sind und er den Tod davon hat, Dmitrij Zwano-witsch! Auch unser Verwalter . . .

Und gespielt hat er gar nicht?

Nicht angerührt hat er die Geige. Ich brachte sie ihm zweimal, aber er nahm sie jedesmal und trug sie ganz leise wieder hinaus, berichtete Sachar lächelnd. Zu trinken also soll ich ihm nicht geben?

Nein, wir wollen noch einen Tag warten und zusehen, was dann geschieht. Was treibt er denn jetzt?

Im Gastzimmer hat er sich eingeschlossen.

Delessow begab sich in sein Kabinett, nahm ein

paar französische Bücher und ein Neues Testament in deutscher Sprache.

Lege ihm diese Bücher morgen in's Zimmer und laß ihn um keinen Preis fortgehen, befahl er Sachar.

Am nächsten Morgen meldete Sachar seinem Herrn, daß der Musiker die ganze Nacht nicht geschlafen habe; beständig sei er im Zimmer auf und ab geschritten, sei an das Buffet gegangen und habe versucht, es zu öffnen, doch sei alles wohl verschlossen gewesen. Sachar erzählte, er habe sich schlafend gestellt und gehört, wie Albert in der Dunkelheit mit sich selbst gesprochen und allerlei dummes Zeug getrieben habe.

Von Stunde zu Stunde ging es schlimmer mit Albert, immer finsterner und schweigsamer wurde er. Delessow schien er zu fürchten, ein heftiger Schrecken malte sich jedesmal in seinem Gesichte, wenn ihre Augen sich begegneten. Er rührte weder die Bücher an noch die Geige, und antwortete nicht auf die Fragen, welche ihm gestellt wurden.

Am dritten Tage nach Alberts Ankunft kam Delessow spät am Abend ganz müde und ärgerlich nach Hause. Er war den ganzen Tag über in einer Angelegenheit hin und her gefahren, die er anfangs sehr einfach und leicht glaubte ordnen zu können, die aber, wie das bisweilen geschieht, trotz aller seiner Anstrengungen nicht um einen Schritt vorwärts gerückt war. Überdies war er im Klub

gewesen und hatte im Whist verloren; er war in übler Laune. Sachar gab ihm über Alberts traurige Verfassung Bericht.

Nun, dann in Gottes Namen, versetzte Delessow. Morgen will ich ihn allen Ernstes fragen, ob er hierbleiben und meinen Ratschlägen folgen will oder nicht. Will er's nicht, dann braucht er's nicht. Ich glaube, ich habe alles gethan, was ich konnte.

„Da soll man noch jemandem Wohlthaten erweisen! dachte er für sich. Ich lege mir seinetwegen Zwang auf, halte den Schmutzfinken in meiner Wohnung, kann seinetwegen keinen Menschen empfangen, kümmere mich, laufe hin und her — und er betrachtet mich wie einen Bösewicht, der ihn zu seinem eigenen Vergnügen in einen Käfig gesperrt hat. Und dabei will er selbst für sich nicht einen Schritt thun. So sind sie alle! (Dieses „alle“ bezog sich auf die Menschen im allgemeinen, insbesondere auf diejenigen, mit denen er gerade zu thun hatte.) Was geht eigentlich mit ihm vor? Worüber denkt er nach? Weshalb trauert er? . . . Trauert er um das wüste Leben, dem ich ihn entrisen habe? Um den Zustand der Erniedrigung, in dem er sich befunden hat? Um die Armut, aus der ich ihn befreit habe? Er scheint in der That bereits so tief gesunken zu sein, daß er gegen ein ehrbares Leben Widerwillen empfindet . . .

„Nein, es war ein kindischer Einfall, schloß De-

leßow seine Betrachtungen. Wie kann ich daran denken, andere zu bessern, wenn ich kaum mit mir selbst in's Reine zu kommen vermag!

Er wollte Albert sogleich fortschicken, doch besann er sich eines andern und verschob es bis zum nächsten Tage.

In der Nacht wurde Deleßow durch das Fallen eines Tisches, durch das Geräusch von Schritten und lautes Sprechen aus dem Schlafe geweckt. Er zündete das Licht an und hörte mit Erstaunen . . .

Warten Sie, ich sag's Dmitrij Iwanowitsch, sagte Sachar. Albert brummte etwas, heftig und ohne Zusammenhang. Deleßow sprang auf und ging mit dem Lichte in das Vorzimmer. Sachar hatte sich im Nachtkostüm vor der Thür postiert; Albert in Hut und Almaxiva suchte ihn von der Thür fortzustößen und schrie in weinerlichem Tone auf ihn ein:

Sie dürfen mich hier nicht festhalten! Mein Paß ist in Ordnung, ich habe Ihnen nichts gestohlen, Sie können mich untersuchen. Zum Polizeimeister werde ich gehen!

Erlauben Sie, Dmitrij Iwanowitsch, wandte sich Sachar an seinen Herrn, ohne seinen Posten vor der Thür zu verlassen, sie sind in der Nacht aufgestanden, haben den Schlüssel aus meiner Rocktasche genommen und eine ganze Flasche süßen

Viqueurs ausgetrunken. Ist das etwa hübsch? Und jetzt wollen sie fortgehen! Sie haben befohlen, daß ich sie nicht weglassen soll, darum thu ich's auch nicht.

Als Albert Delessow erblickte, begann er noch heftiger auf Sachar einzudringen.

Niemand darf mich festhalten, niemand hat das Recht dazu! schrie er immer lauter.

Geh' fort, Sachar, sagte Delessow. Ich will und kann Sie nicht festhalten, doch möchte ich Ihnen raten, bis morgen zu bleiben, fuhr er zu Albert gewandt fort.

Niemand darf mich festhalten! Ich werde zum Polizeimeister gehen! rief Albert immer lauter und lauter, indem er sich lediglich an Sachar wandte und Delessow nicht ansah. Wache! schrie er plötzlich aus vollem Halse.

Aber was schreien Sie denn so? Es hält Sie ja niemand! versetzte Sachar, indem er ihm die Thür öffnete.

Albert hörte auf zu schreien.

„Ha, es ist ihnen nicht gelungen! Zu Tode quälen wollten sie mich! Nein!“ — brummte er für sich, indem er die Galoschen anzog. Ohne Abschied zu nehmen, und indem er beständig unverständliches Zeug vor sich hinhurmelte, ging er zur Thür hinaus. Sachar leuchtete ihm bis zum Thore und kehrte darauf zurück.

Gott sei Dank, daß er fort ist, Dmitrij Zwano-



witsch, sagte er zu seinem Herrn. Es fehlte nicht viel, und die Sünde war da . . . Jetzt müssen wir das Silberzeug zählen . . .

Delessow schüttelte nur den Kopf, ohne etwas zu erwidern. Er gedachte lebhaft der beiden ersten Abende, die er in Gesellschaft des Musikers verlebte, gedachte der letzten traurigen Tage, die Albert durch seine Schuld hier verbracht hatte, und besonders des süßen, aus Bewunderung, Liebe und Mitleid gemischten Gefühls, das dieser seltsame Mensch vom ersten Augenblicke an in ihm erweckt hatte, und er empfand Schmerz um ihn. — „Was wird nun mit ihm geschehen? dachte er. Ohne Geld, ohne warme Kleider, mitten in der Nacht allein . . .“ Er war nahe daran, Sachar hinter dem Geiger herzuschicken und ihn zurückzuholen, doch es war schon zu spät.

Ist es kalt draußen? fragte Delessow.

Ein kräftiger Frost, Dmitrij Iwanowitsch, antwortete Sachar. Ich vergaß Ihnen zu melden, daß wir vor dem Frühjahr noch Holz kaufen müssen.

Und du sagtest doch, es würde noch welches übrig bleiben!



Draußen war es in der That recht kalt, aber Albert fühlte die Kälte nicht, so erhitzt war er durch den Streit und durch den Brantwein.

Er trat auf die Straße hinaus, schaute sich um und rieb sich vergnügt die Hände. Auf der Straße war es leer und öde, die lange Reihe von Laternen strahlte ihr rötliches Licht aus, der Himmel war klar und sternhell.

Nun?“ — murmelte er selbstzufrieden, nach dem erleuchteten Fenster in Delessows Wohnung gewandt, und, indem er die Hände unter dem Mantel in die Hosentaschen steckte und sich nach vorn überbeugte, lenkte er mit schleppenden, unsicheren Schritten nach rechts in die Straße ein. In den Beinen und im Magen fühlte er eine ungewöhnliche Schwere, in seinem Kopf rumorte es, und eine unsichtbare Kraft warf ihn von einer Seite auf die andere. Aber er ging immer vorwärts, in der Richtung, wo Anna Iwanownas Haus lag. Sonderbare, unklare Gedanken zuckten durch sein Hirn. Jetzt fiel ihm sein letzter Streit mit Sachar ein, dann gedachte er auf einmal des Meeres, seiner Fahrt auf dem Dampfer und seiner Ankunft in Rußland; dann fiel ihm beim Anblick eines Wirtshauses eine glückliche Nacht ein, die er mit einem Freunde in demselben verbracht hatte. Auf einmal sumimte ihm ein bekanntes Motiv in den Ohren, die Gestalt seiner Angebeteten tauchte vor seiner Seele auf, und er gedachte jener schrecklichen Nacht im Theater. Zusammenhangslos reihte sich eine Vorstellung an die andere, und so klar und deutlich sah er alles, daß Einbildung

und Wirklichkeit sich für ihn zu einem einzigen Empfinden vermischten. Bewußtlos stolperte und schwankte er vorwärts, stieß mit den Schultern an die Häusermauern an, blickte starr vor sich hin und merkte nicht, wie er von Straße zu Straße seinem Ziele sich näherte. Er hatte nur das unbestimmte, dumpfe Gefühl, daß alles in ihm und um ihn herum sich jeden Augenblick in ganz seltsamer Weise veränderte.

Als Albert durch die Kleine Morstaja-Straße kam, stolperte er und fiel hin. Er kam auf einen Moment zur Besinnung und erblickte vor sich ein großes, stattliches Gebäude, auf das er ohne Zögern zuschritt. Am Himmel sah man weder die Sterne, noch das Morgenrot, noch den Mond, auch die Laternen leuchteten nicht mehr, doch waren alle Gegenstände deutlich sichtbar. Die Fenster des Gebäudes, das sich am Ende der Straße erhob, waren hell erleuchtet, doch schienen die Lichter im Reflex zu schwanken. Immer näher und näher, immer heller und heller wuchs das Gebäude vor Albert aus dem Boden. Dann verschwanden auf einmal die Lichter, und Albert befand sich in dem breiten Thorweg. Drinnen war es dunkel. Jeder seiner Schritte hallte gell und laut von der Wölbung zurück, und flüchtige Schatten huschten, während er immer weiter ging, hastig an ihm vorüber. „Was habe ich eigentlich hier zu suchen?“ dachte Albert, aber mit unwiderstehlicher Gewalt

zog es ihn vorwärts, nach der Vertiefung eines mächtigen Saales zu. Dort befand sich eine Erhöhung, die rings von schweigsamen, kleinen Menschen umgeben war. „Wer wird denn sprechen?“ fragte Albert. Niemand antwortete ihm, nur einer zeigte nach der Erhöhung, auf welcher bereits ein großer, hagerer Mann mit borstigem Haar, in einen bunten Schlafrock gekleidet, stand. Albert erkannte sogleich seinen Freund Petrow. „Sonderbar, wie kommt der hierher?“ dachte Albert. „Nein, Brüder, — sagte Petrow, indem er mit der Hand nach irgend jemandem hinwies, — ihr habt diesen Menschen, der unter euch gelebt hat, nicht verstanden, ihr habt ihn nicht verstanden! Er ist kein käuflicher Diener der falschen Kunst, kein mechanischer Handlanger, er ist weder ein verrückter noch ein verlorener Mensch; er ist ein Genie, ein großes, musikalisches Genie, das unbemerkt und unerkannt unter euch verkümmern mußte.“ Albert begriff sogleich, von wem sein Freund sprach; er wollte ihn jedoch nicht stören und schlug bescheiden die Augen nieder.

„Wie ein Strohalm ist er von jenem heiligen Feuer versengt worden, dem wir alle dienen, fuhr die Stimme fort, aber er hat alles erfüllt, was Gott in ihn hineingelegt hatte; darum eben muß er auch ein großer Mensch genannt werden. Ihr konntet ihn verachten, konntet ihn quälen und erniedrigen, — fuhr die Stimme immer lauter und

lauter fort, — und dennoch stand und steht er unendlich hoch über euch allen und wird ewig über euch stehen. Er ist glücklich, er ist gut. Er liebt euch oder verachtet euch alle gleichmäßig, was dasselbe ist. Er dient nur dem Einen, das von oben her in ihn hineingelegt wurde. Er liebt nur eines, die Schönheit, dieses einzige unzweifelhafte Gut auf der Welt. Seht ihr, das ist der Mann! Fallt nieder vor ihm, auf die Knie, alle!“ — schrie er laut.

Aus der entgegengesetzten Ecke des Saales jedoch ertönte eine zweite Stimme: „Ich mag nicht vor ihm auf die Knie fallen! — sagte die Stimme, in welcher Albert sogleich Delessows Stimme erkannte. — Worin ist er denn so groß, weshalb sollten wir uns vor ihm beugen? Hat er sich ehrbar und gebühlich aufzuführen gewußt? Hat er der menschlichen Gesellschaft irgend welchen Nutzen gebracht? Ist uns etwa unbekannt, daß er Geld geborgt und nicht wiedergegeben, daß er von einem Kollegen eine Geige geborgt und sie in's Leihamt getragen hat? . . . (O Gott, wie genau er alles weiß! dachte Albert und ließ den Kopf noch tiefer sinken.) Wissen wir etwa nicht, daß er den erbärmlichsten, fadeisten Gesellen geschmeichelt hat, nur um Geld geschmeichelt hat? fuhr Delessow fort. Wissen wir nicht, daß man ihn vom Theater fortgejagt hat, daß Anna Iwanowna sogar nach der Polizei schiden wollte, um ihn

arretieren zu lassen?“ (Alles ist richtig, was er sagt, sprach Albert vor sich hin. Hilf mir, o Gott, du allein weißt, weshalb alles so gekommen ist.)

„So hören Sie doch auf, schämen Sie sich! — begann Petrows Stimme wieder. — Welches Recht haben Sie, ihm Vorwürfe zu machen? Haben Sie etwa sein Leben gelebt, seine Freuden und Leiden empfunden? (O, wie richtig, wie richtig! flüsterte Albert.) Die Kunst ist die höchste Offenbarung der Schöpferkraft im Menschen. Sie ist nur wenig Auserwählten verliehen und hebt den Auserwählten auf eine Höhe empor, auf welcher den Kopf ein Schwindel erfasst, und auf dem es schwer ist, sich gesund zu erhalten. In der Kunst giebt es, wie in jedem Kampfe, Helden, die ihre Pflicht thun und untergehen, ohne ihr Ziel zu erreichen.“

Petrow schwieg, Albert hob auf einmal den Kopf empor und schrie laut: „Sehr richtig, sehr richtig!“ Aber seine Stimme verhallte tonlos in dem Raume.

„Nicht auf Sie beziehen sich meine Worte, — wandte sich der Künstler Petrow streng an ihn. — Ja, erniedrigt ihn, verachtet ihn, fuhr er alsdann fort, und dennoch ist er von uns allen der beste und glücklichste.“

Albert empfand helle Freude bei diesen Worten und eilte auf den Freund zu, um ihn zu umarmen.

„Fort, ich kenne dich nicht, fuhr ihn Petrow an. Gehe deiner Wege, sonst kommst du nicht heim.“

Seht doch, der hat's gehörig in der Krone! kommt nicht heim! rief der Nachtwächter an der Straßekreuzung.

Albert kam einen Augenblick zur Besinnung, nahm alle seine Kräfte zusammen und lenkte, indem er eine möglichst gerade Haltung anzunehmen suchte, in die Seitengasse ein.

Es waren nur noch wenige Schritte bis zu Anna Iwanowna. Aus dem Hausflur fiel helles Licht auf den vor dem Hause liegenden Schnee; an der Pforte hielten mehrere Schlitten und Equipagen.

Mühsam schleppte sich Albert die Treppe hinauf, indem er sich mit den erstarrten Händen am Geländer festhielt. Er zog die Glocke, und das verschlafene Gesicht der Dienerin zeigte sich in der Thürspalte.

Es geht nicht, rief sie ärgerlich hinaus, als sie Albert erkannt hatte, ich soll Sie nicht hereinlassen. Die Thür fiel heftig in's Schloß. Die Tanzmusik und das Geplauder der Balldamen war bis auf der Treppe hörbar. Albert setzte sich auf die Thürschwelle, lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augen. Von neuem tauchten in seinem Kopfe bunte, zusammenhangslose Bilder auf, die ihm so lieb und teuer waren und ihn mit Gewalt in eine ferne Welt, in die freie, schöne Welt seiner Phantasie entführten.

Ja, er ist der Beste und Glückliche, ging es unwillkürlich wieder durch seinen Kopf. Durch die Thür vernahm man die Klänge einer Polka. Diese Klänge wiederholten dieselben Worte, daß er der Beste und Glückliche sei. Von einem nahen Kirchturm tönte das Frühgeläut, auch dieses Frühgeläut verkündete es: er ist der Beste und der Glückliche.

„Ich will wieder in den Saal zurückgehen, dachte Albert, Petrow hat mir noch viel zu sagen.“ In dem Saale aber war niemand mehr anwesend, statt des Künstlers Petrow stand Albert selbst auf der Rednerbühne und spielte alles das auf seiner Geige, was vorher die Stimme gesprochen hatte. Es war eine recht sonderbare Geige, sie war ganz von Glas gemacht, man mußte sie mit beiden Armen umfassen und vorsichtig gegen die Brust lehnen, wenn sie Töne von sich geben sollte. Ihre Töne aber waren so köstlich und weich, wie sie Albert noch niemals gehört hatte, und je fester er die Geige an die Brust drückte, desto seliger und süßer wurde ihm zu Mute. Und je lauter die Töne erklangen, um so schneller flohen die Schatten, um so heller erstrahlten die Wände des Saales in durchsichtigem Licht. Er mußte jedoch sehr vorsichtig auf der Geige spielen, um sie nicht zu zerbrechen. Er spielte ganz vorzüglich auf diesem gläsernen Instrumente, er spielte solche Stücke, die, wie er sehr wohl



fühlte, nie wieder eines Menschen Ohr vernehmen würde. Schon begann er zu ermatten, als plötzlich ein dumpfes Tönen aus der Ferne seine Aufmerksamkeit erregte. Es war das Tönen der Glöde, und er hörte deutlich aus ihrem Geläut die bekannten Worte: „Ja, er scheint euch wohl bedauernswert, und ihr verachtet ihn, aber er ist doch der Beste und der Glücklichsste: niemals wieder wird ein Mensch auf diesem Instrument spielen.“

Und so vernünftig, so neu und richtig erschienen ihm diese bekannten Worte, daß er sein Spiel abbrach und behutsam, indem er jede andere Bewegung zu vermeiden suchte, seine Arme und Augen zum Himmel erhob. Er fühlte sich schön und glücklich. Obwohl niemand im Saale war, warf er sich doch in die Brust und stand erhobenen Hauptes auf der Rednerbühne, so daß ihn alle sehen konnten. Plötzlich berührte eine leichte Hand seine Schulter; er wandte sich um und bemerkte in dem Halbdunkel eine weibliche Gestalt. Sie blickte ihn traurig an und schüttelte mißbilligend den Kopf. Er begriff sogleich, daß das, was er that, nicht recht war, und er schämte sich seiner selbst. Wohin willst du? fragte er sie. Sie blickte ihn noch einmal mit einem langen, durchdringenden Blicke an und neigte betrübt ihr Haupt. Er hatte in ihr die Dame seines Herzens erkannt; ihre Kleidung war dieselbe wie damals, um den üppigen weißen Hals lag eine Perlenkette, und die herrlich geformten Arme waren

bis über die Ellbogen entblößt. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn aus dem Saale. „Der Ausgang ist auf jener Seite!“ — rief Albert ihr zu, sie aber antwortete nicht, sondern führte ihn lächelnd immer weiter. Sie kamen an einen Ausgang, und Albert erblickte den Mond und einen Wasserpiegel. Aber das Wasser befand sich nicht unten, wie es gewöhnlich der Fall ist, und der Mond nicht droben am Himmel, als eine leuchtende Kugel an einer Stelle, wie es gewöhnlich der Fall ist, sondern Mond und Wasser waren gleichsam miteinander vermengt. Er sah sie bald oben, bald unten, bald zur Seite, bald rings um sich her. Albert stürzte mit ihr in den Mondenschein und das Wasser hinein und begriff, daß er jetzt die umarmen dürfe, die er über alles in der Welt liebte. Und er umarmte sie und empfand unendliche, köstliche Wonne. „Aber wie, ist es nicht vielleicht bloß ein Traum?“ fragte er sich plötzlich. Doch nein, es war Wirklichkeit, es war mehr als Wirklichkeit — es war Wirklichkeit und Erinnerung. Er fühlte, daß dieses unaussprechliche Glück, welches er in dieser Minute empfand, vergehen und niemals wiederkehren würde. „Weshalb weine ich nur?“ fragte er sie. Sie schwieg und blickte ihn traurig an. Albert begriff, was ihr Schweigen bedeutete. „Aber was denn? Ich lebe doch!“ rief er aus. Sie blieb stumm wie zuvor und blickte starr vor sich hin. „Aber das ist doch schrecklich! Wie soll ich ihr nur klar

machen, daß ich lebe? — dachte er ganz erschrocken. O Gott, ich lebe ja, versteh' mich doch!“ — flüsterte er.

Er ist der Beste und Glückliche! sagte eine Stimme. Aber immer stärker und stärker preßte es seine Kehle zusammen. War es der Mond und das Wasser, ihre Umarmungen, oder Thränen — er wußte es nicht, er fühlte nur, daß er nicht imstande sein würde, alles zu sagen, was er zu sagen hatte, und daß bald alles ein Ende haben würde.

Zwei Gäste, welche den Tanzsaal verließen, stolperten über den lang ausgestreckten Körper des Geigers. Einer von ihnen kehrte zurück und rief Anna Iwanowna herbei.

Das ist doch sündhaft, sagte er, wie können Sie den Menschen hier im Frost liegen lassen!

Ach, seh' doch einer diesen Albert! Da sitzt er hier draußen in der Kälte! versetzte die Wirtin. Annuschka! Tragt ihn doch in's Zimmer hinein! wandte sie sich an die Dienerin.

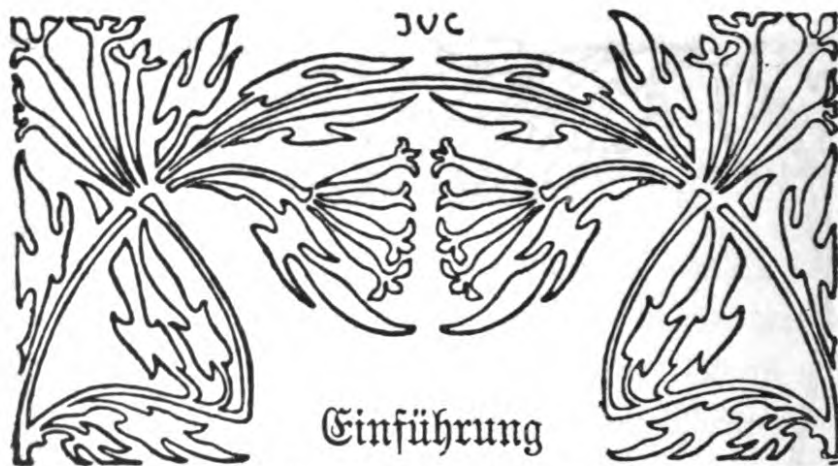
Aber ich lebe ja noch, weshalb wollt ihr mich begraben? murmelte Albert in sich hinein, während man ihn bewußtlos in's Zimmer trug.





# Zwei Husaren

Novelle



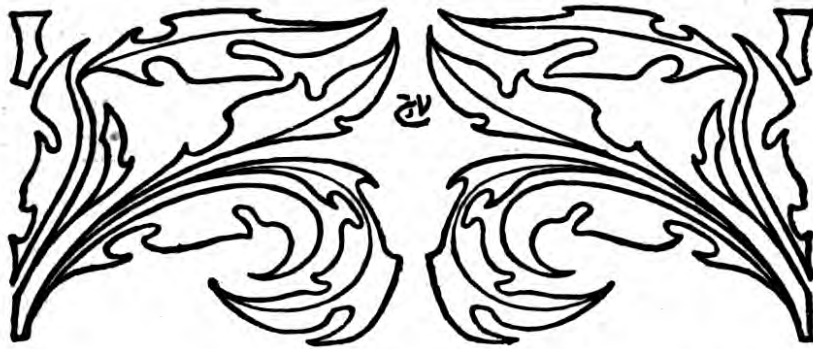
Die Erzählung „Zwei Husaren“, eine Gegenüberstellung zweier Menschen aus zwei verschiedenen Zeitaltern, die durch Vater und Sohn repräsentiert sind, ist überaus skizzenhaft gehalten. Es fehlt den erzählten Ereignissen die Abrundung. Der dichterische Zweck scheint hauptsächlich in der Schilderung der beiden Gestalten und der Sitten des Zeitalters zu liegen.

Tolstoj hatte Gelegenheit genug, in den beiden Hauptstädten des Landes Menschen kennen zu lernen, die wie Turbin Vater und Turbin Sohn lebten und handelten. Die russische Litteratur ist reich an ähnlichen Charakterschilderungen aus der Zeit der vorreformatorischen Periode. Gestalten wie den Vater kannte Tolstoj unter den Älteren seiner Umgebung in großer Zahl, und um ein Modell für den Sohn zu finden, brauchte er nur in den Kreis hineinzugreifen, mit dem er selbst aufgewachsen war und verkehrte.

Die „Zwei Husaren“ können demnach wie die „Aufzeichnungen eines Marqueurs“ und wie „Albert“ als das Ergebnis der Moskauer und Petersburger Beobachtungen aufgefaßt werden und bilden auch in ihrer (allerdings versteckt gehaltenen) moralisierenden Tendenz ein Seitenstück zu diesen Erzählungen.

R. L.





... . Zomini und Zomini,  
Und kein Wörtchen von Bewirtung.  
D. Dawydow.

Ums Jahr 1800, zu jenen Zeiten, wo es noch keine Eisenbahnen und keine Chaussees gab, kein Gas und kein Stearinlicht, keine niedrigen Sprungfedersofas und keine unladierten Möbel, keine blasierten Jünglinge mit Augengläsern, keine liberalen Philosophinnen und keine liebenswürdigen Kameliendamen, deren es zu unserer Zeit so viele giebt, — in jenen harmlosen Zeiten, in welchen man auf eine Reise von Moskau nach Petersburg in der Postkutsche oder im Wagen eine ganze Hausküche mitnahm, wo man acht Tage über die weiche, staubige und schmutzige Straße fuhr, wo man noch an die Hühnerkoteletts und die waldaischen Glöckchen und Glockenspiele glaubte, — wo an langen Herbstabenden die Talglichter kohlend brannten und einen Familienkreis von zwanzig und dreißig Menschen beleuchteten, wo man auf Bällen in Randelabern Wachs- und Spermacetkerzen aufstede, wo man die Möbel symmetrisch aufstellte, — wo unsere Väter noch jung waren, nicht bloß weil sie keine Runzeln und grauen

Haare hatten, sondern weil sie um Weiber Kugeln wechselten und aus dem äußersten Winkel der Stube hervorstürzten, um ein zufällig oder auch nicht zufällig herabgefallenes Taschentuch aufzuheben, wo unsere Mütter kurze Taillen und ungeheure Ärmel trugen und Familienangelegenheiten durch Loosziehen entschieden, — wo die reizenden Kameliendamen das Tageslicht mieden, — in den harmlosen Zeiten der Freimaurerlogen, der Martinisten, des Tugendbundes, in den Tagen der Miloradowitsch, der Dawydows und der Puschkins — fand in der Gouvernementshauptstadt K. eine Versammlung der Gutsbesitzer statt und gingen eben die Wahlen der Adelsstände zu Ende.



Nun, meinetwegen, sei es im Saal — sagte ein junger Offizier in Pelz und Husarenmütze, der eben aus dem Reiseschlitten gestiegen war und in das vornehmste Gasthaus der Stadt K. eintrat.

Eine große Versammlung, Väterchen, Ew. Erlaucht, eine ungeheure, sagte der Kellner, der von dem Burschen schon erfahren hatte, daß der Husar Graf Turbin heiße, und der ihn deshalb hoch titulierte: Ew. Erlaucht. — Die Gutsherrin von Afremowka und ihre Töchter wollen heute abend abreisen, Sie können dann, wenn's beliebt, Num=

mer elf nehmen, sobald sie leer wird, sagte er und ging leisen Schrittes vor dem Grafen den Flur entlang und sah sich immer nach ihm um.

Im großen Speisesaal saßen an einem kleinen Tisch unter einem lebensgroßen Bilde Kaiser Alexanders, das schon schwarz geworden war, einige Edelleute, offenbar aus der Gegend, beim Champagner und ein wenig abseits durchreisende Kaufleute in blauen Pelzen.

Der Graf trat in das Zimmer, rief „Blücher“, einen ungeheuren Bullenbeißer, der mit ihm gekommen war, in's Zimmer, warf seinen am Kragen noch mit Schnee bedeckten Mantel ab, forderte Schnaps, setzte sich in seinem blauen Atlasröckchen an den Tisch und begann mit den Herren, die hier saßen, ein Gespräch. Sie waren bald durch das schöne, offene Äußere des neu Angekommenen eingenommen und boten ihm einen Becher Champagner an. Der Graf trank erst ein Gläschen Schnaps, dann bestellte auch er eine Flasche, um die neuen Bekannten zu bewirten. Da trat der Postknecht ein und bat um Trinkgeld.

Saschka, rief der Graf, gib ihm was.

Der Postknecht ging mit Saschka hinaus, kam aber wieder zurück mit dem Gelde in der Hand.

Wie, Väterchen Erlaucht, ich glaube, ich habe mir mit Ew. Gnaden alle Mühe gegeben, einen halben Rubel haben Sie mir versprochen, und Sie geben mir nur einen Viertel.



Sascha, gib ihm einen ganzen Rubel.

Sascha sah verlegen auf die Füße des Postknechts.

Es wird ausreichen, sagte er mit tiefer Stimme. Ich habe auch kein Geld mehr.

Der Graf nahm aus seiner Brusttasche die einzigen zwei blauen Scheine, die darin waren, und gab sie dem Postknecht; dieser küßte ihm die Hand und ging hinaus.

Weit gekommen, sagte der Graf, die letzten fünf Rubel.

Das ist Husarenbrauch, Graf, sagte lächelnd einer der Edelleute, der nach seinem Schnurrbart, seiner Stimme, einer gewissen energischen Schwungkraft in den Beinen für einen ausgedienten Kavalleristen gehalten werden konnte. — Gedenken Sie lange hier zu bleiben, Graf?

Ich muß erst Geld bekommen, sonst wäre ich nicht hier geblieben. Es giebt auch keine Zimmer in dieser verfluchten Schenke, hol's der Teufel ...

Verzeihen Sie, Graf, — erwiderte der Kavallerist, — aber würden Sie mir nicht die Ehre erweisen, ich wohne hier in Nummer sieben ... Wenn Sie es nicht verschmähen, inzwischen bei mir zu übernachten. O, Sie bleiben schon noch so drei Tage bei uns! Heute ist Ball beim Adelsmarschall. Wie würde er sich freuen!

Wahrhaftig, Graf, bleiben Sie, fiel ein an-

derer von der Tafelrunde, ein hübscher, junger Mann, ein. Was haben Sie für Eile. Wahlen sind doch in drei Jahren nur einmal; Sie würden wenigstens unsere Damenwelt kennen lernen, Graf!

Saschtsa, bring die Wäsche, ich will baden gehen, sagte der Graf und erhob sich. Und dann wollen wir sehen, vielleicht mache ich mich wirklich auf zum Adelsmarschall.

Dann rief er den Kellner, sprach mit ihm ein paar Worte, und der Kellner antwortete lächelnd, alles sei das Werk von Menschenhänden, und ging hinaus.

Ich lasse also meinen Koffer auf Ihr Zimmer bringen, Väterchen, rief der Graf in der Thür.

Bitte sehr, machen Sie mir die Freude, antwortete der Kavallerist und eilte zur Thür. — Nummer sieben, vergessen Sie nicht!

Als man seine Schritte nicht mehr hören konnte, ging der Kavallerist auf seinen Platz zurück, rückte näher zu dem Beamten heran, sah diesem lächelnd in's Gesicht und sagte:

Das ist ja der.

Um?

Ich sage dir, es ist derselbe Kaufbold — Turbin, der berühmte Turbin, er hat mich erkannt, ich wette, er hat mich wiedererkannt. Natürlich, ich habe doch mit ihm in Lebedjan drei Wochen hindurch ein lustiges Leben geführt. Keine Nacht

haben wir geschlafen, als ich die Pferde für's Regiment kaufte. Wir haben dort einen Streich ausgeführt, wir beide zusammen . . . ein schneidiger Kerl, he?

Ja, ein schneidiger Mensch. Und wie angenehm ist er im Verkehr, so ganz ungezwungen, antwortete der hübsche, junge Mann. — Wie schnell wir uns näher getreten sind . . . er mag wohl fünfundzwanzig Jahre alt sein, nicht älter?

Nein, er sieht nur so aus, aber er ist älter. Man muß nur wissen, was das für ein Kerl ist. Wer hat die Wigunowa entführt? — Er. Sablin hat er niedergeschossen, Matnjew hat er an den Beinen zum Fenster hinausgehängt, dem Fürsten Nesterow hat er dreihunderttausend im Spiel abgeklopft. Er ist ein verflixter Bursche, mußt du wissen, ein Spieler, ein Käufer, ein Weiberheld; aber eine Seele von Husar, eine wahre Seele. Wir haben ja den Ruf, aber wenn die Leute wüßten, was es heißt, ein echter Husar . . . ach, es war eine schöne Zeit.

Und der Kavallerist erzählte seinen Tischgenossen von den lustigen Tagen, die er mit dem Grafen in Lebedjan erlebt, eine Geschichte, die nie geschehen war und nie hätte geschehen können, erstens nicht, weil er den Grafen nie vorher gesehen und seine Entlassung zwei Jahre vor dem Eintritt des Grafen genommen hatte, und zweitens nicht, weil der Kavallerist eigent-



lich nie in der Kavallerie gedient hatte, sondern nur vier Jahre als ganz bescheidener Junker im Belewskij'schen Regiment gestanden und gleich, nachdem er zum Fähnrich befördert war, seinen Abschied genommen hatte. Aber vor zehn Jahren war er wirklich, nachdem er eine Erbschaft gemacht, in Lebedjan gewesen, hatte dort mit den Remonte-Offizieren siebenhundert Rubel verjubelt und sich auch schon eine Ulanenuniform mit gelben Aufschlägen machen lassen, um zu den Ulanen einzutreten. Der Wunsch, zur Kavallerie einzutreten, und die drei Wochen, die er in Lebedjan mit den Remonte-Offizieren verlebt hatte, waren für ihn die glänzendste, glücklichste Zeit seines Lebens, so daß er den Wunsch anfänglich in die Wirklichkeit übertrug, dann in die Erinnerung, und so allmählich fast selbst an seine kavalleristische Vergangenheit glaubte, was gar nicht verhinderte, daß er in Bezug auf Herzengüte und Ehrenhaftigkeit ein durchaus achtungswerter Mensch war.

Ja, wer nicht Kavallerist gewesen ist, der kann unsereinen nicht begreifen. — Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl, streckte den Unterkiefer hervor und sprach mit tiefer Stimme: — Man reitet zum Beispiel vor der Schwadron einher, unter sich ein Teufel von Pferd, das beständig lanciirt, man sitzt selbst drauf wie der Teufel, da kommt der Eskadronchef zur Musterung heran: „Leutnant, sagt er, wollen Sie nicht so gut sein, ohne Sie

wird's nichts, führen Sie die Schwadron im Parade-  
marsch vor.“ Schön, man ist sofort zur Stelle,  
sieht sich um und donnert seine Schnauzbärte an  
. . . Ach, hol's der Teufel, es war eine schöne  
Zeit!

Der Graf kam ganz gerötet und mit feuchtem  
Haar aus dem Badezimmer und ging geradewegs  
nach Nummer sieben, wo schon der Kavallerist im  
Schlafrock, das Pfeifchen im Munde, darsaß und  
entzündet, zugleich aber etwas ängstlich, über das  
Glück nachdachte, das ihm zu teil geworden —  
mit dem berühmten Turbin in einem Zimmer zu  
wohnen. „Wie aber, fiel es ihm nun plötzlich  
ein, wenn er mich auszieht, mich nackt vor den  
Schlagbaum hinausträgt und in den Schnee setzt,  
oder . . . wenn er mich mit Theer einschmiert, oder  
einfach . . . nein, einem Kameraden thut er das  
nicht,“ tröstete er sich selbst.

Blücher füttern, Sascha! schrie der Graf.

Sascha kam; er hatte nach der Reise ein Glas  
Schnaps getrunken und war tüchtig angeheitert.

Du hast's nicht mehr aushalten können, hast  
dich betrunken, Kanaille! . . . Blücher füttern!

Der frepiert auch so nicht, schau, wie hübsch  
rund er ist, antwortete Sascha, indem er den  
Hund streichelte.

Schwarz nicht! . . . mach', füttere ihn.

Wenn der Hund nur satt ist! Aber wenn der

Mensch ein Gläschen trinkt, dann schimpfen Sie gleich.

Du, es seht was, schrie der Graf mit einer Stimme, daß die Scheiben in den Fenstern klirrten und dem Kavalleristen angst und bange wurde.

Sie sollten lieber fragen, ob Sascha heute schon was im Munde gehabt hat. Schön, hauen Sie nur, wenn Ihnen der Hund lieber ist als ein Mensch, sagte Sascha. Aber da bekam er einen kräftigen Faustschlag in's Gesicht, daß er umfiel und mit dem Kopf an die spanische Wand schlug; er griff mit der Hand nach der Nase, rannte zur Thür hinaus und warf sich im Flur auf den Kasten.

Er hat mir die Zähne ausgeschlagen, knurrte Sascha, indem er mit der einen Hand die blutige Nase wischte und mit der anderen Blücher kämmte, der sich dabei den Rücken leckte — er hat mir die Zähne ausgeschlagen, Blüch, und doch, er ist mein Graf, durch's Feuer gehe ich für ihn, ja er ist mein Graf, verstehst du, Blüch? . . . Hast du Hunger?

Er lag noch eine Weile, dann stand er auf, gab dem Hunde zu fressen und ging fast nüchtern zu seinem Grafen, um ihm Thee anzubieten.

Sie beleidigen mich einfach, sagte der Kavallerist, der aufrecht vor dem Grafen stand, schüchtern. Der Graf lag, die Füße über die spanische Wand gestreckt, auf seinem Bette. — Ich bin ja doch auch

ein alter Soldat und Kamerad, darf ich wohl sagen. Warum wollten Sie bei einem anderen Geld leihen! Ich stehe Ihnen mit Vergnügen mit zweihundert Rubeln zu Diensten. Ich habe sie zwar im Augenblick nicht, ich habe nur hundert, aber ich schaffe sie heute noch. Sie beleidigen mich einfach, Graf.

Ich danke, Väterchen, sagte der Graf. Er begriff sofort, welche Art von Beziehungen sich zwischen ihnen herausbilden würden, und klopfte dem Kavalleristen auf die Schulter. Ich danke! So, dann wollen wir auch den Ball besuchen, wenn es so steht. Aber was beginnen wir jetzt? Erzähle, was bei euch in der Stadt los ist, wo es hübsche Weiber giebt, wo flott gelebt wird, wo man Karten spielt.

Der Kavallerist erklärte ihm, hübsche Weiber würde es eine Menge auf dem Balle geben, der flotteste Lebemann sei der neugewählte Polizeichef Kolkow; er habe zwar nicht den rechten Husarenschneid, aber er sei doch so, so . . . ein netter Kerl; daß seit Beginn der Wahlen Iljuschkas Zigeunerchor in der Stadt sänge, die Vorsängerin sei Stjuschka, und daß heute abend vom Adelsmarschall „alle“ zu ihnen hingehen wollten. Ein nettes Spielchen, erzählte er, gebe es auch; Luchnow, ein Fremder, habe die Bank, und Iljin, der Manenkornet, der in Nummer acht wohne, verspiele eine Menge Geld. Es habe bei ihm



schon begonnen. Jeden Abend werde gespielt. Und was für ein prächtiger Junge, sage ich Ihnen, Graf, ist dieser Iljin, keine Spur von Geiz, sein letztes Hemd giebt er weg.

Gehen wir zu ihm, sehen wir einmal, was da für Leute sind, sagte der Graf.

Gehen wir, gehen wir, die werden sich ungeheuer freuen.



Der Manentkornet Iljin war eben aufgewacht. Am vergangenen Abend hatte er sich um acht Uhr zum Spiel gesetzt und hatte fünfzehn Stunden hintereinander bis elf Uhr morgens gespielt. Er hatte tüchtig verspielt, aber wieviel, wußte er nicht, denn er hatte dreitausend Rubel eigenes Geld und fünfzehntausend Staatsgelder besessen, die er längst mit dem eigenen zusammengethan hatte, und er fürchtete sich, die Rechnung zu machen, um sich nicht von dem zu überzeugen, was er ahnte, daß nämlich auch schon von den Staatsgeldern etwas fehlte.

Er war um die Mittagsstunde eingeschlafen und schief den tiefen, traumlosen Schlaf, den nur ein junger Mensch und nach einem großen Spielverlust schlafen kann. Um sechs Uhr abends war er erwacht, gerade um die Zeit, als Graf Turbin an dem Gasthose vorfuhr; und als er auf dem Boden



um sich her Karten, Kreide und die befrinkelten Tische mitten im Zimmer erblickte, erinnerte er sich mit Entsetzen des gestrigen Spiels und der letzten Karte, eines Buben, auf welchen er fünfhundert Rubel verloren hatte; aber er glaubte noch immer nicht an die Wirklichkeit und zog unter dem Rissen das Geld hervor und begann zu zählen. Er erkannte einige der Kassenscheine wieder, die zu wiederholten Malen bei Einsätzen und Abrechnungen von Hand zu Hand gegangen waren, und erinnerte sich des ganzen Ganges des Spiels. Seine dreitausend Rubel waren nicht mehr da, und von den Staatsgeldern fehlten schon zweieinhalbtausend.

Der Man hatte vier Nächte hintereinander gespielt.

Er war aus Moskau gekommen, wo er die Staatsgelder empfangen hatte. In K. hatte ihn der Postmeister unter dem Vorwande zurückgehalten, daß er keine Pferde habe, in Wirklichkeit aber nach einer Verabredung, welche er vor langer Zeit mit dem Gasthofbesitzer getroffen hatte, alle Durchreisenden einen Tag zurückzuhalten. Der Man, ein lustiger, junger Bursche, der eben erst von seinen Eltern in Moskau dreitausend Rubel zu seiner Ausstattung empfangen hatte, war froh, während der Wahlzeit einige Tage in der Stadt K. zubringen zu können, und hoffte sich hier tüchtig zu amüsieren. Ein ver-

heirateter Gutsbesitzer war sein Bekannter. Er wollte ihn gerade besuchen, um seinen Töchtern den Hof zu machen, als der Kavallerist erschien, mit dem Alanen Bekanntschaft machte, und ihn noch an demselben Tage, ohne jeden Hintergedanken, mit seinen Bekannten, mit Luchnow und den andern Spielern im Gastzimmer zusammenbrachte. Seit diesem Abend hatte der Alan am Spieltisch gegessen und hatte nicht nur den bekannten Gutsbesitzer nicht besucht, sondern gar nicht mehr nach Pferden gefragt und vier Tage lang das Zimmer nicht verlassen.

Er kleidete sich an, trank seinen Thee und trat an das Fenster. Er bekam Lust, spazieren zu gehen, um die aufdringlichen Erinnerungen an das Spiel zu verschleichen. Er warf seinen Mantel um und ging auf die Straße. Die Sonne stand hinter den weißen Häusern mit den roten Dächern; die Dämmerung brach an. Es war warm, auf die schmutzigen Straßen fielen langsam träge Schneeflöden herab. Da ward ihm plötzlich unerträglich traurig zu Mute bei dem Gedanken, daß er diesen ganzen Tag, der schon zur Neige ging, verschlafen hatte.

„Dieser Tag ist vorüber und kehrt nie wieder zurück,“ dachte er.

„Ich habe meine Jugend verloren,“ sagte er plötzlich zu sich selbst, nicht weil er wirklich glaubte, daß seine Jugend verloren war — er dachte gar

nicht daran — die Redensart war ihm so in den Sinn gekommen.

„Was fange ich nun an? dachte er weiter nach. — Jemanden anpumpen und abreißen?“ Eine Dame ging auf dem Trottoir an ihm vorüber. „Wie dumm die Dame aussieht,“ dachte er. „Aber wen anpumpen? . . . Ich habe meine Jugend verloren.“ Er ging auf den Trödelmarkt. An der Thür eines Ladens stand ein Kaufmann in einem Fuchspelz, und rief ihn zu sich herein. „Wenn ich die Nacht nicht aufgedeckt hätte, hätte ich gewonnen.“ Eine alte Bettlerin ging schluchzend hinter ihm her. „Wen könnte ich anpumpen?“ Ein Herr im Bärenpelz fährt vorüber; ein Wachtmann steht da. „Könnte man doch etwas Außerordentliches thun? Auf die Leute schießen? Nein doch, das ist langweilig. Ich habe meine Jugend verloren . . . Ach, was für prächtige Pferdegeschirre mit Beschlag hier hängen! Wenn man so in diesem Wagen säße. Ach, ihr prächtigen Tierchen! Ich will nach Hause gehen, Luchnow wird gleich kommen, dann spielen wir.“ Er ging nach Hause und zählte noch einmal sein Geld. Nein, er hatte sich beim ersten Male nicht geirrt, wieder fehlten an den Staatsgeldern zweitausendfünfhundert Rubel. „Erst setze ich fünf- undzwanzig, dann ein Viertel . . . auf sieben Säße, auf fünfzehn, dreißig, sechzig = dreitausend. Dann kaufe ich das Geschirr und reise ab. Er wird's

ja nicht geben wollen, der Schuft! Ich habe meine Jugend verloren.“ Das ging dem Alanen gerade durch den Kopf, als Luchnow wirklich zu ihm in's Zimmer trat.

Wie, schon lange auf, Michajlo Wassiljewitsch, fragte Luchnow, indem er langsam von seiner hageren Nase die goldene Brille abnahm und sie sorgfältig mit dem rotseidenen Taschentuche abwischte.

Nein, eben erst. Habe vortrefflich geschlafen.

Ein Husar ist angekommen, bei Sawalschewski wohnt er . . . haben Sie das nicht gehört?

Nein, ich habe nichts gehört. Sind die andern noch nicht da?

Sie sind, glaube ich, einen Augenblick zu Prjachin gegangen; sie kommen gleich.

In der That kamen sie bald in's Zimmer: ein Garnisonoffizier, der immer Luchnow Gesellschaft leistete, ein griechischer Kaufmann mit einer ungeheuren Hakennase, mit dunkler Gesichtsfarbe und eingefallenen schwarzen Augen. Ein dider, aufgedunsener Gutsbesitzer, ein Branntweinbrenner, der ganze Nächte hindurch und stets um einen halben Rubel die Karte spielte. Alle hatten den Wunsch, so schnell als möglich das Spiel zu beginnen; aber die Hauptspieler sprachen kein Wort, besonders Luchnow, der mit ungewöhnlicher Ruhe von Spitzbübereien in Moskau erzählte.

Stellen Sie sich vor, sagte er, Moskau, die

alte Hauptstadt, die Residenz — und da gehen sie in der Nacht mit Nachschlüsseln umher, als Teufel verkleidet, erschrecken das dumme Volk, plündern die Fremden — und damit basta. Vor den Augen der Polizei — das ist gelungen!

Der Wan hörte aufmerksam der Geschichte von den Schwindlern zu, aber gegen das Ende der Erzählung stand er auf und befahl leise, die Karten zu bringen. Der dicke Gutsbesitzer ergriff zuerst das Wort.

Was, meine Herren, wollen wir die goldne Zeit verlieren! An's Werk, ja, an's Werk!

Ja, Sie haben gestern halb-rubelweise ein hübsches Sümmdchen zusammengescharrt, darum gefällt's Ihnen, sagte der Grieche.

Nun, es wäre Zeit, sagte der Garnisonoffizier.

Ijin warf Luchnow einen Blick zu. Luchnow sah ihm in die Augen und fuhr ruhig in seiner Geschichte von den Spitzbuben, die sich als Teufel mit Krallen verkleideten, fort.

Wollen wir anfangen? fragte der Wan.

Ist es nicht zu früh?

Bjelow, rief der Wan und errötete dabei. Bringe mir Mittag. Ich habe noch nichts gegessen, meine Herren. Hole Champagner und bringe die Karten her.

In diesem Augenblick traten der Graf und Sawalschewski in das Zimmer. Es stellte sich heraus, daß Turbin und Ijin von derselben Di-

vision waren. Sie befreundeten sich schnell, stießen miteinander an, tranken Champagner und waren nach fünf Minuten auf du und du. Njin schien dem Grafen sehr zu gefallen. Der Graf lächelte immer, wenn er ihn ansah, und spottete über seine Jugend.

Was für ein jugendlicher Ulan, sagte er, das Schnurrbärtchen, das Schnurrbärtchen!

Njin hatte auf der Oberlippe einen vollkommen weißen Flaum.

Ihr wollt spielen, wie es scheint, sagte der Graf, nun, ich wünsche, daß du gewinnst, Njin. Du mußt ein ausgezeichnete Spieler sein, denke ich, fügte er lächelnd hinzu.

Ja, es soll eben beginnen, antwortete Luchnow und riß ein Spiel Karten auseinander. — Belieben Sie nicht auch, Graf?

Nein, für heute nicht. Ich würde euch alle aufsitzen lassen. Wenn ich mitspiele, geht jede Bank in die Brüche! Ich habe kein Geld. Auf der Station bei Wolotschok habe ich alles verspielt. Da war ein armer Infanterist, mit Ringen — es muß ein Falschspieler gewesen sein —, der hat mich bis auf den letzten Heller ausgeplündert.

Hast du dort auf der Station lange gelegen? fragte Njin.

Zweiundzwanzig Stunden habe ich da gelegen; ich werde an die verfluchte Station denken! Na, der Postmeister wird's auch nicht vergessen . . .

Wieso?

Ich komme an, mußt du wissen, da kommt der Postmeister herausgestürzt: eine Spitzbubenfrage, ein Galgengesicht. „Es sind keine Pferde da,“ sagt er. Und ich, muß ich dir sagen, habe einen Grundsatz: Sind keine Pferde da, so gehe ich, ohne meinen Pelz abzulegen, zu dem Postmeister in's Zimmer, — nicht in's Amtszimmer, weißt du, sondern zum Postmeister, und lasse alle Thüren und Fenster sperrangelweit öffnen, als ob es dumpf wäre. Nun, hier habe ich es ebenso gemacht. Erinnerst du dich noch, was wir für Frost hatten vorigen Monat? Zwanzig Grad waren es. Der Postmeister wollte etwas sagen, ich falle ihm in die Zähne. Da erhoben die Weiber, eine Alte und ein Mädchen, ein Geschrei, nahmen die Töpfe und rannten in's Dorf . . . Ich gehe zur Thür und sage: Geib mir Pferde, so reise ich ab, — sonst lasse ich niemanden heraus. Alle sollen erfrieren.

Was für ein ausgezeichnetes Mittel, sagte der aufgedunsene Gutsbesitzer und schüttelte sich vor Lachen. So friert man die Schaben aus.

Ich hatte einen Augenblick nicht Obacht gegeben, war hinausgegangen — da war mir der Postmeister mit allen Weibern ausgerissen. Ein altes Weibchen war als Pfand bei mir zurückgeblieben, auf dem Ofen; sie nieste fortwährend und betete. Dann begannen wir zu verhandeln;

der Postmeister kam und redete mir zu, immer von weitem, ich solle die Alte herauslassen, und ich hegte meinen Blücher auf ihn — Blücher ist vortrefflich dressiert auf Postmeister! Aber der Schurke gab mir bis zum andern Morgen keine Pferde. Da kam der Infanterist angefahren. Ich ging in's andere Zimmer, und wir begannen ein Spiel; haben Sie Blücher gesehen? . . . Blücher! . . . Hui!

Blücher kam hereingerannt, die Spieler beschäftigten sich freundlich mit ihm, obwohl man deutlich sah, daß sie sich gern mit ganz anderen Dingen beschäftigt hätten.

Aber warum spielen Sie nicht, meine Herren, bitte, ich darf Sie nicht stören. Ich bin einmal ein Schwächer — sagte Turbin. Paar oder unpaar ist eine schöne Sache.



Luchnow rückte die beiden Lichte zu sich heran, zog eine riesige, geldgefüllte, braune Brieftasche hervor, faltete sie bedächtig, als ob er ein Sakrament vollzöge, auf dem Tische auseinander, nahm zwei Hundertrubelscheine heraus und legte sie unter die Karten.

Ganz wie gestern, zweihundert in der Bank, sagte er, rückte seine Brille zurecht und mischte die Karten.



Schön, sagte Iljin, ohne ihn anzusehen, und ohne das Gespräch, das er mit Turbin führte, zu unterbrechen.

Das Spiel begann. Luchnow legte die Karten sorgfältig wie eine Maschine, von Zeit zu Zeit hielt er inne, schrieb langsam an oder sah ernst über seine Brille hinweg und sagte mit schwacher Stimme: Geben Sie. Der dicke Gutsbesitzer sprach am lautesten von allen. Die verschiedensten Erwägungen stellte er im lauten Selbstgespräch an, feuchtete die aufgedunsenen Finger an und bog die Karten um. Der Garnisonoffizier saß schweigend da, schrieb unter der Karte in schöner Schrift Zahlen und bog unter dem Tisch kleine Ecken um. Der Grieche saß neben dem Bankhalter und folgte dem Spiel mit seinen eingefallenen schwarzen Augen aufmerksam und erwartungsvoll. Sawalschewski stand am Tisch und geriet plötzlich in Erregung, zog aus der Hosentasche einen roten und einen blauen Schein hervor, legte eine Karte darauf, klopfte mit flacher Hand darauf und sagte: „Bringe mir Glück, Sieben“, kaute seinen Schnurrbart, stützte sich bald auf den einen, bald auf den andern Fuß, wurde rot und geriet ganz in Bewegung, was so lange andauerte, bis die Karte herauskam. Iljin aß Kalbsbraten mit Gurken, die neben ihm auf dem Rohhaarssofa standen, wuschte sich die Hände eilig an dem Rock ab und besetzte eine Karte nach der andern. Turbin, der zu



Anfang auf dem Sofa saß, bemerkte sofort, wie die Dinge standen. Luchnow sah den Alanen gar nicht an und sprach kein Wort mit ihm; von Zeit zu Zeit richtete sich seine Brille einen Moment auf die Hände des Alanen, aber der größte Teil seiner Karten verlor.

Wenn ich diese Karte schlagen könnte, sagte Luchnow, auf die Karte des diesen Gutsbesizers zeigend, der um einen halben Rubel spielte.

Schlagen Sie Ijin; warum bei mir? bemerkte der Gutsbesizer.

Und in der That, Ijins Karten wurden häufiger geschlagen als die der andern. Er zerriß nervös unter dem Tische die geschlagene Karte und wählte mit zitternden Händen eine andere.

Turbin erhob sich vom Sofa und bat den Griechen, er möchte ihm den Platz neben dem Bankhalter überlassen. Der Grieche setzte sich auf einen anderen Platz, der Graf nahm seinen Stuhl ein und begann unverwandt und aufmerksam Luchnows Hände zu betrachten.

Ijin, sagte er plötzlich mit seiner gewöhnlichen Stimme, die, ganz ohne daß er es wollte, alle andern übertönte, warum hältst du dich an die alten Kniffe? Du kannst nicht spielen.

Es kommt nicht mehr darauf an!

So verlierst du sicher. Laß mich für dich setzen.

Nein, nimm's nicht übel, das thue ich schon selbst. Spiele für dich, wenn du willst.

Für mich spiele ich nicht, habe ich gesagt, ich will für dich spielen. Es kränkt mich, daß du verlierst.

Es muß wohl Bestimmung sein.

Der Graf schwieg, stützte sich auf die Ellbogen und begann wieder aufmerksam die Hände des Bankhalters zu beobachten.

Schlimm, sagte er plötzlich laut und gedehnt. Luchnow wandte sich zu ihm um.

Schlimm, schlimm, sagte er plötzlich noch lauter und sah Luchnow gerade in die Augen.

Das Spiel wurde fortgesetzt. Se—ehr schlimm, sagte Turbin wieder; Luchnow hatte eben eine hohe Karte Iljins geschlagen.

Was gefällt Ihnen eigentlich nicht, Graf? fragte höflich und gleichmütig der Bankhalter.

Daß Sie Iljin einen einfachen Satz herausgeben und die gebogenen nehmen. Das ist schlimm.

Luchnow bewegte leicht die Schultern und die Brauen, er wollte damit ausdrücken, man müsse sich ganz dem Schicksal ergeben, und setzte das Spiel fort.

Blücher hui! rief der Graf und erhob sich; fass' ihn, fügte er schnell hinzu.

Blücher kam zu seinem Herrn gerannt, er stieß dabei mit dem Rücken gegen das Sopha, und es fehlte nicht viel, so hätte er den Garnisonoffizier umgerannt. Er brüllte los, sah alle an und



wedelte mit dem Schweife, als wollte er fragen: „Wer erlaubt sich hier etwas, he?“

Luchnow legte die Karten hin und schob seinen Stuhl zur Seite.

So kann man nicht spielen, sagte er, ich kann Hunde nicht ausstehen. Was ist das für ein Spiel, wenn man einen ganzen Hundestall mitbringt!

Besonders diese Hunde, man nennt sie, glaube ich, Bluthunde, stimmte der Garnisonoffizier bei.

Wie, spielen wir noch, Michajlo Wassiljitsch, oder spielen wir nicht? sagte Luchnow zu dem Wirt.

Störe uns, bitte, nicht, Graf, wandte sich Iljin an Turbin.

Komme doch einen Augenblick hierher, sagte Turbin, nahm Iljin unter den Arm und ging mit ihm hinter die spanische Wand.

Man konnte von hier aus die Worte des Grafen, der mit seiner gewöhnlichen Stimme sprach, deutlich hören. Seine Stimme war der Art, daß man ihn drei Zimmer weit hören konnte.

Wie, bist du verrückt? Siehst du nicht, daß dieser Herr mit der Brille — ein Falschspieler ersten Ranges ist?

Aber nicht doch, was sagst du!

Nicht nicht doch. Laß sein, sage ich dir. Mir wäre es ja ganz gleichgültig. Ein andermal hätte ich dir selbst dein Geld abgenommen, aber so thut

es mir leid, daß du hereinfällst. Du hast wohl gar noch Staatsgelder bei dir?

Nein . . . aber wie kommst du auf den Gedanken?

Ich bin selbst diesen Weg gegangen, Brüderchen, darum kenne ich auch alle Falschspielerkniffe. Ich sage dir, der in der Brille ist ein Falschspieler. Laß sein, bitte. Ich spreche zu dir als Kamerad.

Nun, ich will nur noch das eine Spiel zu Ende bringen.

Das kenne ich schon, eins; nun, wir werden ja sehen.

Sie kamen zurück. In dem einen Spiel besetzte Iljin so viele Karten, und es wurden ihm so viele geschlagen, daß er viel verlor.

Turbin legte seine Hände mitten auf den Tisch.

Nun genug! Gehen wir.

Nein, noch kann ich nicht. Laß mich, bitte, sagte Iljin ärgerlich und mischte die verbogenen Karten, ohne Turbin anzusehen.

Nun, hol' dich der Teufel! Verspiele nur immer zu, wenn du Lust hast, ich muß jetzt gehen.

Sawalschewski, fahren wir zum Adelsmarschall!

Sie gingen hinaus. Alle schwiegen, und Luchnow hielt so lange die Karten ruhig in den Händen, bis der Klang ihrer Schritte und der Krallen Blüchers im Korridor ganz verhallt war.

Das ist ein Kerl, sagte der Gutsbesitzer lachend.



Nun, jetzt wird er uns nicht stören, fügte schnell und noch im Flüstertone der Garnisonoffizier hinzu. Und das Spiel wurde fortgesetzt.



## 4. Abschnitt

Die Musikanten, Hofleute des Adelsmarschalls, standen im Speisesaal, der wegen des Balles aufgeräumt war. Sie hatten die Rockärmel zurückgeschlagen und spielten auf ein gegebenes Zeichen die alte Polka „Alexander und Elisabeth“. Bei der hellen und zarten Beleuchtung der Wachslichte gingen in dem großen, parkettierten Saal die Herrschaften auf und nieder, der Generalgouverneur aus Katharinas Zeiten mit einem Stern, Arm in Arm mit der hageren Gattin des Adelsmarschalls, der Adelsmarschall mit der Generalgouverneursfrau u. s. w., die Gouvernementsbeamten in den verschiedensten Windungen und Schlangenlinien — als Sawalschewski in den Saal trat, im blauen Frack mit einem riesigen Kragen und Puffen auf den Schultern, in Wadelsstrümpfen und Schuhen, ringsumher einen Duft von Jasmin verbreitend, womit er sich den Schnauzer, die Rockschöße und das Taschentuch eingesprengt hatte; mit ihm der hübsche Husar in blauen, drallen Reithosen und im goldgestickten roten Husarenrock, auf dem das Wladimirkreuz und die Medaille von Anno 1812 hingen. Der

Graf war nicht gerade groß gewachsen, aber vortrefflich, schön gebaut. Die hellblauen, ungewöhnlich glänzenden Augen und das ziemlich lange, in dichten Ringeln herabfallende Haar gab seiner Schönheit einen eigenen Charakter. Das Erscheinen des Grafen auf dem Ball war nicht unerwartet. Der hübsche, junge Mann, der ihm im Gasthof begegnet war, hatte ihn dem Adelsmarschall gemeldet. Der Eindruck, den diese Mitteilung machte, war ein geteilter, im allgemeinen fein besonders angenehmer. „Der freche Junge wird uns auslachen,“ war die Meinung der alten Damen und Herren. „Wenn er mich entführt?“ war mehr oder weniger die Ansicht der jungen Frauen und Mädchen.

Als die Polonaise beendet war, die Paare sich voreinander verneigten und die Damen wieder zu den Damen, die Herren wieder zu den Herren gingen, führte Sawalschewski glücklich und stolz den Grafen zu der Hausherrin. Die Gattin des Adelsmarschalls empfand eine innere Furcht, der Husar könnte ihr in Gegenwart aller einen Skandal bereiten. Sie wandte sich stolz und verächtlich von ihm ab und sagte: „Sehr erfreut; ich hoffe, Sie werden tanzen,“ maß ihn mißtrauisch mit ihren Blicken, als wollte sie sagen, „wenn du eine Frau beleidigen wolltest, so wärest du ein vollendeter Schuft.“ Der Graf aber besiegte diese Voreingenommenheit durch seine Liebenswürdigkeit, durch

Aufmerksamkeit und durch sein hübsches, fröhliches Äußere, so daß schon nach fünf Minuten die Züge der Frau Adelsmarschall ihrer ganzen Umgebung sagten: „Ich weiß, wie man mit solchen Herren umgeht, er hat sofort verstanden, mit wem er spricht. Er wird nun schon den ganzen Abend lebenswürdig gegen mich sein.“ Aber da trat gerade der Gouverneur heran, der mit dem Vater des Grafen bekannt gewesen war, führte ihn in leutseligster Weise auf die Seite und plauderte mit ihm, was das Publikum der Provinz noch mehr beruhigte und ihre Meinung von dem Grafen erhöhte. Dann führte ihn Sawalschewski zu seiner Schwester, um ihn vorzustellen — einer jungen, üppigen Witwe, die von dem Augenblick, wo der Graf angekommen war, ihre großen schwarzen Augen auf ihn geheftet hatte. Der Graf forderte die Witwe zu dem Walzer auf, den die Musik in diesem Augenblick einsetzte, und besiegte durch seine Kunst zu tanzen endgültig das allgemeine Vorurteil.

Ein vortrefflicher Tänzer, sagte eine dicke Gutsbesitzerin, die mit den Augen den Beinen in den blauen Reithosen folgte, wenn sie durch den Saal dahinhüschten, und in Gedanken eins zwei drei, eins zwei drei zählte. Ein vortrefflicher Tänzer.

Er rast nur so, er rast nur so, sagte eine andere Fremde, die von der Gesellschaft des Gouvernements



nicht für voll genommen wurde. Wie er mit den Sporen flirrt, wundervoll, höchst gewandt.

Der Graf stellte mit seiner Geschicklichkeit im Tanzen die drei besten Tänzer des Gouvernements in den Schatten, sowohl den schlanken blonden Adjutanten des Gouverneurs, der sich durch seine Schnelligkeit im Tanzen und durch die Geschicklichkeit, mit der er seine Dame ganz nahe an sich heranzog, auszeichnete, als auch den Kavalleristen, der sich durch ein anmutiges Wiegen während des Walzers und durch ein häufiges, leichtes Uneinanderschlagen der Absätze auszeichnete, und endlich noch einen anderen, einen Civilisten, von dem alle der Meinung waren, er sei zwar kein großer Geistesheld, aber ein vortrefflicher Tänzer und die Seele aller Bälle. In der That forderte dieser Civilist vom Beginn des Balles bis zum Schluß alle Damen der Reihe nach, wie sie dasaßen, zum Tanze auf, feierte nicht eine Minute und machte nur von Zeit zu Zeit eine Pause, um mit seinem schon ganz feucht gewordenen Batisttuche das erschöpfte, aber heitere Gesicht zu trocknen. Der Graf stellte sie alle in den Schatten und tanzte mit den drei hervorragendsten Damen: einer großen — reichen, schönen und dummen Dame, einer mittleren — hageren, nicht besonders schönen, aber reizend gekleideten, und mit einer kleinen — nicht hübschen, aber sehr klugen Dame. Er tanzte auch mit anderen, mit allen hübschen

Damen, und es war kein Mangel an hübschen. Am besten aber gefiel dem Grafen die Witwe, Sawalschewskis Schwester; mit ihr tanzte er die Quadrille, die Eoossaise und die Mazurka. Er begann, als sie während der Quadrille Platz genommen hatte, damit, daß er ihr eine Menge Komplimente machte, verglich sie mit Venus und Diana, mit einer Rosenblüte und mit noch einer andern Blume. Auf all diese Liebenswürdigkeiten antwortete sie nur damit, daß sie ihren weißen Nacken senkte, die Augen niederschlug, um ihr weißes Musselinkleid zu betrachten, oder daß sie ihren Fächer von der einen Hand in die andere legte. Als sie aber sagte: Nicht doch, Graf, Sie scherzen, und dergleichen mehr, klang ihre ein wenig gepreßte Stimme so naiv gutmütig und so komisch einfältig, daß man, wenn man sie ansah, wirklich glauben konnte, sie sei keine Frau, sondern eine Blume, und keine Rosenblüte, sondern eine wilde, weiß-rote, prächtige, duftlose Blume, die irgendwo unter einem jungfräulichen Schneehügel in einem fernen, fernen Lande einsam erblüht ist.

Diese Vereinigung von Harmlosigkeit und Mangel alles Konventionellen mit frischer Schönheit machte einen so merkwürdigen Eindruck auf den Grafen, daß ihm mehrmals in den Gesprächspausen, wenn er ihr schweigend in die Augen sah oder die schönen Linien ihrer Arme und ihres Nackens betrachtete, der Wunsch, sie plötzlich zu

umarmen und zu küssen, mit solcher Gewalt durch den Kopf schoß, daß er sich ernstlich zusammennehmen mußte. Die Witwe bemerkte mit Befriedigung den Eindruck, den sie gemacht hatte; aber etwas ängstigte und erschreckte sie in dem Benehmen des Grafen, obwohl der junge Husar bei seiner einschmeichelnden Liebenswürdigkeit ihr ehrerbietig, nach jetzigen Begriffen sogar über die Maßen ehrerbietig entgegenkam. Er holte ihr in Eile Orschade herbei, hob das Taschentuch auf, riß einem podennarbigen jungen Gutsbesitzer, der sie auch bedienen wollte, den Stuhl aus den Händen, um ihn schneller herbeizubringen u. s. w.

Da er bemerkte, daß die gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, wie sie damaliger Zeit üblich war, wenig Eindruck auf seine Dame machte, versuchte er sie durch die Erzählung komischer Anekdoten zu belustigen: er versicherte ihr, er sei bereit, wenn sie es befehle, sich sofort auf den Kopf zu stellen, wie ein Hahn zu krähen, durch das Fenster zu springen oder sich in eine Wuhne zu stürzen. Das hatte Erfolg: die Witwe wurde lustig, lachte trillernd, ließ dabei ihre wundervollen weißen Zähne sehen, und bezeugte ihrem Kavaliere ihre vollkommene Zufriedenheit. Mit jeder Minute gefiel sie dem Grafen mehr, so daß er bis zum Schluß der Quadrille aufrichtig in sie verliebt war.

Als nach Beendigung der Quadrille ihr früherer achtzehnjähriger Anbeter, der berufslose

Sohn eines ungeheuer reichen Gutsbesizers, derselbe poäennarbige junge Mann, dem Turbin den Stuhl aus der Hand gerissen hatte, auf die Witwe zutrat, empfing sie ihn außerordentlich kühl und ließ nicht den zehnten Teil der Verlegenheit merken, die sie in Gegenwart des Husaren empfand.

Sie sind gut! — sagte sie zu ihm. Dabei betrachtete sie Turbins Rücken und berechnete unwillkürlich, wieviel Ellen Goldschnur wohl auf der ganzen Jade wären — Sie sind gut, Sie haben mir versprochen, mich zur Spazierfahrt abzuholen und mir Konfekt zu bringen.

Ich bin doch dagewesen, Anna Fjodorowna, Sie waren aber schon fort; und das feinste Konfekt habe ich mitgebracht und dagelassen, sagte der junge Mann mit einer seinem hohen Wuchse widersprechenden, dünnen Stimme.

Sie finden immer Ausreden! . . . Ich brauche Ihr Konfekt nicht. Glauben Sie, bitte, nicht . . .

Ich sehe schon, Anna Fjodorowna, Sie sind anders gegen mich, und ich weiß nicht, weshalb. Aber das ist nicht schön — fügte er hinzu, aber er konnte seine Rede nicht zu Ende bringen, denn er war sichtlich stark erregt, und seine Lippen bebten heftig und eigentümlich.

Anna Fjodorowna hörte ihm nicht zu und folgte Turbin mit ihrem Blicke.

Der Adelsmarschall, der Herr des Hauses, ein majestätisch beleibter, zahnloser alter Herr, trat

an den Grafen heran, nahm ihn unter den Arm, lud ihn in das Kabinett, um zu trinken und zu rauchen, wenn es ihm beliebe. Als Turbin hinausgegangen war, hatte Anna Fjodorowna das Gefühl, als ob sie im Saale nichts mehr zu thun hätte. Sie nahm ein altes hageres Fräulein, ihre Freundin, unter den Arm und ging mit ihr in's Toilettenzimmer.

Nun, ist er nett? fragte das Fräulein.

Er ist aber schrecklich aufdringlich, antwortete Anna Fjodorowna, indem sie vor den Spiegel trat und hineinblickte.

Ihr Gesicht leuchtete, ihre Augen lachten, sie errötete sogar und drehte sich plötzlich ganz wie die Ballettänzerinnen, die sie während der Wahlzeit gesehen hatte, auf einem Fuße herum, dann lachte sie mit ihrem gepreßten, aber lieblichen Lachen und hüpfte sogar in die Höhe, indem sie die Knie einzog.

Der versteht's, er hat mich um ein Andenken gebeten, sagte sie zu der Freundin. Aber daraus wird ni—i—i—chts, sagte sie, indem sie das letzte Wort singend dehnte und einen Finger in dem bis zu dem Ellbogen reichenden Glaceehandschuh in die Höhe hob . . .

In dem Kabinett, in welches der Adelsmarschall Turbin geführt hatte, standen verschiedene Getränke, Viqueur, schwedische Schüsseln und Champagner. Hier saßen und standen in einer Wolke



von Tabakrauch die Edelleute und plauderten über die Wahlen.

Nachdem der ganze vornehme Adel unseres Kreises ihn durch die Wahl geehrt hat, — sagte der neugewählte Polizeichef, der schon tüchtig getrunken hatte, — dürfte er nicht bei der ganzen Gesellschaft Anstoß erregen, dürfte er keineswegs . . .

Der Eintritt des Grafen unterbrach das Gespräch. Alle machten sich mit ihm bekannt, der Polizeichef besonders drückte ihm mit beiden Händen lange die Hand und bat ihn zu wiederholten Malen, nach dem Ball mit ihnen zusammen in das neue Gasthaus zu fahren, wo er den Adel bewirten wollte und wo eine Zigeunergesellschaft singen sollte. Der Graf sagte ganz bestimmt zu und leerte mit ihm einige Glas Champagner.

Warum tanzen Sie nicht, meine Herren? fragte er, ehe er das Zimmer verließ.

Wir sind keine Tänzer, antwortete der Polizeichef lachend. Wir halten's mehr mit dem Wein, Graf . . . übrigens ist ja alles das unter meinen Augen aufgewachsen, alle diese jungen Damen, Graf. Zuweilen tanze ich wohl noch in der Ecossaise mit, Graf, . . . das kann ich noch, Graf . . .

Nun, versuchen wir's, sagte Turbin, legen wir los bei den Zigeunern.

Gut, gehen wir, meine Herren, machen wir dem Hausherrn eine Freude.

Und drei von den Edelleuten, die seit dem Beginn des Balles im Kabinett gesessen und getrunken hatten und jetzt vom Weine glühten, zogen ihre schwarzen oder gehäkelten seidnen Handschuhe an und wollten eben schon mit dem Grafen in den Saal hinein, als ihnen plötzlich der podennarbige junge Mann in den Weg trat. Er war ganz bleich und konnte kaum die Thränen zurückhalten. So trat er auf Turbin zu.

Sie denken wohl, weil Sie — Graf sind, können Sie sich hier wie auf einem Jahrmarkt benehmen? — sagte er, schwer atmend. — Aber das ist unhöflich . . .

Wieder hemmten seine Lippen, die unwillkürlich zu zittern begannen, den Strom seiner Rede.

Was! schrie Turbin, plötzlich die Stirn runzelnd, was . . . dummer Junge! — schrie er, faßte ihn bei den Händen und drückte den jungen Mann so fest, daß ihm mehr aus Angst als aus Ärger das Blut zu Kopfe stieg. — Wünschen Sie, sich mit mir zu schießen? ich stehe zu Ihren Diensten.

Kaum hatte Turbin die Hände freigegeben, die er so fest gedrückt hatte, als schon zwei Edelleute dem jungen Mann unter die Arme griffen und zur Hinterthür zogen.

Was ist mit Ihnen, sind Sie nicht gescheit? Sie haben wohl zu viel getrunken? Das soll Ihr Papa erfahren! Was geht mit Ihnen vor? sagten sie zu ihm.

Nein, ich bin nicht betrunken, er stößt mich und entschuldigt sich nicht. Der — Schweinhund, brachte der junge Mann quiettschend hervor und brach vollends in Thränen aus.

Aber man hörte nicht auf ihn und brachte ihn nach Hause.

Lassen Sie doch, Graf, redeten der Polizeichef und Sawalschewski ihrerseits auf Turbin ein, er ist ein Kind, das noch Prügel haben muß, sechzehn Jahre . . . es ist gar nicht zu begreifen, was in ihn gefahren ist. Was für eine Fliege mag ihn wohl gestochen haben? Und sein Vater ist ein hochachtbarer Mann, unser Kandidat!

Nun, hol' ihn der Teufel, wenn er nicht will! . . .

Und der Graf ging wieder in den Saal zurück, tanzte so lustig wie vorher Ecolfaisse mit der hübschen Witwe, lachte aus vollem Herzen beim Anblick der Pas, welche die Herren machten, die mit ihm aus dem Kabinett gekommen waren, und schüttelte sich vor Lachen, so daß man es im ganzen Saale hörte, als der Polizeichef ausglitt, und so lang er war, mitten unter den Tanzenden hinschlug.



### 5. Abschnitt

In demselben Augenblick, wo der Graf in's Kabinett gegangen war, war Anna Fjodorowna auf ihren Bruder zugetreten. Sie glaubte, sie müsse



so thun, als ob sie der Graf wenig interessierte, und begann ihn auszufragen. „Sag mal, Bruder, was ist das für ein Husar, der mit mir getanzt hat?“ Der Kavallerist erklärte der Schwester so gut er konnte, was für ein großer Mann der Husar sei, und erzählte bei dieser Gelegenheit, der Graf sei nur hiergeblieben, weil ihm unterwegs sein Geld gestohlen worden sei. Er habe ihm selbst hundert Rubel geliehen, das sei aber zu wenig, und ob ihm die Schwester nicht noch zweihundert Rubel leihen könne. Sawalschewski hat aber, niemandem, besonders dem Grafen, ein Wörtchen zu sagen. Anna Fjodorowna versprach, noch heute das Geld zu schicken und die Sache geheimzuhalten. Während der Ecossaise aber überkam sie eine schreckliche Lust, dem Grafen selbst Geld anzubieten, so viel er wollte. Sie zögerte lange, errötete ein über das andere Mal, endlich faßte sie sich ein Herz und ging in folgender Weise zu Werke.

Mein Bruder hat mir gesagt, Sie hätten unterwegs Unglück gehabt und seien jetzt ohne Geld, Graf. Wenn Sie welches brauchen, wollen Sie es nicht bei mir leihen? — Es würde mir große Freude machen.

Raum hatte Anna Fjodorowna diese Worte gesprochen, als sie plötzlich erschraf und errötete. Aus den Zügen des Grafen war in einem Augenblick alle Heiterkeit gewichen.

Ihr Bruder ist ein Dummkopf, sagte er barsch.



— Sie wissen, wenn ein Mann einen Mann beleidigt, so schießt man sich. Wenn aber eine Frau einen Mann beleidigt, was geschieht da? Wissen Sie das?

Die arme Anna Fjodorowna errötete über Hals und Ohren vor Verlegenheit. Sie schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

Eine Frau küßt man in Gegenwart aller, sagte der Graf ihr leise in's Ohr. Mir gestatten Sie wenigstens, Ihr Händchen zu küssen, — fügte er flüsternd nach einer langen Pause, aus Mitleid mit der Verlegenheit seiner Dame, hinzu.

Ach, nur nicht gleich, sagte Anna Fjodorowna schwer seufzend.

Wann also? Ich reise morgen früh . . . und Sie sind es mir schuldig.

Nun, dann kann es eben nicht sein — sagte Anna Fjodorowna lächelnd.

Gestatten Sie mir nur eine Gelegenheit zu suchen, Sie heute noch zu sehen und Ihre Hand zu küssen. Ich werde sie schon finden.

Wie wollen Sie die finden?

Das ist meine Sache. Um Sie zu sehen, mache ich alles möglich . . . Gut also?

Gut.

Die Cossaiße war beendet. Es wurde noch eine Mazurka getanzt, in welcher der Graf Wunder that. Er fing Tücher auf, ließ sich auf ein Knie nieder, stieß die Sporen auf so ganz eigene Art, auf

Warschauer Art, gegeneinander, so daß alle alten Herren vom Bostontische aufstanden, um ihm zuzusehen, und der Kavallerist, der beste Tänzer, sich für übertroffen erklärte. Es wurde gespeist, noch ein „Großvater“ getanzt, dann ging es nach Hause. Der Graf ließ keinen Blick mehr von der Witwe. Es war nicht Verstellung, als er sagte, daß er für sie bereit wäre, sich in's Wasser zu stürzen. Ob es Laune war, Liebe oder Eigensinn, gleichviel, an diesem Abend waren alle seine Seelenkräfte auf den einen Wunsch gerichtet, sie zu sehen und zu lieben. Er hatte kaum beobachtet, daß Anna Fjodorowna anfing, von der Herrin des Hauses Abschied zu nehmen, als er in das Dienerzimmer eilte und von da ohne Pelz auf den Hof hinaus, an den Platz, wo die Wagen standen.

Der Wagen der Frau Anna Fjodorowna Sajzow! rief er.

Eine große, vierköpfige Kutsche mit Laternen setzte sich in Bewegung und fuhr an der Treppe vor. — Halt, rief er dem Kutscher zu und lief, bis zu den Knien im Schnee, auf den Wagen zu.

Was wünschen Sie? fragte der Kutscher.

Ich muß in den Wagen, antwortete der Graf, öffnete während der Fahrt den Wagenschlag und kroch mühsam hinein. Halt doch, zum Teufel, Esel!

Wasjka, halt, — schrie der Kutscher dem Vorreiter zu und brachte die Pferde zum Stehen. —

Was kriechen Sie in einen fremden Wagen? Das ist der Wagen der gnädigen Frau, Anna Fjodorowna, aber nicht Euer Gnaden.

Schweig, Laffe, da hast du einen Rubel. Kriech herunter, mache den Schlag zu, sagte der Graf. Da aber der Kutscher sich nicht rührte, klappete er selbst den Tritt zusammen, öffnete das Fenster und schlug die Thür, so gut es ging, zu. Die Kutsche roch, wie alle alten Kutschen, besonders die mit gelben Treppen ausgeschlagenen, nach Schimmel und verbranntem Rohr. Die Beine des Grafen steckten bis über die Knie in geschmolzenem Schnee und froren tüchtig in den dünnen Stiefeln und Reithosen, durch seinen ganzen Körper ging ein kalter Schauer. Der Kutscher auf dem Bod brummte und machte Anstalten herunterzusteigen. Aber der Graf hörte und fühlte nichts. Sein Antlitz glühte, sein Herz pochte mächtig. Er hielt sich krampfhaft an dem gelben Riemen, neigte sich zu dem Seitenfenster, und sein ganzes Wesen war Erwartung. Diese Erwartung währte nicht lange. An der Hausthür rief man: Der Wagen der Frau Sajzow! Der Kutscher nahm die Zügel zur Hand, der Wagenkorb wiegte sich auf den hohen Federn, die erleuchteten Fenster des Hauses eilten eines nach dem andern an den Wagenfenstern vorüber.

Merkt' dir, Schlingel, wenn du dem Lafaien sagst, daß ich hier bin, sagte der Graf zum Kut-

scher, indem er den Kopf zu dem Vorderfenster herausstreckte, so sehe ich dich an die Luft, sagst du nichts, so kriegst du noch zehn Rubel.

Er hatte kaum Zeit, das Fenster herunterzulassen, als der Wagenkorb wieder stärker schaukelte und die Kutsche hielt. Er drückte sich in die Ecke, hielt den Atem an und schloß die Augen; solche Angst überkam ihn, seine glühende Erwartung konnte nicht in Erfüllung gehen. Der Schlag wurde geöffnet, die Stufen des Tritts fielen flirrend eine nach der andern herab, ein Frauenkleid rauschte, in die dumpfe Kutsche drang ein Duft von Jasmin, eilige Füßchen stiegen den Tritt herauf, und Anna Fjodorowna ließ sich, den breitgeöffneten Mantel über die Beine des Grafen werfend, schweigend und tief atmend auf den Sitz neben ihm nieder.

Ob sie ihn bemerkt hatte oder nicht, hätte niemand zu sagen vermocht, auch Anna Fjodorowna selbst nicht; als er aber ihre Hand ergriff und sagte: „Nun aber darf ich doch wohl Ihr Händchen küssen,“ verriet sie nur geringen Schrecken und antwortete mit keinem Wort. Sie überließ ihm aber ihre Hand, und er bedeckte sie mit Küssen weit über die Höhe des Handschuhes. Die Kutsche setzte sich in Bewegung.

So sprich doch ein Wort! Bist du mir böse? sagte er zu ihr.

Sie drückte sich schweigend in ihre Ecke, plötz-

lich brach sie in Thränen aus und ließ ihren Kopf an seine Brust sinken.



## 6. Abschnitt

Der neugewählte Polizeichef und die Gesellschaft, die mit ihm war, der Kavallerist und die anderen Edelleute saßen schon lange bei den Zigeunern und zechten in dem neuen Gasthose, als der Graf in einem blauen Bärenpelze, der dem verstorbenen Gatten Anna Fjodorownas gehört hatte, sich wieder zu ihnen gesellte.

Väterchen, Ew. Erlaucht, wie lange haben wir auf Sie gewartet, sagte ein schieläugiger schwarzer Zigeuner, der ihm auf den Korridor entgegengegangen war und sich beeilte, ihm den Pelz abzunehmen, und zeigte dabei seine glänzenden Zähne. Seit Lebedjan haben Sie sich nicht sehen lassen . . . Stjoscha verzehrt sich vor Gram . . .

Stjoscha, eine schlanke, junge Zigeunerin mit ziegelroten Baden in dem dunkelbraunen Gesicht, mit glänzenden, tiefliegenden, schwarzen, von langen Wimpern beschatteten Augen, war ihm ebenfalls entgegengeeilt.

Ach, liebes Gräflein, Täubchen, Goldener, das ist eine Freude, sagte sie heiter lächelnd mit halb geöffnetem Munde.

Iljuscha selbst kam ihm entgegen und that, als ob er sich sehr freute. Die alten Weiber und

die jungen Mädchen sprangen von ihren Sitzen auf und umringten den Grafen. Die einen nannten sich seine Gevattern, die anderen beriefen sich auf ihre Patenfindschaft.

Die jungen Zigeunermädchen küßte Turbin alle auf den Mund; die alten Weiber und die Männer küßten ihm Schultern und Hände. Auch die Edelleute waren durch die Ankunft des Gastes hoch erfreut, um so mehr, als die Lustigkeit den Höhepunkt bereits überschritten hatte und schon abzunehmen anfing, jeder bereits Übersättigung empfand, der Wein seine erregende Wirkung auf die Nerven verloren hatte und nur noch den Magen beschwerte. Es hatte schon jeder seinen ganzen Vorrat an Lustigkeit ausgegeben und sich an dem anderen satt gesehen. Schon waren alle Lieder durchgesungen und schwirrten in aller Köpfen surrend durcheinander. Was auch immer der eine oder der andere Seltsames oder Ungelassenes treiben mochte, so hatten doch alle den Gedanken, es liege nichts Liebenswürdigen und Romisches mehr darin. Der Polizeichef lag in einem unbeschreiblichen Zustande auf der Erde zu den Füßen einer alten Zigeunerin, schlug mit den Beinen auf und schrie:

Champagner! . . . Der Graf ist da! . . .  
Champagner! — Er ist da! . . . He, Champagner!  
. . . Eine Wanne Champagner zum Baden! . . .  
Meine Herren Edelleute! Ich bin ein Freund



der vornehmen Adelsgesellschaft . . . Stjoscha, singe den „Pfad“!

Auch der Kavallerist war angeheitert, aber auf eine andere Art. Er saß in der Sofaede ganz dicht neben einer schlanken, schönen Zigeunerin Ljubascha. Er fühlte, wie der Rausch seine Augen umnebelte, blinzelte beständig, schüttelte den Kopf hin und her und redete dem Zigeunermädchen flüsternd immer mit denselben Worten zu, mit ihm davonzugehen. Ljubascha hörte ihm lächelnd zu, als wäre das, was er ihr sagte, höchst lustig. Gleichzeitig aber warf sie ein wenig betrübt ihrem Gatten, dem schielenden Sascha, der hinter einem Stuhle ihr gegenüber stand, Blicke zu, neigte sich als Antwort auf die Liebeserklärungen des Kavalleristen zu seinem Ohr nieder und bat ihn, ihr im geheimen, so daß es die anderen nicht sähen, Riechwasser und Bänder zu kaufen.

Hurra, schrie der Kavallerist, als der Graf eintrat.

Ein hübscher junger Mann mit sorgenvollen Zügen ging mit beabsichtigt festen Schritten im Zimmer auf und nieder und sang Motive aus dem „Aufstand im Serail“.

Ein alter Familienvater, der sich durch die unabweislichen Bitten der anderen Edelleute, die ihm sagten, ohne ihn würde die ganze Sache nichts werden, und man würde dann lieber nicht hingehen, hatte bewegen lassen, mit zu den Zigeunern



zu fahren, lag auf dem Sofa. Gleich bei seiner Ankunft hatte er sich hingestreckt, und niemand schenkte ihm die geringste Aufmerksamkeit. Ein Beamter, der auch da war, hatte den Frack abgelegt und saß mit den Füßen auf dem Tische, fuhr sich mit der Hand durch das Haar und wollte auf diese Weise zeigen, daß er ein Zechbruder sei. In dem Augenblick, wo der Graf eintrat, knüpfte er seinen Hemdkragen auf und rückte höher auf den Tisch hinauf. Das ganze Gelage wurde wieder lebendig bei der Ankunft des Grafen.

Die Zigeunerinnen, die sich über das ganze Zimmer zerstreut hatten, setzten sich wieder im Kreise herum. Der Graf nahm Stjoscha, die Vorsängerin, auf seine Knie und ließ noch Champagner bringen.

Muschka stellte sich mit der Guitarre vor die Vorsängerin, der „Tanz“ begann, d. h. die Zigeunerlieder: „Wenn ich meines Weges gehe“, „Heraus, Husaren“, „Hörst du, verstehst du“ u. s. w. in der bekannten Ordnung. Stjoscha sang herrlich. Ihr biegsamer, volltönender, aus voller Brust hervorquellender Alt, ihr Lächeln während des Gesanges, ihre lachenden, leidenschaftlichen Augen und das Füßchen, das unwillkürlich den Takt des Liedes schlug, ihr verzweifeltes Aufschreien zu Beginn des Chors — all dies ließ eine liebliche, aber selten angeschlagene Saite erklingen. Man sah es ihr an, sie lebte ganz in dem Liede, das sie sang.

Iljuschka begleitete sie auf der Guitarre, sein Lächeln, sein Rücken, seine Füße, sein ganzes Wesen drückte seine Teilnahme an dem Liede aus, er verschlang sie mit den Augen, als ob er zum erstenmale das Lied hörte, und senkte aufmerksam und liebevoll nach dem Takt des Liedes den Kopf und hob ihn wieder. Dann plötzlich, bei dem letzten Tone des Gesanges, richtete er sich stolz auf, als fühlte er sich über alle Welt erhoben, und stieß die Guitarre heftig mit dem Fuße fort, warf sie hin und her, stampfte auf, warf das Haar zurück und sah sich mit finsterner Miene nach dem Chor um. Sein ganzer Körper vom Wirbel bis zur Zehe schien mit jeder Faser zu tanzen . . . und zwanzig wuchtige, kräftige Stimmen strebten, eine jede mit voller Kraft, so seltsam und ungewöhnlich als möglich einander zu unterstützen und sich in der Luft zu einem Tone zu vereinigen. Die Alten hüpften auf ihren Stühlen, wedelten mit den Tüchern und knirschten mit den Zähnen. Sie jubelten nach Rhythmus und Takt eine lauter als die andere. Die Bässe neigten die Köpfe seitwärts, spannten die Hälse an und johlten hinter den Stühlen.

Wenn Stjoscha die höchsten Töne sang, hob Iljuschka die Guitarre in ihre Nähe, als ob er ihr helfen wollte, und der schöne junge Mann schrie mit Entzücken: Jetzt kommt Moll!

Als ein Tanzstück gespielt wurde und Du-

njascha, an Schultern und Brust zitternd, hervortrat, an dem Grafen vorbeiging und weiter hinschwebte, sprang Turbin von seinem Sitze auf, warf den Waffenrock ab und ging, nun bloß in seinem roten Hemde, lustig mit ihr im Takte auf und nieder und vollführte solche Kunststücke mit den Beinen, daß die Zigeuner einander ansahen und ihm Beifall zulächelten.

Der Polizeichef saß auf Türkenart da, schlug sich mit der Faust vor die Brust und schrie: Vivat! Dann faßte er den Grafen bei einem Fuße, und fing an zu erzählen, er habe zweitausend Rubel gehabt und hätte jetzt nur noch fünfhundert. Er könne alles machen, was er wolle, wenn der Graf es erlaube. Der alte Familienvater war aufgewacht und wollte nach Hause gehen, aber man ließ ihn nicht fort. Der schöne, junge Mann forderte eine Zigeunerin auf, mit ihm einen Walzer zu tanzen. Der Kavallerist, der sich seiner Freundschaft mit dem Grafen rühmen wollte, erhob sich aus seiner Ecke und umarmte Turbin.

Ach du, mein liebes Freundchen, sagte er, warum bist du vorhin von uns fortgegangen, he? — Der Graf sagte kein Wort, er dachte offenbar an etwas anderes. — Wo bist du gewesen? Ei, du Schalk, ich weiß schon, wo du gewesen bist.

Turbin gefiel diese Vertraulichkeit nicht. Er verzog keine Miene und sah den Kavalleristen schweigend an. Plötzlich warf er ihm eine so



furchtbare und grobe Beleidigung in's Gesicht, daß der Kavallerist verblüfft war und lange nicht wußte, wie er eine solche Beleidigung aufzufassen hätte, — im Scherz oder im Ernst. Endlich entschied er sich für den Scherz, lachte, ging wieder zu seiner Zigeunerin und versicherte ihr, daß er sie nach Ostern bestimmt heiraten würde.

Es folgte ein zweites, ein drittes Lied, dann wurde wieder getanzt, Hochs ausgebracht, und alle waren wieder in lustigster Stimmung. Der Champagner nahm kein Ende. Der Graf trank viel. Seine Augen schienen feucht zu sein, aber er schwankte nicht, tanzte noch besser, sprach sicher, sang sogar vortrefflich im Chor mit und begleitete Stjóscha, als sie „Der Freundschaft zarte Regung“ sang. Mitten im Tanze kam der Kaufmann, der das Theehaus hielt, und bat die Gäste, nach Hause zu gehen, da es schon drei Uhr morgens war.

Der Graf nahm den Kaufmann beim Kragen und befahl ihm, mitzutanzten und mit niederzuhoden. Der Kaufmann weigerte sich. Da ergriff der Graf eine Flasche Champagner, stellte den Kaufmann auf den Kopf, ließ ihn so halten und goß unter allgemeinem Gelächter langsam die ganze Flasche über ihn aus.

Es wurde schon hell. Alle außer dem Grafen waren bleich und erschöpft.

Es ist aber doch Zeit, daß ich nach Moskau komme, sagte er plötzlich und erhob sich. Kommt

alle mit zu mir, Kinder, begleitet mich . . . wir wollen Thee trinken.

Alle waren einverstanden, außer dem verschlafenen Gutsbesitzer, der auch wirklich da blieb. Sie setzten sich dann eng wie die Seringe in drei Schlitten, die vor der Thür hielten, und fuhren nach dem Gasthof.



### 8. Abschnitt

Anspannen! rief der Graf, als er mit all seinen Gästen und den Zigeunern in das Gastzimmer eintrat. — Sascha, nicht der Zigeuner Sascha — sondern mein Sascha — sage dem Postmeister, es seht was, wenn die Pferde nichts taugen. Und gieb uns Thee! Sawalschewski, sorg' du für den Thee, ich will einmal zu Njin gehen und sehen, was er macht, fügte Turbin hinzu, ging in den Flur hinaus und auf das Zimmer des Alanen zu.

Njin hatte eben erst aufgehört zu spielen. Er hatte all sein Geld bis auf den letzten Groschen verloren, lag, das Gesicht nach unten, auf dem Sofa, riß aus dem zerfetzten Stoff ein Haar nach dem andern heraus, steckte es in den Mund, zerbiß es und spie es wieder aus. Zwei Talglichte, von denen das eine schon bis auf das Papier herabgebrannt war, standen auf dem mit



Karten bedeckten L'hombre-Tisch und kämpften schwach mit dem Licht des hereinbrechenden Morgens. Der Kopf des Manen war ganz gedankenleer. Ein dichter Nebel der Spielwut umlagerte all seine Seelenkräfte. Selbst Reue empfand er nicht. Er versuchte einmal darüber nachzudenken, was er jetzt beginnen, wie er ohne einen Groschen Geld abreisen sollte, wie er die fünfzehntausend verlorener Staatsgelder zurückerstatten sollte, was der Regimentskommandeur sagen würde, was seine Mutter, was seine Kameraden sagen würden — und es überkam ihn ein solcher Schauer, ein solcher Abscheu vor sich selbst, daß er, in dem Wunsche, sich durch irgend etwas abzulenken, aufstand, im Zimmer auf und nieder ging und dabei immer über die Fugen der Dielen hinschritt. Dann traten wieder die geringfügigsten Einzelheiten des Spiels von vorhin vor seine Erinnerung, er stellte sich lebhaft vor, daß er wieder zurückgewinne, daß er eine Neun abhebe, auf den Pique-König zweitausend Rubel setze: rechts liegt die Dame, links das Aß — so war alles verloren — hätte rechts die Sechs und links der König gelegen, dann hätte er alles zurückgewonnen, hätte noch einmal gesetzt und hätte rund fünfzehntausend gewonnen. Dann hätte er sich bei dem Regimentskommandeur einen Paßgänger gekauft, ein Paar Pferde, einen Phaeton und was dann noch? Dann wär's eine prächtige, prächtige Sache gewesen!

Wieder legte er sich auf das Sofa und begann die Kopshaare zu zerbeißen.

Warum wird in Nummer sieben gesungen? dachte er. Sie amüsieren sich gewiß bei Turbin. Ob man ein bißchen hingehet und gehörig trinkt?

In diesem Augenblick trat der Graf ein.

Wie steht's, Bruder? Ausgeplündert? schrie er.

„Ich will mich schlafend stellen, — dachte Iljin, — sonst muß ich mit ihm plaudern, und ich bin schläfrig.“

Turbin aber trat näher zu ihm heran und fuhr ihm streichelnd über das Haar. — Nun, wie, liebes Freundchen, ausgeplündert? Alles verloren? So sprich doch.

Iljin antwortete nicht.

Der Graf zog ihn am Arm.

Ja, verspielt. Was geht's dich an, brummte Iljin mit schläfriger, gleichgültig verdrießlicher Stimme, ohne seine Lage zu verändern.

Alles?

Nun ja. Was für ein Unglück? — Alles. Geht es dich was an?

Hör', sage mir die Wahrheit wie einem guten Kameraden — sagte der Graf. Der Wein hatte ihn zärtlich gestimmt, und er fuhr fort, ihm das Haar zu streicheln. — Ich habe dich wahrhaftig liebgewonnen. Sag' mir die Wahrheit. Wenn du Staatsgelder verspielt hast, will ich dir aus-



helfen; nachher wird's zu spät sein . . . Waren es Staatsgelder?

Ulin sprang vom Sofa auf.

Wenn du willst, daß ich reden soll, so rede du nicht mit mir, denn . . . ich bitte dich, sprich nicht von mir . . . eine Kugel durch den Kopf — das ist das Einzige für mich, sagte er in wahrer Verzweiflung, fiel mit dem Kopf auf seine Hand und brach in Thränen aus, obwohl er einen Augenblick vorher noch mit völliger Ruhe an den Paßgänger gedacht hatte.

Ach, du Badsfischchen, wer hätte denn so etwas nicht erlebt! Das ist kein Unglück. Wir werden es schon noch gut machen. Erwarte mich hier.

Der Graf verließ das Zimmer.

Wo wohnt Luchnow, der Gutsbesitzer? fragte er den Kellner.

Der Kellner erbot sich, den Grafen zu begleiten.

Der Graf achtete nicht auf die Bemerkung des Kellners, daß der Herr soeben erst gekommen sei und sich auskleide, und trat in das Zimmer ein. Luchnow saß im Schlafrock am Tische und zählte mehrere Haufen Kassenscheine durch, die vor ihm lagen. Auf dem Tische stand eine Flasche Rheinwein, den er sehr gern trank. Von dem gewonnenen Gelde erlaubte er sich diesen Genuß. Luchnow sah den Grafen kühl und streng über seine Brille hinweg an, als ob er ihn nicht wiedererkenne.



Sie scheinen mich nicht zu erkennen, sagte der Graf und ging mit festen Schritten auf den Tisch zu.

Luchnow erkannte den Grafen und fragte:  
Was wünschen Sie?

Ich möchte ein wenig mit Ihnen spielen, sagte Turbin und setzte sich auf das Sofa.

Jetzt?

Ja.

Ein andermal mit Vergnügen, Graf, aber jetzt bin ich müde und möchte schlafen gehen. Darf ich Ihnen von dem Weine anbieten? — Ein gutes Weinchen.

Ich möchte jetzt gern ein wenig spielen.

Ich mag nicht mehr spielen. Vielleicht thut es einer der andern Herren, Graf, ich mag nicht! Sie müssen mich schon entschuldigen.

Sie wollen also nicht?

Luchnow machte eine Bewegung mit den Schultern, welche sein Bedauern darüber ausdrücken sollte, daß es ihm nicht möglich sei, den Wunsch des Grafen zu erfüllen.

Sie wollen durchaus nicht spielen?

Wieder dieselbe Bewegung.

Aber ich bitte Sie sehr darum . . . werden Sie nun spielen? . . .

Er schwieg.

Werden Sie spielen? fragte der Graf zum zweitenmal. — Sehen Sie sich! . . .

Wieder schwieg er, wieder warf er über seine Brille hinweg einen flüchtigen Blick auf die Züge des Grafen, die sich zu verdüstern begannen.

Werden Sie spielen? — schrie der Graf mit lauter Stimme und schlug mit der Faust so stark auf den Tisch, daß die Flasche Rheinwein umfiel und auslief. — Ihr Gewinnst ist nicht sauber . . . Werden Sie spielen? fragte er zum drittenmal.

Ich habe nein gesagt; es ist wahrhaftig sonderbar, Graf, und höchst unanständig, einem Menschen das Messer an die Kehle zu setzen, bemerkte Luchnow, ohne die Augen zu erheben.

Nun folgte ein kurzes Schweigen, während dessen das Gesicht des Grafen immer bleicher wurde. Plötzlich sank Luchnow, von einem furchtbaren Schläge getroffen, um. Er fiel auf das Sofa, versuchte dabei noch, das Geld zu fassen und schrie mit einer so durchdringenden, verzweifelten Stimme auf, wie man sie von seiner stets ruhigen und stets würdevollen Erscheinung nicht erwartet hätte. Turbin raffte den Rest des auf dem Tische liegenden Geldes zusammen, stieß den Diener, der seinem Herrn zu Hilfe geeilt war, zurück und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer.

Wenn Sie Genugthuung wünschen, stehe ich zu Diensten. Ich werde noch eine halbe Stunde auf meinem Zimmer sein, fügte der Graf, noch einmal zu Luchnows Thür zurückgewandt, hinzu.

Spitzbube, Räuber, tönte es aus dem Zimmer.  
— Ich bringe dich vor den Staatsanwalt! . . .

Ilin hatte dem Versprechen des Grafen, ihm auszuhelfen, gar keine Aufmerksamkeit geschenkt und lag noch ganz so wie vorhin in seinem Zimmer auf dem Sofa. Thränen der Verzweiflung schnürten ihm die Kehle zusammen.

Inmitten der unklaren Gefühle, Gedanken und Erinnerungen, die seine Seele erfüllten, hatte die Freundlichkeit, die Teilnahme des Grafen in ihm das Bewußtsein der Wirklichkeit wachgerufen und es hatte ihn nicht wieder verlassen. Seine hoffnungsvolle Jugend, seine Ehre, sein gesellschaftliches Ansehen, seine Träume von Liebe und Freundschaft, alles war für immer dahin. Die Quellen seiner Thränen begannen zu versiegen. Das starre Gefühl der Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner mehr und mehr, und der Gedanke an Selbstmord erregte nicht mehr Abscheu und Entsetzen in ihm und fesselte immer häufiger seine Aufmerksamkeit. In diesem Augenblick wurden die festen Schritte des Grafen hörbar.

In Turbins Zügen waren die Spuren des Jornes zu sehen. Seine Hände zitterten noch, aber in seinen Augen glänzte eine gutmütige Heiterkeit und Selbstzufriedenheit.

Na, zurückgewonnen, sagte er und warf dabei einige Haufen Kassenscheine auf den Tisch — zähle nach, ob's alles ist. Dann komm schnell in das



Gastzimmer — ich reise bald — fügte er hinzu, als ob er die außerordentliche Erregung der Freude und Dankbarkeit, die sich in des Manen Gesichtszügen ausdrückte, nicht bemerkte, und verließ, ein Zigeunerliedchen vor sich hin pfeifend, das Zimmer.



Sascha hatte den Gürtel umgeschnallt und meldete, daß die Pferde bereit seien. Er wollte aber vorher noch fortgehen, um den Mantel des Grafen zu holen, der mit dem Kragen dreihundert Rubel gekostet hatte. Den vermaledeiten blauen Pelz wollte er dem Kerl zurückgeben, welcher ihn bei dem Adelsmarschall mit dem Mantel vertauscht hatte. Turbin aber meinte, es sei nicht nötig, den Mantel zu holen, und ging in sein Zimmer, um sich umzukleiden.

Der Kavallerist saß schweigend neben seiner Zigeunerin und hörte nicht auf zu schlucken. Der Polizeichef bestellte Schnaps, lud alle Herren ein, jetzt gleich mit ihm zum Frühstück zu fahren, und versprach ihnen, seine Frau würde sicher mit den Zigeunermädchen tanzen. Der schöne junge Mann setzte Njuscha tiefsinnig auseinander, daß das Klavier mehr Seele habe, und daß man auf der Guitarre nicht Moll spielen könne. Der Beamte trank in einer Ecke trübselig seinen Thee und schien sich beim Tageslicht seiner Viederlichkeit zu schämen.

Die Zigeuner stritten miteinander in ihrer Sprache und bestanden darauf, auch die anderen Herren noch leben zu lassen. Stjoscha aber widersetzte sich, indem sie sagte, der „Baroraj“ (Graf oder Fürst, oder genauer der große Herr) würde böse sein. Überhaupt war in allem das letzte Fünftchen von Lustigkeit erloschen.

Nun zum Abschied ein Lied und marsch nach Hause, sagte der Graf, der frisch, heiter, schöner als je im Reisemantel in das Gastzimmer trat.

Die Zigeuner hatten sich wieder im Kreise herumgesetzt und wollten eben ein Lied anstimmen, als Njin mit einem Päckchen Kassenscheine eintrat und den Grafen auf die Seite rief. Ich habe im ganzen fünfzehntausend Rubel Staatsgelder gehabt und du hast mir sechzehntausenddreihundert gegeben, sagte er, das muß also dir gehören.

Vortrefflich, gieb her.

Njin reichte dem Grafen das Geld hin und sah ihn dabei schüchtern an; er öffnete den Mund, als ob er etwas sagen wollte, errötete aber so sehr, daß ihm Thränen in die Augen traten, dann ergriff er die Hand des Grafen und drückte sie.

Mach', daß du fortkommst! . . . Njuscha, höre, was ich dir sage; da hast du Geld. Du mußt mich aber singend bis zum Schlagbaum begleiten, und er warf ihm die dreizehnhundert Rubel hin, die Njin ihm gegeben hatte.

Dem Kavalleristen aber vergaß der Graf die

hundert Rubel wiederzugeben, die er gestern bei ihm geliehen hatte.

Es war bereits zehn Uhr morgens. Die Sonne stand schon hoch über den Dächern, das Volk drängte sich in den Straßen, die Kaufleute hatten längst ihre Läden geöffnet, die Edelleute und die Beamten fuhren durch die Straßen, die Damen machten ihre Einkäufe im Bazar, als die Zigeunerbande, der Polizeichef, der Kavallerist, der junge Mann, Iljin und der Graf im blauen Bärenpelz zum Thore des Gasthauses heraustraten. Die Sonne schien warm und es taute. Drei gemietete Dreigespanne fuhren vor, die Pferde trugen die Schwänze kurz aufgebunden und wateten mit den Beinen durch den Straßenschmutz. Die ganze lustige Gesellschaft setzte sich in die Schlitten. Der Graf, Iljin, Stjoscha, Iljuscha und Sascha, der Burfche, nahmen in dem ersten Schlitten Platz. Blücher war ganz außer sich, er wedelte mit dem Schwanze und bellte das Mittelpferd an. In die andern Schlitten stiegen die andern Herren ebenfalls mit Zigeunerinnen und Zigeunern. Den ganzen Weg fuhren die Schlitten in einer Reihe und die Zigeuner stimmten ein Chorlied an.

Die Schlitten fuhren unter Gesang und Schellengeläute durch die ganze Stadt bis zum Schlagbaum und drängten alle Schlitten, denen sie begegneten, gegen den Bürgersteig.

Die Kaufleute und vorübergehende Unbe-

kannte, besonders aber Bekannte, wunderten sich nicht wenig über den Anblick der hochgeborenen Edelleute, die am hellerlichten Tage mit Gesang, Zigeunerinnen und betrunkenen Zigeunern durch die Straßen fuhren. Als sie jenseits des Schlagbaums angekommen waren, hielten die drei Gespanne, und alle verabschiedeten sich von dem Grafen.

Ilin, der zum Abschied ziemlich viel getrunken und die ganze Zeit hindurch selbst kutschiert hatte, wurde plötzlich traurig und suchte dem Grafen zuzureden, noch einen Tag dazubleiben; als er sich aber überzeugt hatte, daß es unmöglich sei, überhäufte er ganz unerwartet Thränenüberströmt seinen neuen Freund mit Küssen und versprach, wenn er nach Hause käme, um seine Versekung zu den Husaren zu bitten, zu demselben Regiment, in welchem Turbin diente.

Der Graf war besonders heiter; den Kavalleristen, der ihn heute morgen endgültig zu duzen angefangen hatte, stieß er auf einen Schneehaufen, auf den Polizeichef hekte er Blücher, Stjoscha hob er in die Höhe und wollte sie mit nach Moskau nehmen, endlich sprang er in den Schlitten und setzte Blücher, der durchaus in der Mitte sitzen wollte, neben sich. Sascha hat noch einmal den Kavalleristen, den Mantel des Grafen von den „Leuten“ zu holen und ihn nachzuschicken, dann sprang er auf den Boden, der Graf schrie: Vorwärts! nahm die Mütze ab, schwenkte sie über

den Kopf und pfiß wie ein Fuhrmann auf die Pferde.

Die Schlitten fuhren nach verschiedenen Richtungen ab.



So weit das Auge reichte, sah es eine eintönige Schneefläche, durch die sich der gelblich schmutzige Streifen der Straße hinschlängelte. Die hellen Sonnenstrahlen spielten auf dem zarten, durchsichtigen, von einer Eiskruste überzogenen Schnee und wärmten angenehm Gesicht und Rücken. Die schweißigen Pferde dampften. Das Glöckchen tönte hell. Ein Bauer, der auf seinem schwankenden, eilenden Schlitten herankam, die hansenen Zügel in der Hand, fuhr eilig zur Seite und ließ in der Hast die Peitsche auf dem tauigen Wege dahinschleifen. Ein dickes, rotes Bauernweib, welches ihr Kind in einen Schafspelz gewickelt hielt, saß auf dem zweiten Schlitten und trieb mit den Enden der Zügel eine weißschwänzige Stute an. Da erinnerte der Graf sich plötzlich Anna Fjodorownas.

Umkehren! schrie er.

Der Kutscher verstand ihn nicht sogleich.

Drehe um, fahr' zurück! . . . In die Stadt hinein, vorwärts!

Das Dreigespann kam wieder an dem Schlag-



baum vorüber und fuhr schnell an der überdeckten Freitreppe des Hauses der Frau Sajzow vor. Hurtig lief der Graf die Treppe hinauf, ging durch das Vorzimmer, durch das Gastzimmer, fand die Witwe noch schlafend, nahm sie auf seinen Arm, richtete sie im Bette auf, küßte ihre verschlafenen Augen und lief schnell wieder hinaus. Anna Fjodorowna ledte noch im Halbschlaf ihre Lippen und fragte: Was giebt es denn? Der Graf sprang in den Schlitten, rief dem Kutscher zu und fuhr, ohne ein einziges Mal Halt zu machen, ja sogar ohne einmal an Luchnow oder an die Witwe oder an Stjoscha zurückzudenken, auf immer aus der Stadt K. hinaus. Ihn beschäftigte nur, was ihn in Moskau erwarten mochte.



An die zwanzig Jahre waren vergangen, viel Wasser war seit jener Zeit den Berg hinabgeflossen, viele Menschen waren gestorben, viele geboren, viele waren aufgewachsen und gealtert, mehr aber noch waren Ideen geboren und vergangen; viel Schönes und viel Häßliches war von dem Alten zu Grunde gegangen, viel Schönes von Jungem emporgekommen, mehr aber noch hatte Unreifes, Krüppelhaftes von Jungem das Licht der Welt erblickt.

Graf Fjodor Turbin war vor langer Zeit schon

im Duell von einem Ausländer getötet worden, den er auf offener Straße mit der Peitsche geschlagen hatte. Sein Sohn, der ihm ähnlich war, wie ein Tropfen Wasser dem anderen, war schon ein dreiundzwanzigjähriger, prächtiger, junger Mann und diente in der Garde-Kavallerie. Der junge Graf Turbin war in moralischer Beziehung seinem Vater gar nicht ähnlich. Er hatte keine Spur von den ungestümen, leidenschaftlichen und, um die Wahrheit zu sagen, läderlichen Neigungen des vorigen Jahrhunderts. Neben dem Verstand, der Bildung und den angeerbten Naturanlagen waren Neigung zu einem anständigen, behaglichen Leben, praktische Ansichten von Menschen und Dingen, Überlegung und Umsicht seine hervorragenden Eigenschaften. Im Dienste war der junge Graf vortrefflich vorwärts gekommen. Mit seinen dreiundzwanzig Jahren war er schon Leutnant . . . bei Beginn der Kriegereignisse war er zu dem Entschluß gekommen, es sei für seine Laufbahn vorteilhafter, bei der aktiven Armee einzutreten, war bei dem Husarenregiment Rittmeister geworden und erhielt auch bald eine Schwadron zur Führung.

Im Jahre 1848, im Mai, kam das Husarenregiment auf seinem Marsche durch das Gouvernement K. und gerade die Schwadron, welche der junge Graf Turbin führte, sollte in Morosowka, dem Gute Anna Fjodorownas, übernachten. Anna

Fjodorowna lebte noch, war aber schon so alt, daß sie sich selbst nicht mehr für jung hielt, und das will bei einer Frau viel sagen. Sie war sehr rundlich geworden, was Frauen jünger machen soll; aber auf dieser weißen Fülle waren große, weiche Falten zu sehen. Sie pflegte nicht mehr die Stadt zu besuchen, bestieg selbst nur mühsam den Wagen, war aber immer noch ebenso gutmütig und ebenso einfältig, wie man jetzt der Wahrheit gemäß wohl sagen kann, wo sie nicht mehr durch ihre Schönheit besticht. In ihrem Hause lebte ihre Tochter Lisa, eine dreiundzwanzigjährige russische Dorfschönheit, und ihr Bruder, der uns bekannte Kavallerist, der in seiner Gutmütigkeit sein ganzes Hab und Gut vergeudet und im Alter bei Anna Fjodorowna ein Unterkommen gefunden hatte. Sein Haupthaar war ganz ergraut, seine Oberlippe war eingefallen, aber der Schnurrbart darüber war sorgfältig schwarz gefärbt. Runzeln bedeckten ihm nicht nur Stirn und Wangen, sondern auch Nase und Hals, sein Rücken war gebeugt, und doch zeigten seine schwachen, gebogenen Beine die Manieren eines alten Kavalleristen.

In dem kleinen Gastzimmer des alten Häuschens mit der offenen Balkonthür und den Fenstern, dem altertümlichen, sternförmigen Lindengarten saß die ganze Familie und die Hausleute Anna Fjodorownas. Anna Fjodorowna, in ihrem grauen Haar, in einer lilafarbenen Kazawaka,

saß auf einem Sofa vor einem runden Tisch und legte Karten. Der alte Bruder hatte sich in seinen reinen weißen Pantalons und im blauen Rock am Fenster hingestreckt und knüpfte mit einer Holznadel ein Schnürchen aus weißer Baumwolle — eine Beschäftigung, die ihm die Nichte beigebracht hatte und die er sehr gern betrieb, weil er nichts anderes mehr thun konnte. Pimotscha, eine Pflege Tochter Anna Fjodorownas, machte neben ihm ihre Schularbeiten unter der Anleitung Lisas, die gleichzeitig mit Holznadeln Strümpfe aus Ziegenwolle für ihren Onkel strickte. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne warfen, wie immer um diese Zeit, durch die Lindenallee ihre getheilten schrägen Strahlen auf das letzte Fenster und die Etagère, die in seiner Nähe stand. Im Garten und im Zimmer war es so still, daß man hören konnte, wie eine Schwalbe flugs am Fenster mit ihren Flügeln vorüberrauschte, oder Anna Fjodorowna im Zimmer aufseufzte, oder der Alte ächzend ein Bein über das andere legte.

Wie muß man das legen, Lisachen? Zeig' mir's doch, ich vergesse das immer, sagte Anna Fjodorowna und hielt im Patiencelegen inne.

Lisa ging, ohne ihre Arbeit fortzulegen, zur Mutter und warf einen Blick auf die Karten.

Ach, Sie haben alles durcheinander geworfen, liebe Mama, sagte sie und legte die Karten um. So muß es sein. Aber trotzdem wird das in Er-

fällung gehn, was Sie gedacht haben, fügte sie hinzu und nahm unbemerkt eine Karte fort.

Ei, du betrügst mich immer — immer sagst du, es geht auf.

Nein, wirklich, es gelingt, es ist aufgegangen.

Nun gut, gut, Schmeicheltüchchen, aber ist es nicht Zeit zum Thee?

Ich habe schon befohlen, den Ssamowar anzuzünden. Ich will gleich hinausgehen, soll man ihn hierher bringen? . . . Mach' nur deine Arbeiten schneller fertig, Pimotschka, dann wollen wir in's Freie gehen.

Und Lisa ging zur Thür hinaus.

Lisachen, Lisachen, rief der Onkel und betrachtete aufmerksam seine Nadel. Ich glaube, ich habe wieder eine Masche fallen lassen. Nimm sie auf, mein Täubchen.

Gleich, gleich . . . Ich will erst den Zucker zum Zerschlagen herausgeben.

Und wirklich kam sie nach drei Minuten in's Zimmer gelaufen, trat zu dem Onkel heran und faßte ihn beim Ohr.

Das, damit Sie nicht wieder die Maschen fallen lassen, sagte sie lächelnd. Die Stunde ist zu Ende und Sie sind noch nicht fertig.

Nun, schon genug, schon genug, verbessere es nur, es war gewiß ein Knötchen da.

Lisa nahm die Nadel, zog eine Stednadel aus ihrem Brustlaß, der dabei durch einen Windzug

vom Fenster auseinandergeweht wurde, und fing mit der kleinen Stednadel die Masche auf, zog die Nadel zweimal hindurch und reichte sie dem Onkel.

Nun geben Sie mir einen Kuß dafür, sagte sie, indem sie ihm ihre rosige Wange entgegenhielt und sich das Brusttuch zusteckte — wünschen Sie heute den Thee mit Rum? Heut ist doch Freitag.

Und wieder ging sie in das Theezimmer.

Onkelchen, kommen Sie, sehen Sie, Husaren kommen zu uns, erscholl von dort ihre klangvolle Stimme.

Anna Fjodorowna ging mit ihrem Bruder in das Theezimmer, aus welchem die Fenster in das Dorf führten; sie wollte die Husaren sehen. Man sah vom Fenster aus wenig, man konnte durch den Staub nur bemerken, daß sich eine Menschenmenge vorwärts bewegte.

Schade, Schwester, bemerkte der Onkel, schade, daß es so eng ist, und daß der Seitenflügel noch nicht wieder aufgebaut ist — sonst hätten wir die Offiziere zu uns laden können. Husarenoffiziere sind doch immer prächtige, lustige junge Leute. Ich hätte sie gern gesehen.

Gewiß, ich wäre gern dabei, aber Sie wissen doch selbst, Bruder, daß wir keinen Platz haben. Mein Schlafzimmer, Lisas Stube, das Gastzimmer und dann noch Ihr Zimmer, das ist alles. Wo hätten wir sie hier unterbringen sollen, sagen Sie

doch selbst? Michajlo Matwejew hat ihnen das Häuschen des Starosten räumen lassen, dort ist's sauber, sagt er.

Und wir hätten dir unter ihnen einen Bräutigam ausgesucht, Wisachen, einen prächtigen Husaren, sagte der Onkel.

Nein, ich will keinen Husaren, ich will einen Manen; Sie haben doch bei den Manen gedient, Onkel? . . . Von diesen will ich nichts wissen, sie sind alle Brauseköpfe.

Und Lisa errötete ein wenig, bald aber erklang wieder ihr wohlklingendes Lachen.

Da kommt auch Ustjuschka angelaufen; fragen wir sie, was sie gesehen hat, sagte sie.

Anna Fjodorowna ließ Ustjuschka rufen.

Du kannst wohl nicht bei der Arbeit bleiben, mußt durchaus nach den Soldaten sehen? sagte Anna Fjodorowna. — Nun sag, wo sind die Offiziere untergebracht?

Bei den Jeremkins, gnädige Frau; es sind zwei sehr schöne Herren, der eine ist Graf, sagen die Leute.

Wie heißt er?

Kasarow oder Turbinow, verzeihen Sie, ich hab' es nicht behalten.

Ach wie dumm, nichts kann sie erzählen! Wenn du wenigstens gewußt hättest, wie er heißt.

Gut, ich renne noch einmal hin.

Ich weiß schon, darin bist du groß, laß nur,

Danilo soll hinuntergehen. Sag' ihm, Bruder, daß er hinuntergeht und fragt, ob die Offiziere nichts brauchen — wir müssen aufmerksam gegen sie sein — die gnädige Frau ließe fragen.

Die Alten nahmen wieder im Theezimmer Platz, Lisa ging in das Mädchenzimmer, um den geschlagenen Zucker in die Dose zu legen. Ustjuschka erzählte hier von den Husaren.

Ach, liebes Fräulein, das ist ein schöner Mann, der Graf, sagte sie, wie ein schwarzäugiger Engel. Solch einen Bräutigam müßten Sie haben, das gäbe ein schönes Paar.

Die andern Dienstmädchen lachten beifällig, die alte Wärterin, die am Fenster strickte, seufzte auf und sagte tief atmend ein Gebet her.

Ei, sieh mal, wie dir die Husaren gefallen haben, sagte Lisa, du weißt auch hübsch zu erzählen. Sei so gut, hole den Fruchtfaß, Ustjuschka, wir wollen den Husaren davon geben.

Lisa lachte, nahm die Zuckerdose und verließ das Zimmer.

„Ich will doch mal sehen, was das für ein Husar ist, dachte sie, brünett oder blond, und er wird doch gewiß gern auch unsere Bekanntschaft machen, meine ich; so erfährt er nicht einmal, wenn er wieder weg ist, daß ich hier bin und an ihn gedacht habe. Und wie viele sind schon an mir vorübergegangen, niemand sieht mich außer dem Onkel und Ustjuschka. Ich mag mich noch



so schön frisieren, ich mag mir die schönsten Ärmel machen, niemand hat eine Freude daran, dachte sie, seufzte auf und betrachtete ihren weißen, runden Arm. — Er ist gewiß hochgewachsen, hat große Augen und einen kleinen, schwarzen Schnurrbart. Nun bin ich zweiundzwanzig Jahre schon, und niemand liebt mich außer dem podennarbigem Iwan Spatnisch; vor vier Jahren war ich noch hübscher . . . . und so ist meine blühende Jugend vorübergegangen, niemand hat eine Freude daran gehabt. . . . Ach, ich unglückliches, unglückliches Landfräulein!“

Die Stimme der Mutter, die sie in's Zimmer rief, damit sie den Thee eingieße, weckte das Landfräulein aus diesem flüchtigen Brüten. Sie warf das Köpfchen zurück und ging in das Theezimmer.

Das Beste in der Welt kommt immer unversehrt; je mehr man sich Mühe giebt, desto seltener gelingt es. Auf dem Lande bemüht man sich selten um eine gute Erziehung, und darum wird sie meist unwillkürlich vortrefflich. So war es auch hier mit Lisa geschehen. Bei ihrem beschränkten Geiste und ihrem sorglosen Charakter hatte Anna Fjodorowna Lisa gar keine Erziehung gegeben; sie hatte weder Musik, noch das so nützliche Französisch gelernt, aber sie hatte unvermutet ihrem seligen Manne ein gesundes, hübsches Kind — ein Mädchen — geschenkt, hatte es einer Amme und Wärterin übergeben, hatte es aufgezogen,

in Kattunkleider und Ziegenlederschuhe gesteckt, spazieren geschickt, Pilze und Beeren sammeln lassen, hatte es im Lesen, Schreiben und Rechnen von einem bezahlten Seminaristen unterrichten lassen, und unvermutet hatte sie im Laufe von sechzehn Jahren in Lisa eine Freundin, eine stets heitere, gutmütige Seele und eine thätige Wirtin im Hause gefunden. Anna Fjodorowna hatte aus reiner Herzensgüte stets Pflegekinder bei sich, Kinder von Leibeigenen oder Findlinge. Seit ihrem zehnten Jahre beschäftigte sich Lisa mit ihnen: sie unterrichtete sie, kleidete sie an, führte sie in die Kirche und rief sie zur Ordnung, wenn sie allzu ausgelassen waren. Dann kam der hinfällige, gutmütige Onkel in's Haus, den man wie ein Kind hegen und pflegen mußte, dazu kamen die Hofleute und Bauern, die sich an das junge Fräulein mit Bitten wandten; und wenn sie krank waren, sie behandelte sie mit Hollunder, Pfeffermünz und Kampferspiritus. Dann gab es in der Hauswirtschaft zu thun, die unvermutet ganz in ihre Hände überging, dann kam das unbefriedigte Bedürfnis nach Liebe, das einzig in der Natur und in der Religion seinen Ausdruck fand, und aus Lisa war unvermutet ein thätiges, gutmütiges, heiteres, selbständiges, reines und tiefreligiöses Weib geworden. Gewiß, sie hatte wohl auch kleine Eitelkeitsschmerzen, wenn sie ihre Nachbarinnen, die in der Kirche neben ihr standen, in modernen

Hüten aus K. sah; sie kränkte sich auch manchmal bis zu Thränen über die Launen ihrer alten, mürrischen Mutter; sie hatte wohl auch Liebesträume in der thörichtesten, bisweilen derbsten Gestalt — ihre nützliche und zum Bedürfnis gewordene Thätigkeit aber zerstreute sie, und mit zweiundzwanzig Jahren war nicht ein Fleckchen, nicht ein Vorwurf in die lichte, friedliche Seele des körperlich und seelisch zu voller Schönheit entwickelten jungen Mädchens gefallen. Visa war von mittelgroßer Gestalt, eher voll als mager, ihre Augen waren grau, nicht groß und hatten einen leichten, dunklen Schatten auf der untern Wimper, sie trug lange, dunkelblonde Zöpfe, ihr Gang war breit, sie watschelte wie eine Gans, wie man zu sagen pflegt. Ihre Züge sagten demjenigen, der sie betrachtete, wenn sie beschäftigt war und nichts sie erregte: die Welt ist schön und heiter, wenn man jemanden hat, den man liebt, und wenn das Gewissen rein ist; selbst in Augenblicken des Ärgers, der Erregung, der Unruhe oder der Trauer leuchtete durch die Thränen, durch die gerunzelte linke Augenbraue, durch die zusammengepreßten Lippen, ihr selbst gleichsam zum Troß, auf den Grübchen in den Wangen, um den Rand des Mundes und in den glänzenden, kleinen Augen, die nur gewohnt waren, zu lächeln und sich des Lebens zu freuen — ein geistig unverdorbenes, gutes, schlichtes Herz hindurch.



Die Luft war noch sehr warm, obwohl die Sonne sich zum Untergange neigte, als die Schwadron in Morosowka einrückte. Vor ihr lief über die staubige Dorfstraße, trabend und sich von Zeit zu Zeit mit Gebrüll umsehend und stille stehend, eine bunte Kuh, die sich von der Herde getrennt hatte, und es fiel ihr gar nicht ein, daß sie sich einfach hätte seitwärts wenden müssen. Die Greise, Weiber, Kinder und Hofleute, alles im Dorfe betrachtete neugierig die Husaren und drängte sich von beiden Seiten der Straße. In einer dichten Staubwolke kamen die Husaren auf ihren braunen, gezäumtem, von Zeit zu Zeit wiehernden Pferden trappelnd heran. Zur rechten Seite der Schwadron ritten gemächlich auf ihren schönen, braunen Pferden zwei Offiziere. Der eine war der Kommandeur Graf Turbin, der andere ein sehr junger Mann, der kürzlich vom Junker beförderte Polosow.

Aus dem schönsten Bauernhäuschen trat ein Husar in weißem Kittel zu den Offizieren heran und zog die Mütze.

Wo ist unser Quartier hergerichtet? fragte ihn der Graf.

Für Ew. Erlaucht, antwortete der Quartiermeister, indem er sich mit dem ganzen Körper

aufrichtete, hier beim Starosten, ich habe rein machen lassen. Ich habe auf dem Herrenhose nachgefragt, aber dort ist kein Platz, heißt es, die Gutsherrin ist unliebenswürdig.

Nun gut, sagte der Graf, sprang vom Pferde und trat sich vor dem Häuschen des Starosten die Füße aus. Ist meine Kalesche angekommen?

Sie ist da, Ew. Erlaucht, antwortete der Quartiermeister, zeigte mit der Mühe nach einem ledernen Wagenkasten, der im Thor erschien, und stürzte voraus in den Flur des Häuschens, der von Bauernvolk angefüllt war; es hatte sich hier versammelt, um den Offizier zu betrachten. Er warf sogar eine alte Frau um, öffnete rasch die Thür zu der aufgeräumten Stube und ließ dem Grafen den Vortritt.

Die Stube war ziemlich groß und geräumig, aber nicht ganz sauber. Der deutsche Kammerdiener stand wie ein Herr gekleidet in der Stube. Er hatte die eiserne Bettstelle aufgeschlagen und nahm die Wäsche aus dem Koffer, um aufzubetten.

Pfui, was für ein schmutziges Quartier, sagte der Graf ärgerlich; Djadenko, konnte man denn nichts Besseres finden, irgendwo bei einem Gutsherrn?

Wenn Ew. Erlaucht befehlen, will ich nach dem Herrenhose gehen, antwortete Djadenko, aber das ist ein winziges Häuschen, kaum besser als die Hütte.



Jetzt ist's nicht mehr nötig. Geh!

Und der Graf legte sich auf das Bett und steckte die Arme unter den Kopf.

Johann, rief er den Kammerdiener, du hast wieder in das Bett eine Beule gemacht; kannst du denn kein Bett machen?

Johann wollte es verbessern.

Nein, jetzt ist's nicht mehr nötig . . . . wo ist mein Schlafrod? fuhr er in verdrießlichem Tone fort.

Der Diener reichte den Schlafrod.

Ehe der Graf ihn anzog, betrachtete er die Schöbke.

Richtig, der Fleck ist noch da; du bist der schlechteste Diener, den ich kenne, fügte er hinzu. riß ihm den Schlafrod aus der Hand und zog ihn an. Sag', machst du das absichtlich? . . . Ist der Thee fertig? . . .

Es war nicht möglich, fertig zu werden, antwortete Johann.

Schafskopf.

Nun nahm der Graf den französischen Roman, den er bei sich hatte, und las ziemlich lange, ohne ein Wort zu sprechen.

Johann ging in den Flur hinaus und blies den Samowar an. Der Graf war, wie man deutlich sehen konnte, in schlechter Laune, wahrscheinlich infolge seiner Müdigkeit, seines staubigen

Gesichts, seiner engen Kleidung und seines knurrenden Magens.

Johann, rief er wieder, gib mir Rechenschaft über die zehn Rubel. Was hast du in der Stadt gekauft?

Der Graf las die Rechnung und machte mißbilligende Bemerkungen über einige teure Einkäufe.

Gieb Rum zum Thee.

Rum habe ich nicht gekauft, sagte Iwan.

Vortrefflich! . . . Wie oft habe ich dir gesagt, daß ich Rum haben will?

Das Geld hat nicht gereicht.

Warum hat Polosow keinen gekauft? Du hättest von seinem Burschen nehmen können.

Der Cornet Polosow? . . . . ich weiß nicht. Sie haben Thee und Zuder gekauft.

Rindvieh! — geh! . . . Du bist der einzige Mensch, bei dem mir die Geduld reißt . . . . Du weißt, daß ich auf dem Marsch den Thee immer mit Rum trinke.

Es sind zwei Briefe vom Stab an Sie da, sagte der Kammerdiener.

Der Graf erbrach liegend die Briefe und begann zu lesen. Da trat der Cornet heiteren Gesichts in's Zimmer. Er hatte die Schwadron untergebracht.

Nun, was, Turbin, scheint hier recht hübsch zu sein? Aber müde bin ich, das muß ich sagen, es war heiß.

Sehr hübsch! . . . Eine scheußliche, stinkende Stube und kein Rum; das verdanke ich dir. Dein Tölpel hat keinen gekauft, und der da auch nicht. Hättest du ihm doch gesagt!

Und er las den Brief weiter. Als er fertig war, zerknitterte er ihn und warf ihn auf die Erde.

Warum hast du keinen Rum gekauft? fragte inzwischen im Flur der Cornet leise seinen Burschen. Geld hast du doch gehabt?

Was sollen wir immer alles allein kaufen? Ich soll alles zahlen, und der Deutsche vom Herrn soll immer nur sein Pfeifchen rauchen.

Der zweite Brief schien nicht gerade unangenehm zu sein, denn der Graf las ihn lächelnd.

Von wem? fragte Polosow, der wieder in's Zimmer trat und sich sein Nachtlager auf einer Britsche am Ofen zurecht machte.

Von Minna, antwortete der Graf heiter und reichte ihm den Brief. Willst du lesen? Was für ein entzückendes Weib! . . . Wahrhaftig, besser, als unsere jungen Damen. . . . Sieh, wieviel Geist und Empfindung in diesem Briefe liegt! Schlimm ist nur eines, sie bittet um Geld.

Ja, das ist schlimm, bemerkte der Cornet.

Es ist wahr, ich habe es ihr versprochen, aber da kam der Marsch und . . . übrigens, wenn ich noch drei Monate die Schwadron befehle, werde ich's ihr schiden können. Es thut mir wahrhaftig leid. Ein entzückendes Weib! Was? — sagte



er wieder lächelnd und folgte mit den Blicken den Mienen Polosows, der den Brief las.

Schredlich unorthographisch, aber reizend, und sie scheint dich wirklich zu lieben, antwortete der Cornet.

Um . . . . das will ich meinen! Nur diese Frauen lieben wahrhaft, wenn sie einmal lieben.

Und von wem ist der andere Brief? fragte der Cornet, indem er den gelesenen zurückgab.

Ach so, das ist ein Herr, ein niederträchtiger Kerl, dem ich beim Spiel etwas schuldig blieb; er mahnt mich schon zum drittenmale . . . ich kann's jetzt nicht zahlen . . . Ein dummer Brief! antwortete der Graf, den die Erinnerung sichtlich ärgerte.

Nach diesem Gespräch verharrten beide Offiziere in ziemlich langem Schweigen. Der Cornet, der offenbar unter dem Einflusse des Grafen stand, trank seinen Thee, ohne ein Wort zu sprechen, und betrachtete von Zeit zu Zeit das schöne, düstere Gesicht Turbins, der unverwandt nach dem Fenster blickte und sich nicht entschließen konnte, das Gespräch wieder aufzunehmen.

Ach was! Es kann ja noch alles gut werden — sagte der Graf, indem er sich plötzlich zu Polosow umwandte und vergnügt den Kopf in die Höhe warf —, wenn es bei uns in der Linie dieses Jahr zu Beförderungen, oder wenn es gar



zu einem Treffen kommt, so kann ich noch meine Rittmeister von der Garde überflügeln.

Das Gespräch über diesen Gegenstand dauerte auch noch während des zweiten Glases Thee fort, als der alte Danilo eintrat und Anna Fjodorownas Befehl überbrachte.

Sie befehlen auch noch zu fragen, ob der gnädige Herr nicht ein Sohn des Grafen Fjodor Iwanowitsch Turbin sei, fügte Danilo aus eigener Vollmacht hinzu, da er den Namen des Offiziers erfahren hatte und sich noch des Aufenthalts des seligen Grafen in der Stadt A. erinnerte, unsere gnädige Frau Anna Fjodorowna war sehr gut mit ihm bekannt.

Das war mein Vater. Melde aber der gnädigen Frau, ich lasse sehr danken, ich brauche nichts; wir ließen nur bitten, wenn es möglich wäre, irgendwo ein reines Zimmer — im Herrenhause, oder sonst wo.

Warum das, sagte Polosow, nachdem Danilo gegangen war, ist das nicht ganz gleich? So werden sie sich Umstände machen . . . . .

Warum nicht gar! Ich denke, wir haben uns genug in dumpfen Bauernhütten herumgetrieben! . . . Man sieht gleich, du bist kein praktischer Mensch. . . . Warum soll man es nicht ausnützen, wenn man es haben kann, wenigstens eine Nacht menschlich unterzukommen? Und ihnen wird's im

Gegenteil ein ungeheures Vergnügen sein ... Nur das Eine ist mir nicht lieb: wenn diese Dame wirklich meinen Vater gekannt hat — fuhr der Graf fort und zeigte beim Lächeln seine glänzenden, weißen Zähne, — ich muß mich immer schämen für meinen seligen Papa; immer giebt's da eine Skandalgeschichte oder eine Schuld. Deshalb ist's mir zuwider, Bekannten meines Vaters zu begegnen, und übrigens, es waren damals solche Zeiten, fügte er ernster hinzu.

Habe ich dir denn noch nicht erzählt, sagte Polosow, ich habe den Brigade-Kommandeur Iljin von den Manen getroffen. Er wollte dich sehr gern kennen lernen, er liebt deinen Vater rasend.

Dieser Iljin ist, glaube ich, ein schrecklicher Lump. Das Schlimmste ist, alle diese Herren, die mir versichern, daß sie meinen Vater gekannt haben, um mir zu schmeicheln oder, wie sie glauben, angenehme Dinge zu erzählen, erzählen von meinem Vater solche Geschichten, daß es mir peinlich ist, sie anzuhören. Gewiß, ich lasse mich nicht irre machen, ich betrachte die Dinge leidenschaftslos — er war ein überaus hitziger Mensch und hat wohl manchmal starke Scherze gemacht. Übrigens, das lag in seiner Zeit, in unsrer Zeit wäre er vielleicht ein sehr tüchtiger Mensch geworden, denn er hatte ungeheure Fähigkeiten, die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen.

Nach einer Viertelstunde kam der Diener zurück



und überbrachte die Bitte der Guts herrin, die Nacht doch in ihrem Hause zu wohnen.



## 11. Abschnitt

Als Anna Fjodorowna erfuhr, daß der Husarenoffizier der Sohn des Grafen Fjodor Turbin sei, wurde sie unruhig.

Ach, mein Väterchen! Mein Täubchen! . . . Danilo, renn' schnell hin, sage, die gnädige Frau läßt bitten, — sagte sie, sprang auf und lief mit eiligen Schritten in das Mädchenzimmer. — Lisa! Ustjuschka! . . . Wir müssen dein Zimmer herrichten, Lisa. Du ziehst zum Onkel hinüber; und du, Bruder . . . du, Bruder, wirst schon im Gastzimmer schlafen müssen. Eine Nacht, was will das sagen?

Nichts, Schwester, ich werde auf der Erde schlafen.

Hübsch muß er sein, wenn er dem Vater ähnlich ist. Ich will ihn wenigstens sehen, den lieben Menschen . . . sieh ihn dir an, Lisa. Der Vater war ein hübscher Mann . . . Wo trägst du den Tisch hin? Stell' ihn hierher! — schwakte Anna Fjodorowna — und zwei Betten bringe her, das eine hole vom Verwalter — dann nimm von der Etagère den Kristalleuchter, den mir der Bruder zum Geburtstage geschenkt hat, und stecke ein Stearinlicht auf.

Endlich war alles fertig. Lisa hatte, unbekümmert um die Einmischung ihrer Mutter, ihr Zimmerchen nach ihrem Geschmack für die beiden Offiziere hergerichtet. Sie hatte reine, nach Reseda duftende Bettwäsche geholt und das Bett gemacht, sie hatte eine Karaffe Wasser und Lichte auf das Tischchen stellen lassen, hatte mit Papier das Mädchenzimmer geräuchert und war selbst mit ihren Betten in das Zimmer des Onkels hinübergegangen. Anna Fjodorowna hatte sich ein wenig beruhigt und wieder auf ihren Platz gesetzt, sogar die Karten wieder zur Hand genommen, aber, ohne sie auseinanderzubreiten war sie, auf ihren runden Ellbogen gestützt, in Gedanken versunken. „Ja, die liebe Zeit, wie die Zeit hingeht, sagte sie leise vor sich hin, so lange ist's her, und ich sehe ihn vor mir stehen! Ach, er war ein Sausewind! — Und Thränen traten ihr in die Augen — Jetzt kommt Lisachen . . . aber sie ist nicht das, was ich in ihren Jahren war, ein hübsches Mädchen, aber doch nicht, doch nicht das . . .“

Lisachen, du kannst heute abend dein Musselinkleid anziehen.

Wollten Sie sie denn einladen, Mamachen? Lieber nicht — antwortete Lisa, denn sie empfand bei dem Gedanken, die Offiziere zu sehen, eine starke Erregung — lieber nicht, Mamachen.

In der That, sie hatte weniger den Wunsch, sie zu sehen, als sie sich vor einem aufregenden



Glücke fürchtete, das ihrer, wie sie meinte, harrte.

Sie werden vielleicht selbst den Wunsch haben, unsre Bekanntschaft zu machen, sagte Anna Fjodorowna, strich ihr über das Haar und dachte dabei: „Nein, das ist nicht das Haar, das ich in ihrem Alter hatte . . . nein, Lieschen, wie wünschte ich dir . . .“ Und sie hatte wohl Wünsche für ihre Tochter, aber eine Heirat mit dem Grafen konnte sie nicht voraussetzen, die Beziehungen, die sie mit dem Vater verbanden, konnte sie nicht wünschen — sie hatte für ihre Tochter einen unbestimmten Herzenswunsch. Sie mochte wohl in der Seele ihrer Tochter noch einmal das Glück genießen, das sie mit dem Verstorbenen genossen hatte.

Auch der alte Kavallerist war durch die Ankunft des Grafen ein wenig erregt. Er war in sein Zimmer gegangen und hatte sich dort eingeschlossen. Eine Viertelstunde darauf erschien er in Attila und blauen Pantalons und trat mit einem verlegenen glücklichen Gesicht, wie man es bei Mädchen sieht, wenn sie zum erstenmal ein Ballkleid tragen, in das für die Gäste bestimmte Zimmer.

Ich muß mir doch einmal die Husaren von heutzutage ansehen, Schwester. Der selige Graf, das war ein echter Husar. Will mal sehen.

Die Offiziere kamen die Hintertreppe herauf nach dem für sie bestimmten Zimmer. Nun, siehst

du — sagte der Graf und legte sich, wie er ging und stand, mit den staubigen Stiefeln auf das zurecht gemachte Bett, — ist's hier nicht besser als in der Stube mit den Schaben?

Natürlich ist's besser, aber wir verpflichten uns den Herrschaften . . . .

Ach, Unsinn, man muß in allem praktisch sein. Sie werden sich sehr freuen, ganz bestimmt . . . .  
He, Bursche! rief er, laß dir etwas geben, das Fenster zu verhängen, sonst wird es in der Nacht ziehen.

In diesem Augenblick trat der alte Herr ein, um sich mit den Offizieren bekannt zu machen. Er versäumte natürlich nicht, wenn er auch dabei ein wenig errötete, den Herren zu erzählen, daß er ein Kamerad des verstorbenen Grafen gewesen, daß er seine Freundschaft genossen habe, er erzählte sogar, er habe öfter von dem seligen Grafen Wohlthaten empfangen; ob er unter diesen Wohlthaten des Verstorbenen verstand, daß dieser ihm die geliehenen hundert Rubel niemals zurückerstattet hatte, oder daß er ihn auf den Schneehaufen geworfen, oder daß er ihm Grobheiten gesagt hatte — das ließ der alte Herr unaufgeklärt. Der Graf war sehr höflich gegen den alten Kavalleristen und dankte ihm für die Unterkunft.

Sie müssen schon entschuldigen, daß es nicht besonders fein ist, Graf (er hätte beinahe Cuer Erlaucht gesagt, so sehr hatte er den Verkehr mit

vornehmen Leuten verlernt), das Häuschen meiner Schwester ist nicht groß, und das Fenster dort werden wir gleich verhängen, dann wird es gut sein! — fügte der Alte hinzu und ging unter dem Vorwande, den Fenstervorhang zu besorgen, in Wirklichkeit aber um so schnell als möglich über die Offiziere Bericht zu erstatten, schlotternd aus dem Zimmer.

Die hübsche Ustjuschka kam mit dem Shawltuch der gnädigen Frau und verhängte das Fenster. Außerdem ließ die gnädige Frau fragen, ob die Herren nicht Thee wünschten.

Die angenehme Wohnung wirkte offenbar günstig auf die Stimmung des Grafen. Er scherzte heiter, lachend mit Ustjuschka, so daß diese ihn sogar einen ausgelassenen Menschen nannte, er fragte sie aus, ob ihr Fräulein hübsch sei, und antwortete auf ihre Frage, ob sie Thee wünschten, sie möge den Thee bringen, vor allem aber, da sein Abendbrot noch nicht bereit sei, ob sie ihm nicht jetzt etwas Schnaps, einen kleinen Imbiß und Sherry bringen könnte, wenn welcher zu haben sei.

Der Onkel war von der Liebenswürdigkeit des jungen Grafen entzückt; er hob die junge Generation in den Himmel und meinte, die Leute von heute überträfen unvergleichlich die von ehemals.

Anna Fjodorowna gab das nicht zu — über den Grafen Fjodor Zwanowitsch ging niemand, —



und endlich wurde sie ernstlich böse und meinte nur trocken: „Für dich, Bruder, ist immer der der beste, der dir zuletzt geschmeichelt hat . . . . Gewiß, die Menschen sind jetzt gescheiter, aber Graf Fjodor Iwanowitsch hat so vortrefflich Cossaise getanzt und war so liebenswürdig, daß alle von ihm weg waren, aber er widmete sich nur mir. Sie sehen, es gab auch in alten Zeiten gute Menschen.“

In diesem Augenblicke kam die Meldung, die Herren hätten um Schnaps, um einen Imbiß und um Sherry.

Aber was thust du denn, Bruder? Du machst alles falsch. Du hättest das Abendbrot bestellen sollen — Lisa, kümmere dich ein wenig, liebes Kind.

Lisa lief in die Speisekammer, holte Pilze und frische Sahne und gab dem Koch den Auftrag, Koteletts zu machen.

Aber woher Sherry nehmen? Hast du noch welchen, Bruder?

Nein, Schwester, ich habe auch nie welchen gehabt.

Nie gehabt? Was trinkst du denn zum Thee? Rum, Anna Fedorowna.

Ist das nicht ganz gleich? Gieb her. Sei es Rum. Wäre es nicht besser, sie zu uns hereinzubitten, Bruder? Du weißt ja alles; ich denke, es wird sie nicht beleidigen?

Der Kavallerist erklärte, er bürge dafür, der Graf würde bei seiner Güte nicht ablehnen und er würde sie unbedingt herbringen. Anna Fjodorowna ging hinaus, um ihr seidenes Kleid anzuziehen und eine neue Haube aufzusetzen, und Lisa war so beschäftigt, daß sie nicht die Zeit hatte, das rosa Rattunkleid mit den breiten Ärmeln, das sie trug, abzulegen. Sie war überdies außerordentlich erregt. Es war ihr, als erwartete sie etwas Überraschendes, als hinge eine dunkle Wetterwolke tief hinab auf ihre Seele. Dieser schöne Graf und Husar schien ihr ein vollkommen neues, für sie unbegreifliches, aber wunderbares Wesen zu sein, sein Charakter, seine Manieren, seine Reden — alles mußte etwas so Ungewöhnliches sein, wie sie es nie gesehen hatte. Was er dachte und sprach, mußte klug und wahr sein, was er that, ehrenhaft, seine ganze Erscheinung mußte schön sein. Sie zweifelte gar nicht daran. Hätte er nicht bloß einen Imbiß und Sherry, sondern eine Wanne mit Salvei und Parfüm gefordert, sie wäre darüber nicht verwundert gewesen, sie hätte es ihm nicht übel genommen und wäre fest überzeugt gewesen, es dürfe und müsse so sein.

Als der Kavallerist dem Grafen den Wunsch seiner Schwester aussprach, willigte er sofort ein, ordnete sein Haar, warf den Mantel um und steckte seine Cigarrentasche zu sich.

Gehen wir, sagte er zu Polosow.

Wahrhaftig, es ist richtiger, wir gehen nicht, antwortete der Cornet, ils feront de frais pour nous recevoir.

Unsinn, sie werden glücklich sein, ich habe auch schon Erkundigungen eingezogen, es ist ein hübsches Töchterchen im Hause. Komm, sagte der Graf französisch.

Je vous en prie, messieurs, sagte der Kavallerist, nur um ihnen zu verstehen zu geben, daß auch er französisch könne und verstanden habe, was die Offiziere miteinander gesprochen.



Lisa errötete, als die Offiziere in's Zimmer traten, und senkte die Augen zu Boden, als ob sie mit der Füllung des Theekännchens beschäftigt wäre und sich scheue, die Offiziere anzusehen. Anna Fjodorowna dagegen sprang schleunig auf, verbeugte sich, ließ das Gesicht des Grafen nicht einen Augenblick aus den Augen und begann mit ihm ein Gespräch. Bald fand sie eine außerordentliche Ähnlichkeit mit seinem Vater, bald lobte er ihre Tochter, bald bot sie ihm Thee, Eingemachtes oder ländliche Marmelade an. Dem Cornet schenkte wegen seines bescheidenen Aussehens niemand Aufmerksamkeit. Es war ihm das sehr angenehm, denn er betrachtete, soweit der Anstand es gestattete, Lisas Schönheit, die offenbar auf ihn

einen überraschenden Eindruck gemacht hatte. Der Onkel hörte das Gespräch seiner Schwester mit dem Grafen an und konnte, da er bereits eine fertige Rede auf der Zunge hatte, den Augenblick nicht erwarten, seine kavalleristischen Erinnerungen vorzubringen. Nach dem Thee zündete der Graf eine so starke Cigarre an, daß Lisa nur mit Mühe das Husten unterdrücken konnte, und wurde sehr gesprächig und liebenswürdig, indem er zuerst seine Erzählungen nur in den Zwischenpausen anbrachte, welche die ununterbrochene Rede Anna Fjodorownas von Zeit zu Zeit ließ, schließlich aber ganz allein die Unterhaltung beherrschte. Eines überraschte die Zuhörer etwas unangenehm: er gebrauchte in seinen Erzählungen häufig Worte, die man vielleicht in seiner Gesellschaft nicht für anstößig hielt, die aber hier ziemlich gewagt waren. Anna Fjodorowna erschraf dabei immer ein wenig, und Lisa errötete bis über die Ohren; der Graf aber bemerkte das nicht und blieb nach wie vor ungekünstelt, ruhig und liebenswürdig.

Lisa füllte schweigend die Gläser, sie reichte sie den Gästen nicht zu, sondern stellte sie zu ihnen hin und lauschte, noch immer in Erregung, neugierig den Reden des Grafen. Seine ungekünstelten Erzählungen und die kleinen Pausen in der Unterhaltung beruhigten sie allmählich. Sie hörte weder die erwarteten, besonders gescheiten Dinge, noch sah sie in allem die Bornehmheit, die

sie in ihrer unklaren Vorstellung zu finden gehofft hatte. Ja, bei dem dritten Glase Thee, da ihre schüchternen Blicke einmal seinen Blicken begegneten, und er die Augen nicht senkte, sondern mit auffälliger Ruhe und einem leisen Lächeln auf sie gerichtet hielt, empfand sie sogar eine feindselige Stimmung gegen ihn und fand bald, daß an ihm nicht nur nichts Ungewöhnliches sei, sondern daß er sich durchaus in nichts von allen denen unterscheide, die sie kennen gelernt hatte, daß es nicht verlohne, sich vor ihm zu fürchten und daß außer den saubern langen Nägeln auch nichts besonders Schönes an ihm sei. Lisa wurde plötzlich ruhig, nicht ohne ein inneres Bedauern darüber, daß der Traum dahin sei, und nur der Blick des schweigsamen Cornets, den sie auf sich gerichtet fühlte, beunruhigte sie. „Vielleicht ist es gar nicht der, sondern der,“ dachte sie.



Nach dem Thee bat die Dame ihre Gäste in das andere Zimmer und setzte sich wieder auf ihren Platz.

Wollen Sie nicht ein wenig ruhen, Graf? fragte sie. Womit könnten wir Sie unterhalten, so liebe Gäste? sprach sie nach einer ablehnenden Antwort. Spielen Sie Karten, Graf? Wenn du, Bruder, wolltest, könnten wir eine Partie spielen . . . .



Sie spielen ja selbst *Préférence*, antwortete der Kavallerist. Spielen wir doch zusammen, wie meinen Sie, Graf, und Sie?

Die Offiziere erklärten, sie seien mit allem einverstanden, was ihrer liebenswürdigen Wirtin beliebte.

Lisa brachte aus ihrem Zimmer ihre alten Karten, aus welchen sie zu lesen pflegte, ob Anna Fjodorownas Schnupfen bald vorübergehen, ob der Onkel heute aus der Stadt zurückkehren würde, wenn er einmal hineingefahren war, ob die Nachbarin heute kommen würde und dergleichen. Obgleich diese Karten zwei Monate im Gebrauch waren, waren sie doch reiner als die, aus welchen Anna Fjodorowna wahrzusagen pflegte.

Sie werden aber gewiß nicht niedrig spielen wollen? fragte der Onkel. Anna Fjodorowna und ich, wir pflegen um eine halbe Kopeke zu spielen . . . . und dann gewinnt sie immer.

Ach, ganz wie Sie wünschen, mir ist's ein Vergnügen.

Gut also, um eine Kopeke, schon den teuren Gästen zuliebe! Mögen Sie mir alten Frau mein Geld abnehmen, sagte Anna Fjodorowna, indem sie sich behaglich in ihrem Sessel breit machte und ihre Mantille zurechtzog.

„Vielleicht gewinne ich ihnen auch einen Rubel ab,“ dachte Anna Fjodorowna, denn sie hatte auf

ihre alten Tage eine kleine Leidenschaft für das Kartenspiel bekommen.

Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen zeigen, wie man mit der Tabelle spielt, sagte der Graf, und mit Misere, das ist höchst amüſant.

Die neue Petersburger Art gefiel ihnen sehr gut, der Onkel versicherte sogar, er kenne sie schon, es sei ähnlich wie Boston, er habe es nur wieder ein wenig vergessen. Anna Fjodorowna aber verstand nichts und begriff so lange nichts, daß sie sich genötigt sah, lächelnd und beifällig mit dem Kopfe nickend zu erklären, jetzt verstehe sie alles, jetzt sei ihr alles klar. Es gab während des Spieles viel zu lachen, wenn Anna Fjodorowna mit dem Aß und dem König Misere ansagte und mit Sechsen sitzen blieb. Sie wurde sogar verwirrt, lächelte verlegen und versicherte in einem fort, sie könne sich noch nicht in die neue Spielweise hineinfinden. Indessen wurde für sie angeschrieben und zwar viel, um so mehr, als der Graf, der gewohnt war, hoch zu spielen, mit großer Zurückhaltung spielte, sehr gut berechnete und gar nicht begreifen konnte, warum der Cornet ihn unter dem Tische mit dem Fuße stieß, und weshalb er so grobe Scherz beim Whist machte.

Lisa brachte noch Marmelade, drei Sorten Eingemachtes und Dportoäpfel in besonderer Zubereitung, stellte sich hinter die Mutter, sah ihr in die Karten, betrachtete von Zeit zu Zeit die

Offiziere, besonders die weiße Hand des Grafen mit den zarten, rosigen, wohlgepflegten Nägeln, die so erfahren, so sicher und schön die Karten auf den Tisch warf und die Stiche nahm.

Thut nichts, Mama, Sie werden noch zurückgewinnen, sagte Lisa lächelnd, um die Mutter aus ihrer komischen Lage zu befreien. Machen Sie den Onkel einmal remis, dann wird er hineinfallen.

Wenn du mir wenigstens helfen wolltest, Lisa, sagte Anna Fjodorowna und sah die Tochter erschrocken an. Ich weiß nicht, wie . . . .

Ich verstehe mich auch nicht auf diese neue Spielweise, antwortete Lisa und zählte in Gedanken die Stiche der Mutter. Sie werden viel verspielen, Mama, und es wird nichts übrig bleiben für Pimotschkas Kleid, fügte sie scherzend hinzu.

O ja, so kann man leicht zehn Silberrubel verlieren, sagte der Cornet mit einem Blicke auf Lisa und mit dem Wunsche, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Spielen wir nicht um Scheine? fragte Anna Fjodorowna und sah alle Anwesenden an.

Ich weiß nicht, aber ich verstehe mich nicht auf Scheine, sagte der Graf. Wie meinen Sie, was heißt Scheine?

Jetzt rechnet auch niemand mehr nach Scheinen,



fiel der Onkel ein, der mit großer Ruhe spielte und im Gewinn war.

Die alte Dame ließ jetzt Schaumwein reichen, trank selbst zwei Glas, war über das ganze Gesicht rot und schien alles gleichgültig aufzunehmen. Sogar ein Büschel ihrer grauen Haare trock unter der Haube hervor, ohne daß sie es ordnete. Sie mußte wohl glauben, Millionen verloren zu haben und ganz zu Grunde gerichtet zu sein. Der Cornet stieß den Grafen immer heftiger mit dem Fuße. Der Graf schrieb ruhig die Remis der alten Dame auf. Endlich war die Partie zu Ende. Wie sehr sich Anna Fjodorowna auch bemühte, in ihren Notizen zu suchen und zu thun, als ob sie sich in der Rechnung irre und nicht rechnen könne, wie sehr sie auch vor der Höhe ihres Verlustes erschraf, schließlich zeigte sich doch, daß sie neunhundertundzwanzig Points verloren hatte. „Das macht also in Scheinen neun Rubel?“ fragte Anna Fjedorowna zu wiederholten Malen und begriff solange die ganze Größe ihres Verlustes nicht, bis der Bruder ihr zu ihrem Entsetzen erklärte, sie hätte zweiunddreißig und einen halben Papierrubel verloren und müsse unbedingt zahlen. Der Graf zählte seinen Gewinn gar nicht, sondern erhob sich nach Beendigung des Spiels, trat an das Fenster, wo Lisa den Aufschnitt zum Abendbrot zurechtmachte und Pilze aus einem Steintopf auf den Teller legte, und that vollkommen ruhig und ungekünstelt,



was der Cornet den ganzen Abend über gewünscht und nicht fertig gebracht hatte — er begann mit ihr ein Gespräch über das Wetter.

Der Cornet befand sich indessen in einer unangenehmen Lage. Anna Fjodorowna ward, als der Graf, besonders aber Lisa, die ihre gute Laune aufrecht erhielt, fortgegangen waren, ernstlich böse.

Es ist wirklich ärgerlich, daß wir Ihnen soviel Geld abgenommen haben, sagte Polosow, um irgend etwas zu sagen, es ist einfach gewissenlos.

Noch dazu mit diesen Tabellen und Miseren, ich verstehe mich darauf nicht . . . wie viel macht es in Kassenscheinen im ganzen? fragte sie.

Zweiunddreißig Rubel fünfzig Kopeken — sagte der Kavallerist, der noch unter dem Eindruck seines Gewinns sich in vergnügter Stimmung befand; rüden Sie nur heraus, Schwesterchen.

Ich zahle euch alles, aber noch einmal bekommt ihr mich nicht dazu, nein! . . . soviel kann ich ja in meinem Leben nicht zurückgewinnen.

Und Anna Fjodorowna ging, sich stark in den Hüften wiegend, in ihr Zimmer, kam zurück und brachte die neun Rubel in Kassenscheinen. Erst auf den dringenden Wunsch des Alten zahlte sie alles.

Polosow erfaßte eine leise Angst, Anna Fjodorowna könnte ihn ausschelten, wenn er mit ihr eine Unterhaltung anknüpfte.

Er entfernte sich still, ohne ein Wort zu sagen,

und trat zu dem Grafen und zu Lisa heran, die an dem offenen Fenster plauderten.

Auf dem zum Abendbrot gedeckten Tische standen zwei Talglichte. Ihre Flammen fladerten von Zeit zu Zeit von der frischen, warmen Zugluft der Mainacht hin und her. Auch am Fenster, das nach dem Garten geöffnet war, war es hell. Aber es war eine andere Helligkeit, als im Zimmer. Der fast volle Mond, der schon seinen goldenen Hof verloren hatte, ergoß sich über die Gipfel der hohen Linden und leuchtete heller und heller durch die weißen, zarten Wölkchen, die ihn von Zeit zu Zeit beschatteten. Im Teiche, dessen Fläche an einer Stelle, vom Silberlichte des Mondes beleuchtet, durch die Baumreihen schimmerte, hörte man die Frösche quaken, und unmittelbar unter dem Fenster hüpfen und flatterten Vöglein auf dem duftigen Fliederstrauch, der seine feuchten Blüten leise schaukelte.

Welch wundervolle Luft, sagte der Graf, während er an Lisa herantrat und sich auf das niedrige Fensterbrett setzte. Sie müssen, meine ich, viel spazieren gehen?

Ja, antwortete Lisa, die jetzt bei der Unterhaltung mit dem Grafen nicht mehr die geringste Verlegenheit empfand, des Morgens gegen sieben Uhr habe ich Wirtschaftsgänge, dann gehe ich ein wenig mit Pimotscha, mit Mamas Pflegetochter.

Wie schön ist es, auf dem Lande zu leben! sagte der Graf und steckte sein Glas in's Auge, um bald den Garten, bald Lisa zu betrachten. Und zur Abendzeit beim Mondenlicht gehen Sie nicht spazieren?

Nein, vor zwei Jahren ging ich mit dem Onkel jeden Abend spazieren, wenn Mondschein war. Er litt damals an einer sonderbaren Krankheit, an Schlaflosigkeit; wenn Vollmond war, konnte er nicht einschlafen. Sein Zimmer, dies da, geht gerade in den Garten hinaus, und das Fenster ist niedrig, so daß das Mondlicht ganz gerade hereinfällt.

Sonderbar, bemerkte der Graf, das ist doch Ihr Zimmer, denke ich.

Nein, nur heute schlafe ich dort. Mein Zimmer bewohnen Sie.

Ist es möglich? . . . . Ach, du lieber Gott, ich werde es mir im Leben nicht verzeihen, Ihnen solche Umstände zu machen, sagte der Graf und ließ zum Zeichen der Aufrichtigkeit seiner Gefühle das Glas aus dem Auge fallen. Wenn ich gewußt hätte, daß ich Ihnen solche Störung . . .

Was für Umstände? Ganz im Gegenteil, ich freue mich sehr, Onkelchens Zimmer ist so hübsch, so freundlich, das Zimmer ist so niedrig, ich kann da sitzen, bis ich einschlafe, ich kann auch in den Garten hinaussteigen und zur Nacht noch spazieren gehen.

„Was für ein prächtiges Mädchen,“ dachte der Graf, stemmte wieder das Glas in's Auge, betrachtete sie, that, als ob er sich auf dem Fensterbrette bequemer zurechtrückte, und versuchte dabei, mit seinem Fuße ihr Füßchen zu berühren. — „Und wie schlau sie mir zu verstehen gab, daß ich sie im Garten am Fenster sehen kann, wenn ich will!“ Liza verlor in seinen Augen einen großen Teil ihres Reizes, so leicht schien ihm der Sieg über sie.

Und welcher ein Genuß muß es sein, sagte er, schwärmerisch in die dunkle Allee hinausblickend, eine solche Nacht im Garten mit einem Wesen zu erleben, das man liebt! . . .

Liza war ein wenig verlegen, sowohl durch diese Worte, wie durch die wiederholte, gleichsam zufällige Berührung mit dem Fuße; darum sagte sie auch, ehe sie recht nachgedacht hatte, und nur um ihre Verlegenheit zu bemänteln: Ja, es ist prächtig, in einer Mondnacht spazieren zu gehen.

Es wurde ihr unbehaglich. Sie band den Steintopf, aus dem sie die Pilze genommen hatte, wieder zu und wollte eben vom Fenster gehen, als der Cornet sich ihnen näherte. Sie wollte nun auch gerne wissen, was das für ein Mensch war.

Welch eine herrliche Nacht, sagte er.

„Die sprechen ja aber immer nur vom Wetter“, dachte Liza.

Welch eine wundervolle Aussicht, fuhr der

Cornet fort; aber Sie, meine ich, müssen sich schon satt daran gesehen haben, fügte er hinzu, denn er hatte die sonderbare Neigung, Menschen, die ihm sehr gefielen, irgend etwas Unangenehmes zu sagen.

Warum glauben Sie das? Dasselbe Essen oder ein und dasselbe Kleid kann man wohl satt bekommen, aber einen schönen Garten bekommt man nie satt, wenn man gern spazieren geht, zumal wenn der Mond noch höher steht. Von Onkels Zimmer aus übersieht man den ganzen Teich. Heute werde ich ihn sehen können.

Nachtigallen giebt es wohl bei Ihnen nicht? fragte der Graf, den es verdroß, daß Polosow hinzugekommen war und ihn verhindert hatte, bestimmtere Bedingungen des Stelldichens zu erfahren.

O, wir haben immer welche gehabt, aber im vorigen Jahre haben die Jäger eine gefangen, und in diesem Jahre in voriger Woche, da sie wieder anfang prächtig zu singen, kam der Polizeidiener mit seiner Glode und verscheuchte sie. Vor zwei Jahren saß ich oft mit dem Onkel in dem Laubgang, und so lauschten wir ihr zwei Stunden.

Was erzählt Ihnen die kleine Schwägerin, sagte der Onkel, zu den Plaudernden herantretend; wollen Sie nicht einen Imbiß nehmen?

Nach dem Abendbrot, bei welchem es dem Grafen durch das Lob der Speisen und durch



seinen Appetit gelang, die schlechte Laune der Wirtin ein wenig zu zerstreuen, verabschiedeten sich die Offiziere und gingen in ihr Zimmer. Der Graf schüttelte dem Onkel zu Anna Fjodorownas Erstaunen die Hand, auch ihr schüttelte er nur die Hand, ohne sie zu küssen. Er schüttelte sogar auch Lisas Hand und sah ihr dabei gerade in die Augen und lächelte leicht mit seinem angenehmen Lächeln. Dieser Blick machte das Mädchen wieder verlegen.

„Nun ja, er ist sehr hübsch, dachte sie, aber auch furchtbar eingebildet.“



#### 14. Abschnitt

Wie, schämst du dich gar nicht? sagte Polosow, als sie wieder in ihr Zimmer gekommen waren. Ich habe mir absichtlich Mühe gegeben, zu verlieren, und habe dich immerwährend unter dem Tische gestoßen. Machst du dir denn gar kein Gewissen daraus? Die alte Dame war doch ganz ärgerlich.

Der Graf konnte sich vor Lachen kaum halten.

Possierliche Dame! . . . wie sie gekränkt war!

Und wieder brach er in ein so lustiges Lachen aus, daß selbst Johann, der vor ihm stand, die Augen senkte und leicht nach der Seite hin lachte.

Das nenne ich einen Sohn des Hausfreunds!

. . . . Ha, ha, ha, fuhr der Graf fort zu lachen.



Nein, wirklich, es ist nicht hübsch. Es hat mir sogar Leid gethan um sie, sagte der Cornet.

Unsinn! Was bist du für ein Kind! Willst du etwa, daß ich verlieren soll? Weshalb sollte ich verlieren? O, ich habe wohl auch verloren, als ich noch nicht spielen konnte. Die zehn Rubel kommen uns zu statten, Freundchen. Man muß das Leben von der praktischen Seite nehmen, sonst kommt man immer unten zu liegen.

Polosow schwieg; er wollte überdies ungestört an Lisa denken, die ihm als ein reines, schönes Wesen erschien, er kleidete sich aus und legte sich in das weiche, reine Bett, das für ihn bereit stand.

„Unsinn — Ehren und Kriegsruhm, dachte er und blickte durch das verhängte Fenster, durch welches sich die blassen Strahlen des Mondes stahlen. — Glück heißt, in einem stillen Winkel mit einem lieben, klugen, einfachen Weibchen leben — das ist dauerndes, wahres Glück.“

Aber er theilte diese Gedanken nicht seinem Freunde mit, ja er gedachte mit keinem Worte des Landfräuleins, obgleich er überzeugt war, daß auch der Graf an sie dachte.

Warum kleidest du dich nicht aus? fragte er den Grafen, der im Zimmer auf und nieder ging.

Ich habe noch keine Lust zum Schlafen. Lösche das Licht, wenn du willst. Ich lege mich so zu Bette.

Und er ging wieder im Zimmer auf und nieder.

Ich habe noch keine Lust zum Schlafen, wieder-



holte Polosow und empfand nach dem heutigen Abend drückender, als je zuvor den Einfluß des Grafen; er war aber in der Stimmung, sich dagegen aufzulehnen.

„Ich stelle mir vor, — so überlegte er für sich, zu Turbin gefehrt, — welche Gedanken jetzt durch deinen wohlfrisierten Kopf gehen. Ich habe schon gesehen, wie sie dir gefallen hat. Aber du bist nicht imstande, dieses einfache, edle Wesen zu begreifen. Du mußt eine Minna haben und Oberstenepauletts. Wahrhaftig, ich will ihn fragen, wie sie ihm gefallen hat.“

Polosow hatte sich schon zu ihm herumgedreht, aber er besann sich noch. Er fühlte, daß er weder imstande sein würde, mit ihm zu streiten, wenn er wirklich von Lisa die Ansicht hätte, die er ihm unterschoob, noch daß er die Kraft besitzen würde, ihm zuzustimmen, — so sehr war er schon gewohnt, sich dem Einflusse zu fügen, der ihm mit jedem Tage drückender und ungerechtfertigter vorkam.

Wohin? fragte er, als der Graf die Mütze aufsekte und auf die Thüre zuging.

Ich will in den Stall und sehen, ob alles in Ordnung ist.

Merkwürdig, dachte der Cornet, aber er löschte das Licht, versuchte die thörichten, eifersüchtigen und feindseligen Gedanken gegen seinen früheren Freund, die ihm durch den Kopf gingen, zu ver scheuchen und legte sich auf die andere Seite.

Anna Fjodorowna hatte eben nach ihrer täglichen Gewohnheit ihren Bruder, ihre Tochter und ihr Pflegekind zärtlich bekreuzigt und geküßt und sich in ihr Zimmer zurückgezogen.

Seit längerer Zeit hatte die alte Dame an einem Tage nicht mehr so viel starke Eindrücke erfahren, so daß sie nicht einmal ruhig beten konnte. Die wehmütig lebhafteste Erinnerung an den seligen Grafen und an den jungen Geden, der ihr so gottlos das Geld abgenommen hatte, wollte ihr nicht aus dem Sinn. Indessen kleidete sie sich aus, trank nach ihrer Gewohnheit ein halbes Glas Kwas, der vorbereitet auf dem Nachttischchen stand, und legte sich in's Bett. Ihr Lieblingskätzchen kam in das Zimmer. Anna Fjodorowna rief es zu sich, streichelte es, hörte ruhig seinem Schnurren zu und konnte nicht einschlafen.

„Die Katze stört mich“, dachte sie und jagte sie fort. Das Kätzchen fiel weich auf den Boden, wedelte langsam mit seinem flaumigen Schweife und sprang auf die Ofenbank; aber da kam das Mädchen, das im Zimmer auf dem Fußboden schlief, herein, um ihre Filzdecke auszubreiten, das Licht zu löschen und das Lämpchen anzuzünden. Endlich schnarchte auch das Mädchen. Aber noch immer wollte Anna Fjodorowna der Schlaf nicht kommen und ihre aufgeregte Phantasie beruhigen. So oft sie die Augen schloß, stand das Gesicht des Husaren vor ihr und erschien in verschiedenen

seltsamen Gestalten im Zimmer, wenn sie ihre offenen Augen bei dem schwachen Lichte der Nachtlampe über die Kommode, das Tischchen und das weiße Kleid schweifen ließ, das an der Wand hing. Bald war es ihr unter der Federdecke zu heiß, bald war ihr das Ticken der Uhr auf dem Nachttischchen unerträglich, bald schnarchte das Mädchen unaussetzlich. Sie weckte sie und sagte ihr, sie möchte nicht mehr schnarchen. Wieder gingen die Gedanken an ihre Tochter, an den alten und den jungen Grafen, an das Préférencespiel wirt in ihrem Kopfe herum, bald sah sie sich mit dem alten Grafen Walzer tanzen, bald sah sie ihren vollen, weißen Nacken und fühlte, wie er geküßt wurde, dann sah sie ihre Tochter in den Armen des jungen Grafen. Wieder begann Ustjuscha zu schnarchen . . .

„Nein, das giebt es heute nicht; andere Menschen. Der von damals war bereit, durch's Feuer für mich zu gehen, und es verlohnte sich auch wohl; dieser aber schläft gewiß den Schlaf des Gerechten und freut sich, daß er gewonnen hat. Er versteht nicht, die Cour zu machen. Wie der damals auf die Knie sank: Was willst du? Was soll ich thun? Ich nehme mir sofort das Leben, oder was willst du? Er hätte sich das Leben genommen, wenn ich's gesagt hätte.“

Plötzlich hörte man Schritte nackter Füße im Flur, und Lisa kam in einem schnell umgeworfenen



Tuch bleich und zitternd in das Zimmer gestürzt und fiel fast auf das Bett der Mutter nieder . . .

Nachdem Lisa ihrer Mutter gute Nacht gesagt, war sie in das ehemalige Zimmer des Onkels gegangen. Sie hatte eine weiße Nachtljade angezogen, ihren dichten, langen Zopf eingebunden, das Licht gelöscht, das Fenster hoch geschoben, sich auf den Stuhl gekniet und ihre sinnenden Augen auf den Tisch gerichtet, der jetzt ganz im Silberglanze leuchtete.

Alle ihre gewohnten Beschäftigungen erschienen ihr plötzlich in einem ganz neuen Lichte: die alte launenhafte Mutter, der sie mit urteilsloser Liebe ergeben war, die einen Teil ihres Selbst bildete; der gebrechliche, aber liebevolle Onkel; die Hofleute, die Bauern, die ihr Fräulein vergötterten; die Milchkühe und die Kälber; diese ganze, ewig gleiche, immer wieder sterbende, immer wieder erwachende Natur, in deren Mitte sie liebend und geliebt aufgewachsen war — alles, was ihr einen so leichten, behaglichen Seelenfrieden gab — alles das erschien ihr plötzlich anders, alles erschien ihr leer, nichtig, als hätte ihr jemand gesagt: „Dummes Kind, dummes Kind, zwanzig Jahre hast du thöricht gehandelt, hast, Gott weiß wofür, Gott weiß warum, gelebt und hast nicht gewußt, was Leben und Glück ist!“ Dieser Gedanke war jetzt, wo sie in den erleuchteten Garten hinausblidte, in dem sich kein Blättchen regte, stärker, viel stärker

in ihr, als je zuvor, und was hatte diesen Gedanken in ihr gewedt? — Keineswegs eine plötzliche Liebe zu dem Grafen, wie man vielleicht vermuten könnte; im Gegenteil, er hatte ihr nicht gefallen, der Cornet hätte sie viel eher beschäftigen können, aber der Arme war nicht hübsch und sprach so wenig. Unwillkürlich vergaß sie ihn und erweckte zornig und ärgerlich in ihrer Phantasie das Bild des Grafen. „Nein, das ist's nicht“, sagte sie sich selbst, ihr Ideal war so herrlich, es war ein Ideal, das man inmitten dieser Nacht, inmitten dieser Natur hätte lieben können, ohne ihre Schönheit anzutasten — ein Ideal, von dem sie nie auch nur das Kleinste genommen hatte, um es mit einer rauhen Wirklichkeit zu vereinigen.

Erst hatte die Einsamkeit und die Entfernung von Menschen, die ihre Aufmerksamkeit hätten erregen können, bewirkt, daß die ganze Kraft ihrer Liebe, welche die Vorsehung in die Seele eines jeden von uns in gleichem Maße gelegt hat, noch ganz unberührt in ihrem Herzen schlummerte; jetzt hatte sie schon allzu lange von dem wehmütigen Glücke gelebt, dieses Etwas in sich zu empfinden, und nur selten das geheimnisvolle Gefäß des Herzens geöffnet, sich an dem Anblick seiner Reichtümer zu ergötzen, — um unbedacht über jemanden auszuschütten, was darinnen war. Hätte sie sich doch an diesem fargen Glücke bis an ihr Lebensende ergötzt, wer weiß, ob dieses nicht das



beste, das stärkste, ob es nicht das einzige wahre und mögliche ist.

„O mein Gott, dachte sie, habe ich Glück und Jugend unnütz vergeudet, daß es nicht mehr kommt . . . . nie mehr kommt? ist es wirklich so?“ Und sie versenkte ihren Blick in das hohe, vom Mond erleuchtete Himmelsgewölbe, das von weißen, wogenden Wolken bedeckt war, die die Sterne verschleierten und sich dem Monde näherten. „Wenn der Mond dieses obere weiße Wölkchen erfaßt, dann wird es wahr,“ dachte sie. Der dunstige Nebelstreif eilte über die untere Hälfte des lichten Kreises dahin, allmählich wurde das Licht auf dem Grase, auf den Wipfeln der Linden und auf dem Teiche schwächer, die schwarzen Schatten der Bäume wurden dunkler, ein leichter Windhauch erhob sich, und als wollte er den dämmernen Schatten, welche die Natur einhüllten, Gesellschaft leisten, fuhr er über die Blätter und trug an ihr Fenster den tauigen Duft des Laubes, des feuchten Bodens und des blühenden Flieders.

„Nein, es ist nicht so, tröstete sie sich, und wenn heute nacht die Nachtigall wieder singt, dann ist alles thöricht, was ich denke, und ich brauche nicht zu verzweifeln.“ Und noch lange saß sie schweigend da, als erwartete sie jemanden, obgleich alles wieder hell und lebendig wurde, wieder Wölkchen den Mond überzogen und wieder alles in Dunkel versank. Sie war, so am Fenster sitzend, schon

eingeschlafen, als die Nachtigall mit einem langen Triller, der lieblich über den Teich hin tönte, sie erweckte. Das Landfräulein öffnete die Augen. Wieder lebte ihre Seele in neuem Genusse auf bei dieser geheimnisvollen Vereinigung mit der Natur, die so freundlich und licht vor ihr ausgebreitet lag. Sie stützte sich auf beide Hände. Ein sehnsuchtsvolles, süßes Gefühl der Wehmut beklemmte ihre Brust, und Thränen einer reinen, großen Liebe, die nach Befriedigung dürstete — schöne, trostbringende Thränen traten ihr in die Augen. Sie faltete die Hände auf dem Fensterbrett und legte ihren Kopf darauf. Ihr Lieblingsgebet kam ihr wie von selbst auf die Lippen, und so schlummerte sie ein mit feuchten Augen.

Da berührte sie eine Hand, und sie erwachte. Aber die Berührung war leicht und angenehm. Da drückte die Hand stärker die ihrige. Plötzlich ward sie sich der Wirklichkeit bewußt, sie schrie auf, sprang fort, und indem sie sich selbst überredete, daß sie den Grafen nicht erkannt, der vor dem Fenster, ganz vom Mondenlicht übergossen, dagestanden — lief sie aus dem Zimmer . . . .



Es war wirklich der Graf gewesen. Als er den Aufschrei des Mädchens und das Knarren des Wächters hinter dem Zaune, das sich auf diesen

Schrei vernehmen ließ, hörte, stürzte er mit dem Gefühle eines ertappten Diebes über den taufeuchten Rasen nach dem Hintergrund des Gartens. „Ach, ich bin ein Dummkopf! sagte er vor sich hin, ich habe sie erschreckt; ich hätte sie leiser, mit Worten, wecken müssen. Ach, ich ungeschickter Esel!“ Er blieb stehen und horchte auf. Der Wächter trat durch die Pforte in den Garten und ließ seinen Rod über den sandigen Pfad hinschleifen. Es galt, ein Versteck zu finden. Der Graf ging auf den Teich zu. Die Frösche hüpfen vor seinen Füßen her in's Wasser und erschreckten ihn. Hier kauerte er sich, ohne auf seine feuchten Füße zu achten, nieder und rief sich alles in Erinnerung, was er gemacht hatte: wie er über den Zaun gekrochen war, wie er ihr Fenster gesucht und wie er endlich ihren weißen Schatten erblickt hatte, wie er zu wiederholten Malen, auf das leiseste Geräusch horchend, sich dem Fenster genähert und sich wieder entfernt hatte; wie es ihm unzweifelhaft erschienen war, daß sie über sein langes Ausbleiben ärgerlich sein würde, und wie es ihm bald wieder unmöglich erschienen war, daß sie so leicht auf ein Stelldichein hätte eingehen sollen; und wie er schließlich die Vermutung hatte, daß sie sich in der Verlegenheit eines Provinzmädchens nur schlafend stelle, wie er sich entschlossen genähert, wie er deutlich ihre Stellung beobachtet, dann aber plötzlich kopfüber zurückgerannt sei und, nun



beschämt über seine eigene Feigheit, wieder dreist sich genähert und ihre Hand berührt hatte . . . Der Wächter schrie und knarrte wieder mit der Thür und ging aus dem Garten. Das Fenster im Zimmer des Fräuleins schlug zu und wurde von innen durch einen Laden verschlossen. Es bereitete dem Grafen eine schwere Kränkung, dies mit anzusehen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er das Ganze noch einmal von vorn hätte beginnen können, jetzt wäre er nicht mehr so dumm zu Werke gegangen . . . . „Ein wundervolles Mädchen! so frisch, zum Entzücken! Und das aus der Hand zu lassen! . . . . Ich dummer Esel!“ Nun hatte er auch die Lust zum Schlafen verloren und ging mit den entschlossenen Schritten eines ärgerlichen Menschen auf's Geratewohl geradeaus durch die schattige Lindenallee.

Da brachte auch für ihn diese Nacht die friedenspendenden Gaben stiller Wehmut und Liebessehnsucht. Der lehmige, hie und da mit hervorsprossendem Gras oder trockenen Zweigen bedeckte Weg war von Lichtkreisen erhellt, welche die geraden, blassen Strahlen des Mondes durch das dichte Laub hindurchwarfen. Ein krummer Baumstumpf, der mit weißem Moose bedeckt war, wurde von der Seite her beleuchtet. Die Blätter glänzten im Silberschein und flüsterten von Zeit zu Zeit miteinander. Im Hause waren alle Lichter erloschen, alle Laute verstummt. Nur die Nachtigall schien



den ganzen, unermesslichen, schweigenden, lichtüber-  
gossenen Raum zu erfüllen. „Gott, welch eine  
Nacht! welch eine wundervolle Nacht! dachte der  
Graf, indem er die duftige Frische des Gartens  
einsog, es thut mir leid um etwas, ich bin mit  
mir selbst und mit andern, mit meinem ganzen  
Leben unzufrieden. Ein prächtiges, liebes Mäd-  
chen! Vielleicht ist sie gar böse . . . .“ Da gingen  
seine Gedanken wirr durcheinander. Er sah sich  
in diesem Garten mit dem Landfräulein in den  
verschiedensten, sonderbarsten Stellungen; dann  
trat seine geliebte Minna an ihre Stelle. „Was  
bin ich für ein Dummkopf. Ich hätte sie einfach  
um die Taille fassen und küssen sollen.“ Und  
mit dieser Reue ging der Graf in sein Zimmer  
zurück.

Der Cornet schlief noch nicht. Er drehte sich  
sogleich im Bette um, mit dem Gesicht zu dem  
Grafen.

Du schläfst nicht? fragte der Graf.

Nein.

Soll ich dir erzählen, was vorgefallen ist?

Nun?

Nein, ich erzähl's dir lieber nicht . . . oder  
doch. Zieh die Beine zurück.

Der Graf war gegen das verunglückte Aben-  
teuer schon gleichgültig geworden. Er setzte sich mit  
einem lebhaften Lächeln auf das Bett seines  
Kameraden.

Stelle dir vor, das Fräulein hat mir doch ein Rendezvous gegeben.

Was sagst du? rief Polosow und sprang vom Bette auf.

Hör' zu.

Aber wie? wann? Das ist ja unmöglich.

Hör' also. Während ihr die Rechnung beim Préférence machtet, sagte sie mir, sie würde heute Nacht am Fenster sitzen, und es sei nicht schwer, in das Fenster hineinzusteigen. Hör', was ein praktischer Mensch ist! Während ihr mit der Alten rechnetet, habe ich dieses Geschäft abgemacht. Du hast doch gehört, sie hat sogar in deiner Gegenwart gesagt, daß sie heute Nacht am Fenster sitzen und nach dem Teich schauen würde?

Ja, das hat sie so hingesprochen.

Das eben weiß ich nicht, ob sie das absichtlich oder zufällig gesagt hat. Vielleicht ist es so. Sie mochte es nicht gleich herausfagen, aber es klang doch so. Das Ding hat ein schlimmes Ende genommen. Ich habe wie ein vollkommener Dummkopf gehandelt, fügte er mit einem verächtlichen Lächeln gegen sich selber hinzu.

Aber wo warst du denn?

Der Graf erzählte alles, ganz wie es vor sich gegangen war. Er überschlug nur seine unentschlossenen wiederholten Annäherungen.

Ich habe es mir selbst verdorben. Ich hätte

dreister sein müssen. So aber hat sie aufgeschrien und ist vom Fenster fortgerannt.

Aufgeschrien also hat sie und ist fortgerannt, sagte der Cornet und beantwortete mit einem verlegenen Lächeln das Lächeln des Grafen, der auf ihn so lange einen so starken Einfluß gehabt hatte.

Ja. Na, jetzt aber ist's Zeit zu schlafen!

Der Cornet drehte sich wieder mit dem Rücken zur Thür und lag zehn Minuten so, ohne ein Wort zu sprechen. Gott weiß, was in seiner Seele vorging.

Graf Turbin, sagte er mit stoßender Stimme.

Was willst du? Sprichst du aus dem Schlafe oder nicht, ließ sich der Graf ruhig vernehmen. Was, Cornet Polosow?

Graf Turbin, Sie sind — ein Schurke, schrie Polosow und sprang von seinem Bette auf.

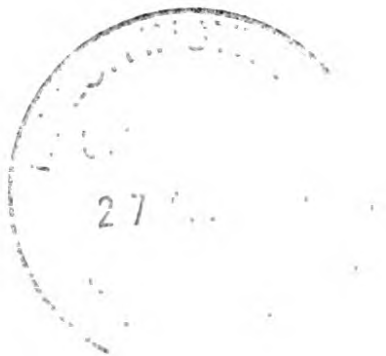


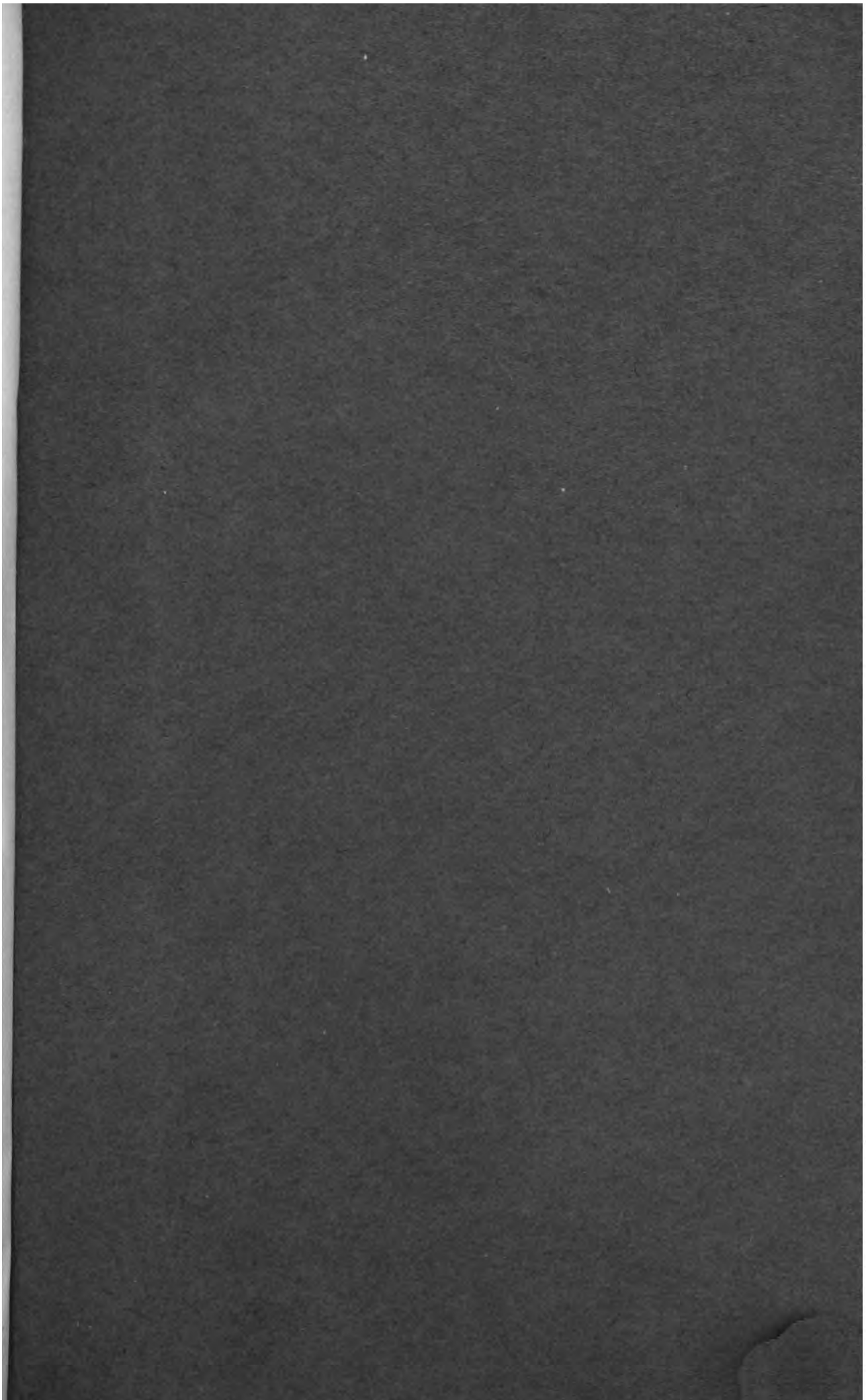
### 16. Abschnitt

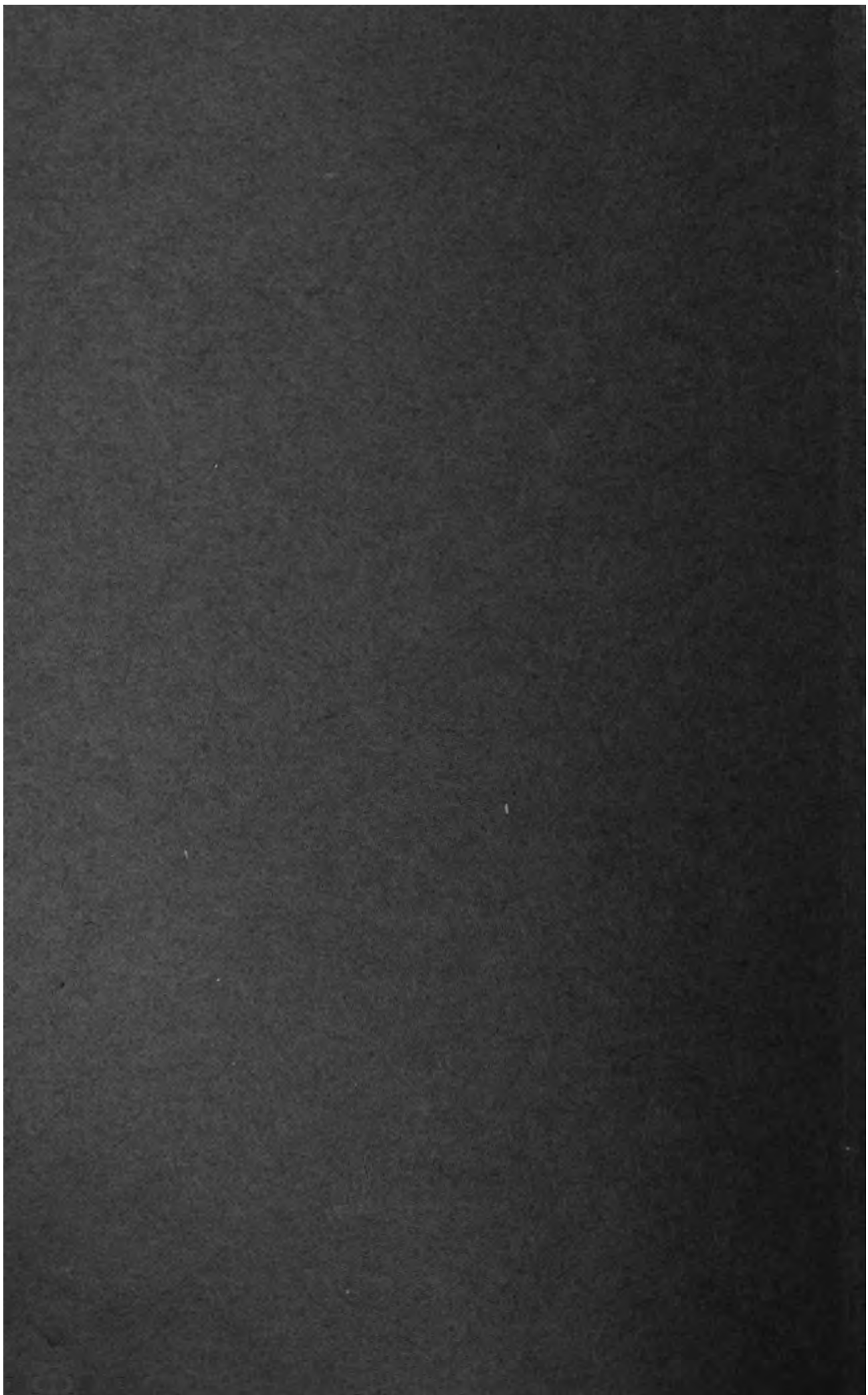
Am Tage darauf rückte die Schwadron weiter. Die Offiziere sahen ihre Wirtsleute nicht mehr wieder und nahmen von ihnen keinen Abschied. Sie sprachen auch miteinander kein Wort. Nachdem sie an die erste Raststelle gekommen waren, wurde ein Zweikampf verabredet. Aber der Rittmeister Schulz, ein bei allen im Regiment beliebter guter Kamerad, ein vortrefflicher Reiter, den der Graf zum Sekundanten gewählt hatte, verstand

es, die Sache so einzurichten, daß nicht bloß das Duell unterblieb, sondern daß auch niemand im Regiment von der Sache etwas erfuhr.

Turbin und Polosow waren zwar nicht mehr so befreundet wie früher, duzten sich aber weiter und wichen einander bei Tische und beim Kartenspiel nicht aus.







1606



